Der Krieg

Der Krieg

Illustrierte Chronik des Krieges

1916/17

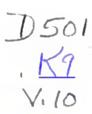
Zehnter Band

(Vierter Jahrgang, Band I.)



Stuttgart 1917

Franckh'sche Verlagshandlung



Inhalt des zehnten Bandes:

Vermischtes

Der Sammler

Bildertafeln und Reliefkarten





Der Krieg will starke Seelen. Er fordert auch von denen, die fernab von den Walstätten ihren Pflichten obliegen, eine trotzig und mutig zusammengeraffte Willenskraft. Wer die nicht aufbringt, bricht eben um.

Hans Land.

Illustrierte Kriegsberichte.

Der Krieg im Kaukasus.

II. (Sommer 1915 bis Ende 1916.)

Von F. M. Kircheisen. Mit 7 Abbildungen.

Die gewaltigen russischen Niederlagen auf dem europäischen Kriegsschauplatz im Frühling, Sommer und Herbst 1915 waren für den gesamten Feldzug im Osten von einschneidendster Bedeutung. Sie hatten unter anderem einen Wechsel im russischen Oberkommando zur Folge. Die öffentliche Meinung und die Hofclique machten den Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch für die in Polen und Livland erlittenen Mißerfolge verantwortlich. In Wirklichkeit hätte man den russischen Schlendrian und vor allem die deutschen Heerführer und Soldaten zur Verantwortung ziehen müssen, denen es gelang, in kürzester Zeit ein Riesenheer zu schlagen, ihm mehr als eine Million Gefangene mit ungezählten Geschützen und Trophäen aller Art abzunehmen und Tausende von Quadratkilometern russ. Bodens zu erobern. Jedenfalls richtete sich in Rußland der ganze Haß gegen den Großfürsten, denn wie in ähnlichen Fällen brauchte man einen Mann, auf dessen Schultern man allen Schimpf, alle Schande, die das russische Volk betroffen, abwälzen konnte.

Ihn ganz abzusetzen, wagte der Zar wohl nicht. Vielmehr betraute er den Großfürsten mit einem Kommando, das ihn wegen der damit verbundenen Vorteile über den Verlust seiner Oberbefehlshaberstelle hinwegsetzen sollte. Durch einen sehr geschickt abgefaßten Ukas, in welchem sich Nikolaus II. selbst zum Generalissimus des Heeres proklamierte, wurde der Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch an Stelle des Grafen Woronzoff-Daschkoff zum Vizekönig im Kaukasus und zugleich zum Oberbefehlshaber der gesamten, gegen die Türken kämpfenden Streitkräfte ernannt.

Es ist gewiß nicht zu leugnen, daß der Großfürst einer der besten russischen Generale war, weniger wegen besonderer strategischer Eigenschaften als wegen seiner schrankenlosen Rücksichtslosigkeit. Hatte er einmal einen Befehl erteilt, so mußte er ausgeführt werden, kostete es, was es wolle. Ob dabei Tausende, ja



Abb. 1. Die Heeresstraße im Aragwa-Tale, die einzige benutzbare Verbindungsstraße zwischen Rußland und der Türkei in den kaukasischen Gebirgsketten. — Lawinen, Felsstürze oder Sprengungen können leicht jeglichen Verkehr auf lange Zeit völlig unterbinden. (Zeichnung von R. Oeffinger.)



Abb. 2. Der Kriegsschauplatz im Kaukasus zwischen Schwarzem Meer und Kaspischem Meer.

Zehntausende von Menschen unnütz geopfert wurden, das war ihm gleichgültig, wenn nur sein Wille durchgesetzt wurde.

Groß, energisch, brutal bis zur Barbarei, mit einem besonders abschreckenden Äußern ausgestattet, verstand sich der Großfürst eine Stellung zu verschaffen, wie sie nur im Lande der Knute möglich war. Seine nächste Umgebung, das Heer, vom höchsten General bis zum Gemeinen, der Hof, alle fürchteten und verabscheuten ihn, obgleich viele nicht besser waren wie er und die Gewalt ebenso mißbraucht hätten, wenn sie sie besessen haben würden. Sogar die Minister in Petersburg wagten nie seinen Anordnungen oder Befehlen zuwider zu handeln, so unsinnig und unausführbar sie auch oft waren. An dem Großfürsten sieht man, daß sich die Zeiten seit Peter I. und Paul I. nicht viel geändert haben. Der würdige Großfürst hatte nämlich die Gewohnheit, die höchsten Offiziere und Beamten wie Schuljungen zu ohrfeigen, wenn er schlechter Laune oder nicht mit ihnen zufrieden war. Und zufrieden war er nie! Es soll manchmal vorgekommen sein, daß, wenn ein General oder ein hoher Ministerialbeamter das Arbeitszimmer des Großfürsten verließ, er sich die Wangen oder einen anderen Körperteil wegen der erhaltenen Züchtigungen rieb. Man erzählt, das Volk habe darüber eine unbändige Freude empfunden, denn es war ihm eine große Genugtuung, zu sehen, daß die Großen auch nicht besser behandelt wurden wie die Kleinen. Diese Behandlungsweise seiner Untergebenen scheint manchem ententefreundlichen Journalisten, selbst wenn er einer Republik entstammt, durchaus nicht verachtungswürdig zu sein. Denn diese Anekdote wurde nicht etwa einer deutschfreundlichen Zeitung entnommen, sondern befindet sich in dem führenden westschweizerischen Blatt, das sich seit Kriegsbeginn gern als Schiedsrichter der Kriegführenden aufspielt und kritiklos alles, was deutsch ist, mit einem unglaublichen, blinden Haß verfolgt.

Es scheint, der Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch hat sich nur deshalb bereit erklärt, freiwillig vom Oberkommando der russischen Streitkräfte in Europa zurückzutreten, weil man ihm die Versicherung gegeben hatte, die Kauka-

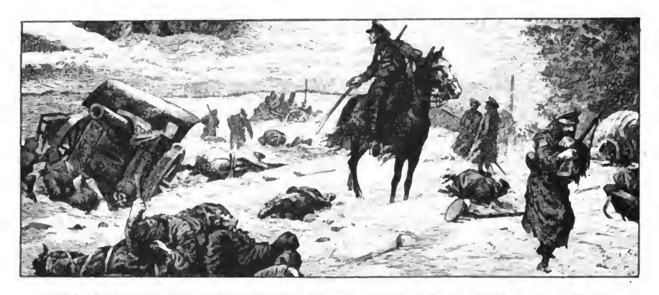


Abb. 3. Nach einem für die Türken erfolgreichen Gefecht in der winterlichen Wildnis des Kaukasusgebiets. Nach einer Zeichnung von R. Oeffinger.

susarmee ganz gewaltig zu verstärken, damit er sich im Kampfe mit den Türken die in Europa vergeblich gesuchten Lorbeeren holen könne.

Das sollte ihm nicht allzu schwer fallen. Zunächst konnte die russ. Heeresleitung annehmen, daß die Deutschen ihren im Mai begonnenen Siegeszug nicht mehr lange fortsetzen würden, denn der Winter war vor der Tür. Um das Nachschubwesen zu organisieren, die Truppenkörper neu aufzufüllen und die zerstörten Eisenbahnen wieder herzustellen, dazu bedurften die Deutschen auch geraumer Zeit. Also brauchte man sich russischerseits nur an das seit dem August 1915 verfolgte System zu halten und sich, möglichst ohne große Feldschlachten anzunehmen, rechtzeitig zurückzuziehen. Aus diesem Grunde brauchte man dem Heere keine oder nur wenige Reserven zuzuführen. Man gedachte sie vielmehr nach dem Kaukasus zu leiten, wo man einen weniger gefürchteten Gegner vor sich zu haben glaubte.

In der Tat war die Lage für die Türken insofern nicht sehr günstig, als sie keine Eisenbahnen in Kleinasien haben, die nach dem Kaukasus führen, und so allen Heeresbedarf nur mit Hilfe von Tragtieren, Kraftwagen oder Lastfuhrwerken heranbringen konnten. Die Truppen waren sogar auf den Fußmarsch angewiesen. Allerdings suchte man in der ersten Hälfte des Krieges Truppen und Heeresbedürfnisse zu Wasser nach Trapezunt zu bringen, von wo aus sie dann zu Lande weitergeleitet werden konnten. Wegen der Überlegenheit der russischen Flotte, die manchen türkischen Truppentransport versenkte, mußte jedoch später von diesem Beförderungsmittel Abstand genommen werden.

Die Russen hingegen, die seit Jahren Vorbereitungen für einen Krieg mit der Pforte getroffen hatten, verfügten über einige gute strategische Bahnen im Kaukasus, die bis an die armenische Grenze führten, und mit Leichtigkeit Truppen und Material bis in das Kriegsgebiet befördern konnten.

Aus diesen Gründen ist es verständlich, daß die Russen, besonders wenn sie ihre Streitkräfte im Kaukasus verstärkten, ohne besondere Schwierigkeit einige Erfolge über die schwächeren türkischen Heere davontragen konnten. Anstatt aber selbst den Oberbefehl der im rauhen Gebirge kämpfenden Truppen zu übernehmen, zog der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch vor, in seinem Palast in Tiflis zu bleiben und dem General Judenitsch die Führung der Truppen zu überlassen, die kurze Zeit darauf eine große Offensive gegen das türkische Zentrum beginnen sollten. Judenitsch hatte schon vorher die wichtigsten Operationen an der Kaukasusfront geleitet und auch den neuen Feldzugsplan ausgearbeitet. Neben dem General Michail Prschewalsky, dem Befehlshaber eines turkestanischen Armeekorps, ist er einer der volkstümlichsten Führer des russischen Heeres im Kaukasus.

Im ersten Artikel *) hatten wir die Operationen des türkisch-russischen Kriegs bis zum August 1915 verfolgt. Obgleich die Türken, wie nicht oft genug erwähnt werden kann, mit den größten Nachschubschwierigkeiten zu kämpfen hatten, um alle die in einem modernen Kriege für eine Armee erforderlichen Gegenstände aus der Hauptstadt oder aus anderen Teilen des Landes herbeizuschaffen, die Operationen größeren Stils überhaupt ausschlossen, so entwickelte der türkische Oberbefehlshaber Abd-ul-Kerim

*) Siehe S. 239 des vor. Jahrg.

doch eine sehr rege Tätigkeit an den verschiedenen Fronten, die sogar in den russischen Heeresberichten anerkannt wurde. Sonderbarerweise erfahren wir aus russischem Munde viel mehr von türkischen Vorstößen oder Teiloffensiven als aus den lakonischen türkischen Berichten. Es würde sehr ermüdend sein, wollte man alle die einzelnen, oft nur von einigen Bataillonen oder sogar Kompagnien gelieferten Gefechte nach den beiderseitigen amtlichen Bekanntmachungen schildern, und was noch schlimmer ist, der Leser würde sich kein anschauliches Bild von den Kämpfen machen, in denen Namen genannt werden, die sich auf keiner Karte befinden, schon aus dem Grunde, weil sie durch die telegraphische Übermittelung und Transskription völlig entstellt wurden.

Wie schon im ersten Kriegsjahre fanden mehr oder weniger heftige Zusammenstöße an der Küste des Schwarzen Meeres, zu beiden Seiten des Tschorochflusses, in der Gegend von Olty und am Flusse gleichen Namens statt. Ferner kam es beiderseits der Heeresstraße, die von Erzerum nach Kars führt, und vor allem nördlich und südlich des Wansees und in der Provinz Alaschgerd zu heftigen Kämpfen. Darin bewiesen die Türken wiederum ihre legendäre Tapferkeit und trugen meist den Sieg davon. Nur in Nordpersien, das schon vor dem Kriege ganz unter russischem Einfluß stand, hatten die Russen einige Erfolge zu verzeichnen, die sie Mitte Dezember 1915 bis nach Hamadan und im nächsten Monat bis nach Suleimabad führten.

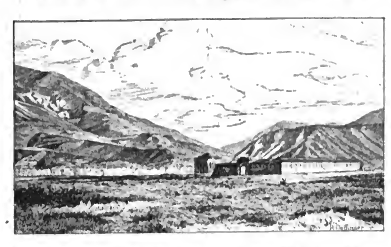


Abb. 4. Eine der russischen Grenz-Sperrfestungen im Kaukasus, die von den Türken genommen wurden.

Sobald der Großfürst Nikolaus Nikolajewitsch in Tiflis eingetroffen war, ließ er Vorbereitungen zu der großen Offensive gegen die Türken treffen, die nichts weniger als die Einnahme der Festung Erzerum bezweckte. Durch einen erfolgreichen Feldzug gegen den Erbfeind hoffte er nicht allein sein eigenes Ansehen, sondern auch das der gesamten russischen Armee wiederherzustellen. Er vergaß aber, daß, selbst wenn die beabsichtigte Offensive gelang, dies nur einen Sieg auf dem Papiere darstellte, denn in der Tat änderte die Einnahme einer Stadt wie Erzerum ebensowenig an der Gesamtkriegslage, als wenn es z. B. den Türken gelungen wäre, die russischen Städte Kars oder Eriwan einzunehmen. Es scheint aber, daß auch die Verbündeten Rußlands gern eine Offensive größeren Stils gegen die Türken im Kaukasus gesehen haben, um die Engländer im Irak und die Franzosen und Engländer an der Dardanellenfront zu entlasten. Tatsächlich konnte es auf den beiden erwähnten Kriegsschauplätzen nicht schlechter für die Alliierten stehen, als es der Fall war. Die Lage der französisch-englischen Truppen auf Gallipoli wurde von Tag zu Tag haltloser, bis sie schließlich im Dezember 1915 durch die schneidigen Gegenangriffe der Türken gezwungen wurden, das verfehlte Unternehmen aufzugeben. Und von der Tigrisfront konnte der General Townshend auch nicht viel Günstiges berichten. Dort waren die englisch-indischen Truppen durch die geschickten Maßnahmen des Marschalls von der Goltz im Süden von Bagdad auf Kut-el-Amara zurückgeworfen worden, und trotz der verzweifeltsten Anstrengungen mußten die Engländer und Inder, nachdem sie unermeßliche Verluste an Menschen und Material erlitten hatten, im April 1916 kapitulieren.

Anfang Januar 1916 waren die russischen Vorbereitungen zu einer Offensive gegen Erzerum beendet, und im ersten Drittel des Monats gingen die Russen in einer Frontausdehnung von etwa 150 Kilometern zwischen dem Karadaghberg (südlich vom Arasfluß) und Ichhan (südlich von Milo) zum Angriff vor. Die vom 9. bis zum 11. Januar von den Russen in der Gegend von Ichhan bis zum Idfluß unternommenen Vorstöße wurden von den Türken verhältnismäßig leicht abgewiesen. Heftigere Gefechte entwickelten sich in der Nacht vom 11. zum 12. Januar zwischen dem Arasfluß und dem südlich davon gelegenen Berg Karadagh. Obgleich die Russen den Türken um wenigstens das Doppelte überlegen waren, gelang es den Angegriffenen nicht allein, den Sturm abzuweisen, sondern selbst an gewissen Stellen zum Gegenstoß vorzugehen.

Mittlerweile hatten die Russen auch die türkischen Stellungen zwischen dem Nordlauf des Aras bis zum Narmanpaß und Ichhan angegriffen, ohne indes große Erfolge zu erzielen.

Lange Zeit hielten die Türken an der ausgedehnten Front dem mächtigen Druck stand, doch infolge der gewaltigen feindlichen Übermacht und der überaus reichlich mit Munition versehenen Artillerie der Russen mußten sie sich schließlich im Zentrum zurückziehen. Es gelang den Russen, sich Mitte Januar 1916 unter großen Verlusten einen Weg bis nach Köprikoi zu bahnen, das sich etwa 50 Kilometer östlich von Erzerum befindet. Jetzt stand dem russischen Heere der Weg nach Erzerum offen. In wenigen Tagen wurde Hassankala besetzt, und die feindlichen Vortruppen näherten sich den Forts von Erzerum.

Wenn die Türken auch gezwungen waren, ihre Mitte etwas zurückzunehmen, so hielten die beiden Flügel allen Angriffen wacker stand. Hie und da gelang es sogar den türkischen Führern, die Offensive zu ergreifen, wodurch der russische Vormarsch im Zentrum entschieden eine gewisse Verzögerung erlitt.

Aber auch infolge des schlechten Wetters — das Thermometer sank oft bis auf 25 Grad unter Null — und vor allem wegen des verzweifelten türkischen Widerstandes vermochte General Judenitsch nur schrittweise vorwärts zu dringen, um den Angriff auf die Festung und ihre Vorstellungen vortragen zu können. Erst Mitte Februar konnten die Russen sich mit ihren Hauptstreitkräften an die Außenforts heranarbeiten.

Ohne Rücksicht auf die voraussichtlichen großen Menschenverluste, befahl der russische Obergeneral, vermutlich auf besondere Weisungen des Großfürsten hin, der einen Sieg dringend verlangte, die Forts und die Stadt im Sturm zu nehmen. Am 11. Februar begann der Angriff. Erst nach fünftägigen Anstrengungen, die Hekatomben von Blut auf beiden Seiten kosteten, entschieden sich die Türken, den Platz aufzugeben, so daß die Russen am 16. Februar 1916 in die verlassene Stadt einziehen konnten.

Die Operationen gegen Erzerum fanden bei grimmigster Kälte statt, und Freund wie Feind verrichteten Wunder der Tapferkeit. Wohl nur wenige der Stürmenden werden den Angriff überlebt haben. Immer neue Bataillone und Regimenter wurden herangeführt und in den sicheren Tod geschickt, denn, wie man weiß, wurde unter der alten russischen Herrschaft mit Menschenblut nicht gegeizt. Nachdem am 15. Februar die südöstlichen Forts genommen worden waren, und eine Lücke von fast 40 Kilometern in der äußeren türkischen Verteidigungslinie entstanden war, erfolgte der Angriff der Russen auf die östlichen und nordöstlichen, sowie gegen die inneren Forts und die Stadt selbst. Aber soweit ließen es die Türken nicht kommen, denn sie räumten bereits am 15. Februar die Hauptstellung und die westlichen Außenforts und zogen sich langsam in der Richtung auf Ersingjan zurück.

Selbst die russischen Berichte anerkennen, daß sich die Türken mit einer geradezu unbeschreiblichen Erbitterung wehrten. Besonders am Morgen eines jeden Tages unternahmen sie Gegenangriffe, die ihnen jedoch nur lokale Erfolge einbrachten. Alles war vergebens. Selbst die in Eilmärschen herbeieilenden beiden türkischen Armeekorps, die von der Dardanellenfront und aus Syrien herankamen, hätten nicht viel an dem Endergebnis zu ändern vermocht, da die Russen in zu großer Übermacht waren und beständig Verstärkungen empfingen.

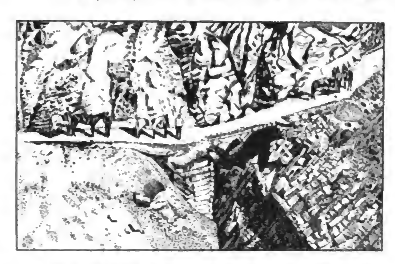


Abb. 5. Türkisches Militär in einem Engpaß des Kaukasus.

An früheren Beispielen in diesem Kriege hatte man erfahren, daß es unzweckmäßig sei, sich regelrecht belagern zu lassen und eine Festung bis zum äußersten zu verteidigen, vor allem, wenn die feindliche schwere Artillerie der eigenen überlegen und mit einem eigenen, mit großen Kräften unternommenen Entsatzversuch nicht zu zählen war. Deshalb hatte der türkische Oberbefehlshaber angeordnet, die Forts und die Festung aufzugeben, als er einsah, daß sie nicht länger zu halten seien. Dadurch verlor er zwar eine Festung, rettete aber seinem Lande Zehntausende tüchtiger Soldaten.

Am 16. Februar nachmittags war die Festung im Besitz der Russen. Zuerst rückte Kavallerie in die verlassene Stadt ein, dann folgten Infanterie und andere Waffengattungen. Die Hauptstellung selbst fiel dem Gegner fast unbeschädigt in die Hände. Nur die Regierungsgebäude waren begreiflicherweise von den Türken angezündet worden. Alles, was den Russen von Nutzen hätte sein können, war beizeiten geräumt worden. Als die Sieger in die Stadt einmarschierten, fanden sie nur für wenige Tage Lebensmittel vor. Aus diesem Umstand kann man ersehen, daß die Türken schon lange mit der Möglichkeit der Aufgabe Erzerums gerechnet hatten.

Nie haben die Russen genau die Zahl der erbeuteten Geschütze angegeben. Sicherlich nicht ohne triftigen Grund.

Ein ausführlicher russischer amtlicher Bericht vom 29. Februar, der auch die türkische Auffassung, daß man die Stadt geräumt habe, nachdem die Aussichtslosigkeit ihrer weiteren Verteidigung eingesehen worden war, widerlegen sollte, werden 197 genommene Geschütze für die äußeren Forts und 126 Geschütze der inneren Linie erwähnt. Zusammen also 323 Kanonen. Nun, der „Offizielle Reichsbote" veranschlagte in einem halbamtlichen Artikel, der aber früher als der erwähnte Bericht erschien, die Zahl der Geschütze, die sich in den vorgeschobenen Stellungen befanden, auf 467, die der Hauptstellung auf 374 Festungsgeschütze. Dazu seien noch 200 Feldgeschütze und Gebirgskanonen zu rechnen, alles in allem demnach fast 1000 Feuerschlünde. Wo sind da die fehlenden 600 Geschütze, die der amtliche russische Bericht verschweigt?

Zunächst kann angenommen werden, daß die Zahl der türkischen Geschütze viel weniger war, als der halbamtliche russische Artikel veranschlagt. Ferner werden die Türken einen sehr großen Teil der leichten und halbschweren Artillerie gerettet haben. Dies beweist, daß sie nicht die Absicht hatten, den Platz bis zum äußersten zu verteidigen. Schließlich werden die meisten zurückgelassenen Geschütze, von denen viele älterer Herkunft waren, unbrauchbar gemacht worden sein. Auch über die Zahl der türkischen Gefangenen schweigen sich die russischen Berichte aus. Es werden allerdings in den der Einnahme der Festung vorangehenden Kämpfen hie und da Gefangene gemeldet, doch nirgends wird nach dem Fall von einer Gesamtsumme gesprochen. Im amtlichen Bericht vom 17. Februar, 20 Uhr 15 heißt es: „Wir haben eine Zählung der Gefangenen und der Beute begonnen, die wir gemacht haben" und vom 18., 20 Uhr lesen wir: „Die Zählung der Trophäen und der türkischen Soldaten, die wir in der Gegend von Erzerum gefangen genommen haben, wird demnächst abgeschlossen sein". Aber der Bericht erschien nicht. Am 20. Februar wurden zwar 49 gefangene Offiziere und 2500 Soldaten gemeldet, die nach der Einnahme Erzerums in die Hände der Russen fielen, dann erschien die bereits genannte Meldung vom 29. Februar. Aber diese erwähnt nur die erbeuteten Geschütze. Kein Wort über die Gefangenen! Bei vorsichtiger Schätzung kann die Zahl der von den Russen in den Monaten Januar und Februar 1916 gemachten Gefangenen auf 8—10000 Mann veranschlagt werden, in der Tat eine sehr geringe Zahl.

Durch die heftigen Kämpfe um den Besitz Erzerums waren beide Teile so erschöpft, daß an eine unmittelbare Fortsetzung der Operationen nicht gedacht werden konnte. Die Russen, die viel mehr als ihre Gegner verloren hatten, suchten die Lücken in ihren Korps wieder auszufüllen, ergänzten ihre Munitionsvorräte und organisierten das Nachschubwesen, das in einem modernen Kriege eine noch größere Rolle wie früher spielt. Die Türken ihrerseits ordneten ebenfalls ihre Truppen, um in westlich von Erzerum gelegenen neuen Stellungen den Angriff der Russen zu erwarten.

Waren die Türken auch gezwungen gewesen, ihre stärkste Kaukasusfestung aufzugeben, so war ihr Heer doch noch intakt und jederzeit zum Schlagen bereit. Interessant ist es, hier einzuflechten, auf wie hoch die Gegner das türkische Heer bezifferten. Nach halbamtlichen russischen Berichten bestand Anfang März 1916 die gesamte türkische Heeresmacht, abzüglich des zahlreichen Hilfsdienstes, aus 550000 Mann. Davon sollen 130000 Mann in Thrazien, 65000 Mann in und bei Konstantinopel und den Dardanellen, 45000 in Smyrna, 25000 Mann an der rumänischen Grenze, 80000 Mann in Syrien, 20000 Mann in Persien, 70000 in Mesopotamien und nur 115000 Mann im Kaukasus gestanden haben. Man bedenke, nur 115000 Mann an der langen Kaukasusfront! Und dabei wurde in dem erwähnten halbamtlichen Bericht des „Offiziellen Reichsboten" die Garnison von Erzerum allein auf 100000 Mann geschätzt, was mindestens um die Hälfte unzutreffend sein muß. Jedenfalls kann man aus der russischen Schätzung der gegnerischen Kräfteverteilung schließen, daß es eine Leichtigkeit gewesen ist, über eine Armee von nur 115000

Mann,*) die auf einer Front von ungefähr 500 Kilometern verteilt war, gewisse Vorteile zu erringen.

Wenn auch der russische Druck im Zentrum so stark war, daß sich die Türken nach Westen zurückziehen mußten, so hielten die türkischen Flügel doch allen feindlichen Anstürmen wacker stand. Noch Ende März standen türkische Abteilungen auf russischem Gebiet bei Artwin. Hier sowohl als auch bei Archawe, an der Küste des Schwarzen Meeres, war die Lage seit Kriegsbeginn fast die gleiche geblieben. Da aber die Russen jetzt eine groß angelegte Offensive zu Wasser wie zu Land gegen Trapezunt planten, so mußten die in der Küstengegend stehenden tapferen türkischen Bataillone schließlich langsam abbauen, um nicht von den Russen umgangen zu werden. Sie wichen aber nur langsam und immer fechtend zurück, nachdem sie vorher die vorhandenen Vorräte mitgenommen oder zerstört hatten, um sie nicht in Feindeshand fallen zu lassen.

Bei der Lage der Dinge war auch an ein Festkleben in Trapezunt, das keine modernen Befestigungen aufzuweisen hat und das nur von wenigen Geschützen verteidigt wird, nicht zu denken. Von Süden her war allerdings die Gefahr am geringsten. Dagegen wurde der Druck von Osten her immer größer, endlich beteiligte sich auch die russische Flotte an dem Angriff gegen Trapezunt. Leider war die türkische Marine zu schwach, um einen Kampf mit der bedeutend überlegenen russischen Flotte aufzunehmen. Trotzdem suchte der ehemalige deutsche Kreuzer „Breslau", ihr so viel wie möglich Schaden zuzufügen und die Bewegungen der an der Küste vorrückenden Russen zu stören.

Immerhin vergingen viele Wochen, ehe es den Russen gelingen sollte, Trapezunt zu nehmen, denn die Türken benutzten jeden Hügel, jede Geländefalte, jedes Gehöft und jeden Flußlauf, um sich nochmals zur Wehr zu setzen und die Russen aufzuhalten. In der Nacht vom 3. zum 4. März hatten sich die Russen der Küstenstadt Atina bemächtigt. Darauf waren die Türken bis an den Karadereflußs zurückgegangen, der



Abb. 6. Engpaß und altes russisches Fort im Kaukasus.

sich besonders gut zur Verteidigung eignete. Nach mehr als einen Monat dauernden Kämpfen gelang es schließlich den Russen am 14. April, den Widerstand ihrer zähen Gegner zu brechen. Inzwischen hatten die Türken Zeit gefunden, Trapezunt zu räumen. Am 18. April zog sich die türkische Nachhut aus der verlassenen Stadt zurück, und am selben Tage nahmen die Russen von ihr kampflos Besitz. Auch hier waren die Soldaten des Zaren sehr enttäuscht, nur eine geringe Beute vorzufinden. Nicht mehr als 22 zurückgelassene Geschütze vermochte der General Judenitsch, der wiederum die russischen Operationen leitete, zu melden. In welchem Zustand sich das Geschützmaterial befand, setzt er nicht hinzu. Vermutlich handelte es sich um absichtlich zurückgelassene ganz alte oder unbrauchbar gewordene Geschütze.

Die folgenden Monate vergingen in Rückzugsgefechten auf der Front zwischen westlich von Trapezunt und westlich von Erzerum. Schrittweise zogen sich die Türken zurück. Dabei ging

*) Dazu sind noch die Verluste an Toten, Verwundeten und Gefangenen zu rechnen, die man für die Monate Januar und Februar 1916 auf 20000 Mann veranschlagen kann.

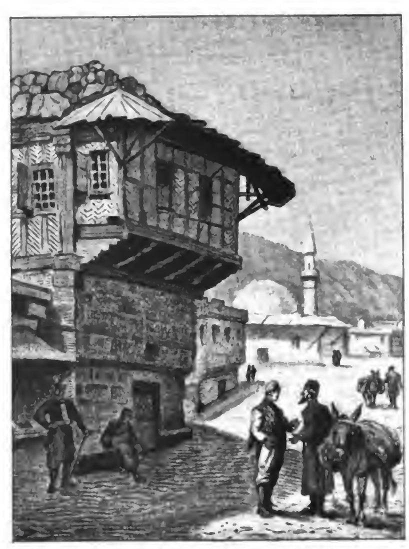


Abb. 7. Aus Erzerum: Altes türkisches Wohnhaus, im Hintergrund eine Moschee mit Minarett.

es oft sehr heiß zu. Leicht machten sie es den Russen nicht, die jeden Fußbreit eroberten Bodens teuer bezahlen mußten. So kam der Sommer heran. Die Frontlinie verlief jetzt etwa 40 Kilometer westlich von Trapezunt über Ardasa, Gümischschane, Scheiran nach Ersinjan und bog dann scharf nach Osten um. Die letztgenannte Stadt gelangte am 25. Juli in russische Hände.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Russen auf ihrem rechten Flügel seit Beginn des Jahres 1916 gewisse Erfolge davongetragen haben. Diese wurden aber durch den türkischen Sieg bei Kut-el-Amara und durch die Eroberungen in Nordpersien wieder wettgemacht. Am 27. April war Kut gefallen und General Townshend mit einem englisch-indischen Heere gefangen genommen worden, fürwahr, ein harter Schlag für das englische Ansehen in Asien! Das allein wog mehr auf als die Preisgabe von Erzerum und Trapezunt. In Nordpersien hatten die Russen zwar einige vorher in türkischen Händen befindliche Städte besetzen können, sie waren sogar ziemlich weit auf Bagdad vorgerückt, aber die im Sommer unternommene türkische Offensive im Zentrum und auf dem rechten Flügel stellte die Kriegslage bald zugunsten der Türken wieder her.

In der Nacht vom 7. zum 8. August war zunächst Bitlis und am 8. Musch (beide westlich vom Wansee) wiedererobert worden, und einige Tage darauf fiel auch Hamadan in türkische Hände zurück. Erwähnenswert ist für diesen Monat auch eine Waffentat auf dem linken Flügel, die den Türken an 5000 russische Gefangene einbrachte. Leider erwähnt der amtliche türkische Bericht nicht, wo sie sich zutrug. Erwähnt wird nur, daß 2½ russische Divisionen zersprengt wurden. Daß Ende des Monats Bitlis und Musch wieder in russische Hände fielen, änderte nicht viel an der Gesamtlage, denn weiter kamen die Russen nicht. Hingegen konnten die Türken Ende September die Einnahme von Ispahan und Ende Oktober die von Bidjar melden.

Bereits Ende September fiel im Kaukasus der erste Schnee. Eine Entscheidung war auf beiden Seiten noch nicht eingetreten. Weder im Westen noch im Süden waren die russischen Truppen aus dem armenischen Hochgebirge in die Ebene gelangt. Und zu einem neuen Winterfeldzug fehlten den Russen wohl die notwendigen Reserven, da sie übergenug in Rumänien und in der Dobrudscha beschäftigt waren. Dort hatten sie übrigens ihre alten Erbfeinde wiedergefunden, die an der Seite der verbündeten Deutschen und Bulgaren sich neue Lorbeeren holten.



Aus den Kämpfen an der Somme: Eine starke englische Reiterpatrouille beim Aufbruch im Morgengrauen.
(Nach einem englischen Original.)

Die Eroberung von Nowo-Georgiewsk.

Von Dr. Kurt Floericke. **Mit 3 Abbildungen.**

Wie reife Ähren unter der Sense des Schnitters, fielen im Sommer 1915 die russischen Festungen unter der stürmenden Gewalt der deutschen Angriffe. Kaum war die bedeutsame Jubelkunde vom raschen Fall der Festung Kowno verhallt, da ereilte uns auch schon die Freudenbotschaft, daß das starke Nowo-Georgiewsk im Sturm genommen sei, nachdem an den vorangegangenen Tagen bereits Fort auf Fort zusammengeschossen worden war. Am 7. August hatten sich deutsche Einschließungstruppen von Norden her der Festung genähert, und knapp zwei

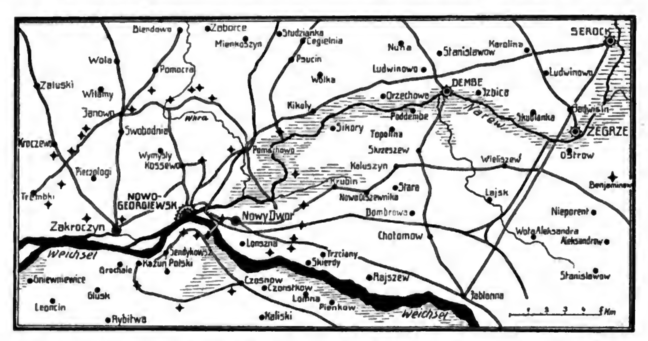


Abb. 1. Lage und Umgebung von Nowo-Georgiewsk.

Wochen später konnte der Angreifer, der Tag für Tag neue Lücken in den Verteidigungsgürtel gebrochen hatte, die deutsche Fahne über der stolzen Zwingburg hissen. General v. Beseler, der Demetrius Poliorketes dieses Weltkriegs, hatte wie früher im Westen so nun auch im Osten die große, ihm gestellte Aufgabe glänzend gelöst, in einer Weise, die noch auf lange Jahre hinaus als Schul- und Musterbeispiel für das abgekürzte Belagerungsverfahren gelten wird. Es war ein Meisterstück des Festungskrieges und zeugte unwiderleglich für die unvergleichliche Überlegenheit unserer schweren Artillerie und für die unwiderstehliche Angriffswucht unseres Fußvolkes. Am gleichen Tage, an dem der deutsche Reichskanzler dem geknechteten Polenvolke eine lichtere Zukunft in sichere Aussicht stellte, räumten die deutschen Truppen das letzte Bollwerk hinweg, das dem neuen, freien Polenreiche noch im Wege stand. Der „letzte Halt des Feindes in Polen" war damit gebrochen, das ganze Land bis zum Bug in der Gewalt des Siegers. Wenn die Russen auch einen Teil ihrer Festungen mehr oder minder freiwillig unter dem Druck der strategischen Lage geräumt und andere nur durch verhältnismäßig schwache Nachhuten verteidigt haben, so macht doch Nowo-Georgiewsk eine bemerkenswerte Ausnahme von dieser Regel, denn offenbar waren die Russen entschlossen, diesen stärksten Punkt des berühmten polnischen Festungsdreiecks auf das nachhaltigste und so lange als nur irgend möglich zu verteidigen. Dafür spricht schon die ungewöhnliche Stärke der Besatzung, die gewaltige Bewaffnung und die unglaubliche Menge der aufgehäuften Vorräte an Nahrungsmitteln und Schießbedarf. Nowo-Georgiewsk sollte wie ein Pfahl im Fleische der deutschen Offensive sitzen bleiben, sollte uns die Benützung der wichtigen Schiffahrtsstraße auf der Weichsel unmöglich machen, sollte die wichtigste Bahnlinie und die unmittelbare Querverbindung zwischen Ostpreußen und Galizien sperren. So lange sollte die starke Festung sich halten, bis die einstweilen zurückgedrängten russischen Riesenheere in der Lage sein würden, wiederum die Offensive zu ergreifen und von neuem verheerend gegen die Grenzen Deutschlands und Österreichs vorzubrechen. Mit einem mindestens acht-

monatigen Widerstande von Nowo-Georgiewsk hatten die russischen Generalstäbler gerechnet, und in Wirklichkeit betrug er — ganze 12 Tage. So schlug der russische Plan geradezu zum Vorteil der Deutschen um, denn mit dem Falle von Nowo-Georgiewsk fiel auch eine ganze Armee in unsere Hände, und es wurden 95000 Mann nebst ungeheurem Kriegsgerät geopfert, ohne eigentlich einen anderen Gewinn zu erzielen, als 50000 Mann deutscher Truppen, die größtenteils zum Frontkampf überhaupt nicht bestimmt waren, vorübergehend zu fesseln. Aber weder wurde die deutsche Verfolgung merklich aufgehalten, noch der Sicherheit des russischen Rückzuges wesentlich genützt. Im Kriege rächt sich eben nichts so sehr, als halbe Maßregeln. Hatten sich die Russen, wie dies naheliegend war, zum Festhalten der Festungslinie entschlossen, so hätte auch die ganze Weichselfront, das ganze polnische Festungsdreieck, behauptet werden müssen. Nowo-Georgiewsk allein, so stark es an sich auch sein mochte, erwies sich für den angestrebten Zweck als zu schwach, wie die Ereignisse alsbald mit unerbittlicher Deutlichkeit lehrten. Das Verhalten des russischen Generalstabs erscheint daher dem unbefangenen Laienurteil schwer begreiflich, und es entzieht sich einstweilen noch genauer Feststellung, was die Moskowiter eigentlich veranlaßte, nicht auch hier wie anderwärts beizeiten abzubauen und rechtzeitig einen mehr oder minder „freiwilligen" Rückzug anzutreten. Sie vertrauten auch wohl zu sehr der Stärke der Werke und versprachen sich in Erinnerung an Sebastopol und Port Arthur und in verhängnisvoller Unterschätzung der deutschen Stoßkraft einen langen Widerstand, der immerhin moralisch das tief gesunkene Ansehen der russischen Kriegführung wieder hätte heben müssen. General Beselers rasches Zugreifen ließ den Russen auch keine lange Zeit mehr zum Überlegen und Zaudern. Die Größe des Erfolges von Nowo-Georgiewsk wurde ja gerade dadurch bedingt, daß es hier gelang, den Ring vollkommen zu schließen, was bei Antwerpen und bei Kowno nicht möglich gewesen war. Die Russen saßen hier alsbald in einer richtigen Mausefalle, in der es wohl zähe Verteidigung und Opfertod, aus der es aber kein Entrinnen mehr gab. Möglicherweise waren für ihr unkluges Ausharren auch politische Bedenken mit maßgebend. Waren doch diese gewaltigen Befestigungen mit dem Golde der französischen Sparer und Steuerzahler angelegt und nicht weniger als $2\frac{1}{2}$ Milliarden guter französischer Franken in das polnische Festungsdreieck hineingebaut und hineingesteckt worden. Es hätte aber in Frankreich den übelsten Eindruck machen und die gallische Empfindlichkeit aufs tiefste verletzen müssen, wenn man derartig kostspielige Bollwerke, von denen sich der heißblütige Bundesgenosse so unendlich viel versprochen hatte, kampflos hätte preisgeben wollen. Die Rücksichtnahme auf die Revanchebedürfnisse Frankreichs hat ja auch sonst so viel dazu beigetragen, daß Rußland auf die schiefe Ebene geraten ist.



Abb. 2. Russische Verteidigungslinie in der Gegend zwischen Narew und Weichsel.

Nowo-Georgiewsk, an der Einmündung des Bug—Narew in die Weichsel gelegen, ist eigentlich keine Stadt, sondern lediglich eine große Lagerfestung, wohl die stärkste Rußlands, eine rein militärische Siedlung. Innerhalb der Wälle liegen um die Zitadelle herum zahlreiche Kasernen und Munitionshäuser; Schuppen reiht sich an Schuppen, Laboratorien wechseln mit Lazaretten, und dazwischen schieben sich schlichte Offiziersvillen mit kleinen Gärtchen, aber eigentliche Bürgerhäuser fehlen vollständig. Dagegen liegen noch innerhalb des Gürtels vorgeschobener



Phot.: Kluckewitz, Königsberg.

Abb. 3. Die Wirkung eines 42-cm-Geschosses in den Werken der Festung Nowo-Georgiewsk bei Warschau.

Forts eine ganze Reihe kleinerer Ortschaften, von denen Nowy Dwor im Osten, Aleksandriska im Nordosten und Zakroczym im Westen bei den großen Weichselinseln die bedeutendsten sind. Die Festung vermittelt strategisch den Übergang von der Narew- zur Weichsellinie und stellt zugleich den nördlichen Eckpfeiler des polnischen Festungsdreiecks dar, ist also ein militärisch außerordentlich wichtiger Punkt. Sie steht an Größe und Umfang hinter Warschau zurück, da ihr Fortsgürtel nur einen Durchmesser von 14 km hat, ist aber neuzeitlicher ausgestaltet und besser bestückt, daher widerstandsfähiger. Demgemäß war schon in Friedenszeiten die Besatzung des im Bereich des XXIII. Armeekorps (Warschau) liegenden Waffenplatzes eine ungewöhnlich zahlreiche. Das 5., 6. und 7. Infanterieregiment hatten hier ihren Standort, ferner nicht weniger als 7 Bataillone Festungsartillerie, sowie zahlreiche Kompagnien von Pionieren, Mineuren und Luftschiffern. Beim Beginn der großen deutschen Offensive lagen etwa 50000 Mann in Nowo-Georgiewsk unter Generalleutnant Kohlschmidt, dessen Großvater noch deutscher Staatsangehöriger gewesen war. Diese Besatzung erfuhr aber noch eine wesentliche Vermehrung, als bei dem siegreichen Vordringen des Generals v. Gallwitz einerseits und des Generalfeldmarschalls Prinzen Leopold von Bayern andrerseits zahlreiche russische Truppenteile zwischen Weichsel und Narew abgesprengt wurden und sich nun hinter die schützenden Wälle der Festung flüchteten, um nicht abgekniffen zu werden. So kam es, daß General Bobyr, der den Oberbefehl übernahm, schließlich über gut 95000 Mann verfügte. Ihren Kern bildeten vier Liniendivisionen, darunter das prächtige turkestanische Armeekorps, und gegen 20000 Mann Festungsartillerie; dazu kamen als minderwertige Bestandteile abgesprengte Truppenkörper verschiedenster Art und wenig kampflustige polnische Landwehren, vielfach Warschauer Bürgersöhne, Reichswehren und Arbeitsbataillone. Das alte Kernwerk der Festung, bestehend aus der Zitadelle und einer alten Sternschanze mit dreifacher Umwallung, liegt auf dem rechten Weichselufer bei der Einmündung des Narew, hat aber heutzutage keinen großen Kampfwert mehr. Riesige Kasernen blicken hier in einer Frontlänge von wohl 600 Metern von steiler Uferhöhe aus ihren jetzt ausgebrannten Fensterhöhlen auf die stillen Wasser des Narew herab. Das linke Weichselufer wird durch eine Doppelkette von Forts gesichert, deren eine sich dicht am Strome dahinzieht, die andere in 10 km Entfernung davon; diese ganze Gegend ist sehr versumpft, leicht überschwemmbar und daher kaum zugänglich, wurde auch diesmal von den Belagerern nur mehr beobachtet. Die Hauptstärke der Festung beruht auf dem reichen Kranze vorgeschobener Werke am nördlichen Weichselufer, unter

denen sich acht große, ganz neuzeitliche Forts befinden und einen Gürtel von 30 km Umfang bilden. Eines der bedeutendsten Forts liegt auf einer Halbinsel zwischen Weichsel und Narew. Weiter aufwärts befinden sich an diesem Flusse noch eine Reihe selbständiger, weit vorgeschobener Brückenköpfe, so Fort Dembe (23 km von Nowo-Georgiewsk), westlich davon Pießkow, weiter östlich die alte Trutzburg Zegrze und von diesem südöstlich, schon abseits des Flusses, die neuzeitlich ausgebaute Feste Benjaminow. Den Zusammenfluß von Bug und Narew beherrscht der starke Brückenkopf Serock. Gegenüber dem Städtchen Nowy Dwor mündet von Norden her das Flüßchen Wkra in den Bug, und hierdurch wird das sumpfige Vorfeld im Nordosten der Festung noch hindernisreicher, zumal der Wkra-Abschnitt besonders stark befestigt war. Und doch drang gerade hier v. Beselers wuchtiger Angriff durch. Zwischen dem Doppelgürtel der Forts befanden sich noch zahlreiche kleinere Werke und feldmäßige Befestigungen. Lange Streifen von unglaublich breiten Stacheldrahtverhauen überzogen das Gelände mit starren Spinngeweben, durchflochten von Stahlseilen, von Ketten aus Stachelkugeln und von niederträchtigen spanischen Reitern, tückische Wolfsgrubenlöcher drohten mit den spitzen Mittelpfählen, Schutthaufen zerstörter Ziegelbauten und Gehöfte woben der Landschaft rote Scharlachflecke in das braungrüne oder weißgelbe Kleid. Weithin dehnten sich flache Sandhügel wie regellos hingespritzte Schaumkämme eines erstarrten Meeres; dazwischen sommerdürre Felder, ausgedehntes Sumpfland mit dunklen Büschen, viele Tausende leuchtender Baumstümpfe, wo vor kurzem noch lebensfroher Wald gestanden hatte. Doch hatten die Russen gerade bei der Niederlegung der Wälder manche Unterlassungssünde begangen, eine Unvorsichtigkeit, die sich bald an ihnen rächen sollte. Im ganzen muß die Anlage der 1832 erbauten Festung eine sehr geschickte genannt werden, da sie gegen einen Angriff von jeder Seite her gleich gut geschützt und das Vorhandensein der beiden vielgewundenen Ströme und zahlreicher Geländefalten in der sonst ebenen Gegend meisterhaft ausgenutzt war. Die Zitadelle schmiegte sich so trefflich in den weiten Kreis der Forts, daß sie selbst auf verhältnismäßig nahe Entfernung dem Auge verborgen blieb. Was vollendetste Technik und kriegswissenschaftliche Umsicht nur immer tun konnten, das war in der Tat geschehen, um Nowo-Georgiewsk gewissermaßen uneinnehmbar zu machen. Wenn dieser stärkste Hort des russischen Heeres trotzdem so überraschend schnell dem deutschen Ansturm erlag, so muß dies noch seine besonderen Gründe gehabt haben. Sie sind wohl darin zu suchen, daß sich hier zum ersten Male die beginnende Kriegsmüdigkeit des russischen Soldaten entscheidend geltend machte, der zwar noch zähen, aber doch nur stumpfen Widerstand leistete und der Katastrophe wie etwas Unvermeidlichem entgegensah. Die Führer schoben alle Schuld auf die Dumpfheit und auf die immer bedrohlicher einreißende Disziplinlosigkeit der Soldaten; der gemeine Mann aber sah mit Erbitterung, wie sich die Offiziere dem Genuß der Gegenwart hingaben, ohne sich in ihrem Sinnestaumel durch die Sorge um die Zukunft stören zu lassen. Es war dasselbe Bild wie 10 Jahre vorher in der Mandschurei unseligen Angedenkens. Die Wahrheit war, daß die Offiziere ihre Leute einfach nicht mehr in der Hand hatten und deshalb auch nichts aus ihnen herausholen konnten. Von einem Sebastopol konnte keine Rede sein, denn es fehlte der entschlossene Wille zum tapferen Ausharren, und die furchtbare, den Geist verwirrende, das Gemüt erschütternde Wirkung der schweren deutschen Artillerie lähmte bald auch den Rest von Tatkraft, der nach so vielen Fehlschlägen, Niederlagen und Rückzügen noch vorhanden war.

(Schluß folgt.)

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

Kaiser Karl I. v. Oesterreich-Ungarn. Mit 2 Abbildungen.

Kaiser Karl, Österreich-Ungarns neuer Herrscher, ist am 17. August 1887 als ältester Sohn des Erzherzogs Otto und der Erzherzogin Maria Josepha geboren, steht heute also erst im 30. Lebensjahr. Als er zur Welt kam, konnte niemand voraussehen, daß er dereinst die Kaiserkrone tragen würde. Er ist deshalb auch nicht für die Thronfolge erzogen worden, und in gewissem Sinne kann man dies als ein Glück bezeichnen, da ihm so eine größere Unbefangenheit erhalten blieb und ihm eine freiere und einfachere Lebensauffassung und Lebensführung ermöglicht wurde. Auch als am 30. Januar 1889 Kronprinz Rudolf, Kaiser Franz Josephs ein-

ziger, hochbegabter Sohn, bei jenem immer noch nicht ganz aufgeklärten nächtlichen Drama im Jagdschloß Meyerling bei Wien auf schauervolle Weise ums Leben kam, rückte Erzherzog Karl dem Throne noch nicht viel näher. Der nächste Erbe war vielmehr Erzherzog Karl Ludwig, des alten Kaisers jüngerer Bruder († 1896); dieser verzichtete aber zugunsten seines Sohnes, des damals noch unvermählten Erzherzogs Franz Ferdinand. Menschlicher Berechnung nach hätte also später einmal die Krone auf dessen ältesten Sohn übergehen müssen; aber Franz Ferdinand ging mit der Gräfin Sophie Chotek, der späteren Herzogin von Hohenberg, eine unebenbürtige Ehe ein, und infolgedessen schieden seine Kinder für die Thronfolge aus. So rückte Erzherzog Otto, der jüngere Bruder Franz Ferdinands zum übernächsten Thronanwärter auf, aber der lebenslustige Mann starb schon 1906 in dem blühenden Alter von erst 41 Jahren, und nun erst stand Ottos Sohn, der Erzherzog Karl Franz Joseph der Krone am nächsten hinter seinem Oheim, dem tatkräftigen Franz Ferdinand. Die scheußliche Mordtat von Sarajewo hob dann 1914 den jungen Mann in die Stellung unmittelbar neben den 84jährigen Kaiser. So sah sich Karl, dessen Ehrgeiz bis dahin keineswegs dem Throne gegolten hatte und der gewiß lieber noch einige Jahre in ruhigem Familienglück und harmlosen Zerstreuungen verlebt hätte, ziemlich plötzlich für eine nahe Zukunft zum Herrscher eines mächtigen, von wilden Kriegswogen umtosten Reiches bestimmt — als der Vierte hinter Rudolf, Otto und Franz Ferdinand, die alle vor Erreichung des Zieles gestorben waren.

Durch seine Mutter, die Prinzessin Maria Josepha von Sachsen, ist Kaiser Karl auch mit einem der größten deutschen Fürstenhäuser nahe verwandt, und dieser Umstand wird um so mehr auf seine Stellung zum Deutschtum abgefärbt haben, als seine Erziehung hauptsächlich in den Händen der von ihm innig verehrten Mutter lag, die heute in ihrem weitläufigen Schloß im Wiener Augarten tagaus, tagein im schlichten Pflegerinnenhäubchen durch die zu Krankensälen umgewandelten Prachträume schreitet, für all die Mühseligen und Beladenen eine wahre Mutter. Auch um die Hebung der heimischen Hausindustrie hat diese feinorganisierte, herzensgute und seelisch vornehme Frau sich sehr verdient gemacht, diese Königstochter mit den schönen, weltfremden Augen und den lässigen Gebärden der stets Gebenden, die sich allerdings der Öffentlichkeit gegenüber scheu und zurückhaltend zeigt, weil sie so viel Leid in ihrem schmerzensreichen Leben erdulden mußte. „Die strenge Witwe des schönen Erzherzogs Otto" hat ein bekannter Schriftsteller sie genannt, aber er vergaß hinzuzufügen, daß die strenge Frömmigkeit der hochragenden, blonden Kaisermutter gemildert wird durch weiche Mütterlichkeit und ein gütevolles Herz. Unter solcher Obhut wuchs der junge Erzherzog Karl heran, entwickelte sich aus einem aufgeweckten Knaben zu einem frischen, blonden Jüngling, dem mütterliche Fürsorge die Versuchungen der großen Welt nach Möglichkeit fern hielt. Seine Vergnügungen waren harmloser Art. Eifrig betrieb er z. B. im Winter das Schlittschuhlaufen, hatte aber dabei einmal auf der Wiener Eisbahn das Unglück, einen Fuß zu brechen. Oft und gern weilte er im schönen Land Tirol, wiederholt auch in Tolmein, das er jetzt im Kriege unter so ganz anderen Umständen wiedergesehen hat, und in Miramar, dem Lieblingssitze des unglücklichen Kaisers Maximilian von Mexiko. Wohl warf der frühe und unter so traurigen Umständen erfolgte Tod des Vaters einen Schatten auf seine Jugend, aber



Abb. 1. Kaiser Karl als Knabe mit seinen Eltern und dem jüngeren Bruder Maximilian.

im übrigen verfloß sie sonnig und ungetrübt. „Er ist ein braver Bursch", urteilte der alte Kaiser Franz Joseph über ihn, der viel Menschenkenntnis besaß und mit seinem Lobe sehr karg zu sein pflegte. An Geschwistern hatte Erzherzog Karl nur einen jüngeren Bruder, den Erzherzog Maximilian, der jetzt als Leutnant in einem Ulanenregiment an der Front steht. Im allgemeinen hörte die Öffentlichkeit wenig von den beiden jungen Erzherzogen — und das muß



Abb. 2. Kaiser Karl als Dragoner-Rittmeister.

in einem solchen Falle als ein Lob angesehen werden, zumal ihr Vater so viel von sich hatte reden machen —, und erst nach der Ermordung Franz Ferdinands trat Karl naturgemäß mehr in den Vordergrund des allgemeinen Interesses.

Selbstverständlich genoß Erzherzog Karl einen eingehenden, streng katholischen Unterricht, sowie die militärische und teilweise auch die wissenschaftliche Erziehung, die seinem Stande entsprach. Der 1. November 1903 war der für ihn bedeutungsvolle Tag, an dem der 17jährige in die Armee eintreten durfte, und zwar als Leutnant bei den 1. Ulanen, die den Namen seines Vaters führten. Bald aber wurde er zu den 7. Dragonern versetzt, rückte im September 1905 zur 1. Eskadron dieses altberühmten Regiments nach Kutterschitz bei Bilin ein, und damit begannen seine militärischen Lehr- und Wanderjahre. Wie jeder andere Leutnant drillte und führte er seinen Zug, ritt und schulte Remonten, kümmerte sich um Stallpflege und Kasernendienst. Schon bei den ersten Manövern bewährte er sich als schneidiger Patrouillenführer. Schlicht in der Kaserne wohnend, unter den Offizieren der Schwadron lebend, verwuchs er so innig mit seinen Regimentskameraden und mit seinem Zuge, daß dieses Dienstjahr ein bleibendes Gedächtnis schuf. Der 1. November 1906 brachte ihm den 2. Stern, aber die Freude über diese Beförderung wurde durch den Tod des Vaters getrübt. Nun hieß es, für $1\frac{1}{2}$ Jahr Abschied nehmen von den Lothringer Dragonern und dem liebgewonnenen Waffenhandwerk. Der Erzherzog nahm seinen Wohnsitz auf dem Hradschin in Prag, um auf den dortigen Hochschulen staats- und rechtswissenschaftlichen Studien obzuliegen. Der bedeutende Zivilist Pfaff führte ihn in das Gebäude des bürgerlichen Rechtes ein, der Nationalökonom Braf erläuterte ihm die Gesetze der Volkswirtschaft. Auch die Professoren Ulbrich und Ott gewannen viel Einfluß auf seine geistige Entwicklung. Sämtliche Lehrer rühmten sein gutes Verständnis und seine rasche Auffassungsgabe. Beides wird ihn befähigt haben, einzusehen, daß die Weiterbildung des Rechtes in Österreich nicht immer gleichen Schritt gehalten hat und mit der rasch aufstrebenden Zeit, daß manche seiner Bestimmungen zu eng geworden sind für den weitgespannten Rahmen der Gegenwart; und diese Einsicht wird ihm jetzt sehr zustatten kommen, bei den großen gesetzgeberischen Aufgaben, die seiner in nächster Zukunft harren, und bei der geplanten Verwaltungsreform, die sein Vorgänger bereits angebahnt hat.

(Fortsetzung folgt.)

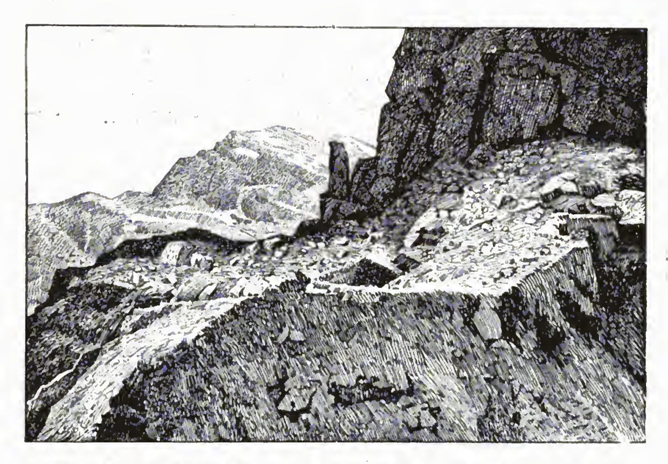


Abb. 1. Ein Teil des Castelletto-Sprengtrichters als Folgeerscheinung der tief darunter von den Italienern herbeigeführten Explosion.

Die Mittel des Krieges.

Eine Episode aus dem Gebirgskrieg.

Mit 6 Abbildungen.

Auch im Gebirge hat der Krieg Formen angenommen, die vor Jahrzehnten noch kaum denkbar gewesen wären. Die neuzeitliche Technik findet auch im Gebirgskrieg mit all ihren Hilfsmitteln da Anwendung, wo man sie sonst nur zu friedlicher Betätigung herangezogen hat. Wer hätte wohl jemals geglaubt, daß der Tunnelbau mittels elektrischer oder hydraulischer Bohrmaschinen auch einmal zu den Kriegsmitteln zählen könnte? Nachdem aber das Sichverstecken und dem Gegner so wenig wie möglich eine Blöße zeigen, zu einem obersten Gesetz in der Kriegführung geworden ist, mußte man Mittel anwenden, um auch dem versteckten Gegner auf irgendeine Weise beizukommen. Wie im Schützengrabenkrieg die Pionierkunst immer und immer wieder rücksichtslose Anwendung fand und wie der Schützengrabenkrieg sich zuletzt auch bis hoch hinauf in das Gebirge erstreckte, so bedingte sein Vorhandensein dort je länger je mehr auch die Anwendung der Mittel, die in der Ebene, in Wald und Feld, seine Begleiterscheinung sind. Es ist in diesen Blättern schon einmal die Rede davon gewesen, wie die österreichisch-ungarischen Truppen den Italienern im Gebiet zwischen Brenta und Etsch durch eine großartige Sprengung einen überraschenden Streich spielten. Derartige Unterminierungen ganzer Felsgruppen scheinen nachgerade im Gebirgskrieg keine allzugroße Seltenheit mehr zu sein und es möge deshalb die nachstehend beschriebene Sprengung des Monte-Castelletto-Gipfels als ein Beispiel für die dabei angewandte Technik dienen. Sie gestattet zugleich auch einen Einblick in die erheblichen Schwierigkeiten und Gefahren, die mit dieser Art Kriegführung verbunden sind. Wenn die im Sommer 1916 vorgenommene Sprengung des Monte Castelletto auch von feindlicher Seite ausgeführt wurde, so stellt sie dennoch eine Großtat der Ingenieurkunst im Weltkriege dar und sie zeigt uns Einzelheiten auch in den beigegebenen Abbildungen, die man bisher nicht zu sehen bekam. Sie bestätigt aber auch, daß man andererseits heutzutage vor keinem Mittel zurückschreckt, wenn dadurch nur der Zweck, die Zurückdrängung des Gegners oder die Erzie-

lung eines, wenn auch noch so bescheidenen Raumgewinns bewirkt werden kann. Wie die Sprengung des Monte Castelletto vor sich ging, das schildert ein amerikanischer Berichterstatter

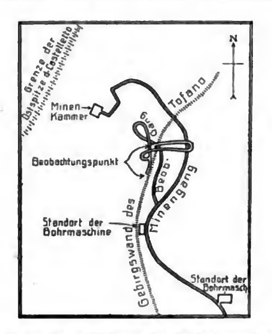


Abb. 2. Planskizze zu der Sprengung. Der Minengang rechts führt zur Minenkammer, der gewundene Gang links sollte die Mannschaft nach der Sprengung zur Besetzung des Sprengtrichters führen. Die vielen Windungen dienten zur Vermeidung von Riffen und Klüften, die den Oesterreichern den Tunnel hätten verraten können.

in einer Zeitschrift von drüben, und es lohnt sich schon, diese anschauliche Darstellung nachzuerzählen.

Der Monte-Castelletto-Gipfel ist eine Art Sporn des über 3200 Meter Höhe ansteigenden Tofanaberges mit einem hufförmig ausladenden Balkon. Auf diesem Gipfel hatten die Österreicher eine große Zahl in den Fels eingehauene, mit Maschinengewehren und leichter Artillerie gespickte Verstecke angelegt. Sie beherrschten von hier aus weithin das Angriffsfeld der italienischen Gegner, so daß auch die sorgsamst vorbereiteten Vorstöße der Bersaglieri viermal blutig scheiterten. Die Verteidigung des Gipfels war nicht nur tapfer, sondern auch außerordentlich geschickt. Kein Wunder also, daß die italienische Heeresleitung darnach trachtete, diese ihren Angriffsmaßnahmen so gefährliche Stelle aus dem Wege zu räumen. Man kam italienischerseits schließlich zu der Überzeugung, daß es hier nur einen Ausweg gebe, um die unerträglich werdende Lage auszugleichen. Dieser Ausweg bestand in einer Unterminierung und Sprengung der österreich. Stellung. So einfach der Gedanke an sich war, so schwierig gestaltete sich seine Umsetzung in die Tat. Das Felsmassiv bot eben ein viel stärkeres Hindernis als das Gelände bei ähnlichen Unternehmungen in anderer Gegend. Hatte man aber einmal die Idee gefaßt, so mußte ihre Durchsetzung auch mit allen Mitteln versucht werden. Das italienische Armeeoberkommando billigte den Plan und sofort ging man daran, ihn auszuführen. Schon in den ersten Tagen des Jahres 1916 begann man mit den Vorbereitungen. Man hatte die Leitung dem Ingenieur Malvezzi übertragen, der seine Aufgabe mit Sachkenntnis zu lösen trachtete. Die erste Arbeit bestand in der Entfernung von rund 600 cbm Fels am Tofanaabhang, um auf ebenem Boden Unterkunftsräume für die an dem Plan beteiligten Offiziere und Mannschaften anzulegen. Schon diese Vorarbeit erforderte Zeit, Umsicht und Geschick, damit der Gegner womöglich nichts davon erfuhr. Darnach begannen die eigentlichen Minierarbeiten. Sie konnten anfänglich nur mit Hacke und Meißel durchgeführt werden, da die Jahreszeit, der strenge Winter im Hochgebirge, die Anwendung anderer Hilfsmittel unmöglich machte. Von Mitte Februar bis Ende März dauerte dieses schwierige Geschäft, bei dem man

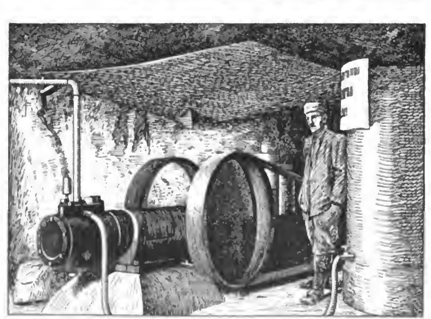


Abb. 3. Einer der Luft-Kompressoren in einer Tunnelkammer.

nur sehr langsam vorwärts kam. Trotzdem gelang es, in dieser Zeit 14 m Tunnel fertig zu stellen, ein Raum, groß genug für die erfor-

derlichen Maschinen. Das Herbeischaffen und Aufstellen dieser Maschinen war allerdings eine außerordentlich schwere Arbeit, mußten doch die 10 Zentner schweren Stücke trotz Wind und Wetter auf die Höhe gebracht werden.

Dann begann am 2. April die Maschinenarbeit, wobei zwei aus Amerika stammende, durch Motoren betriebene Kompressoren Verwendung fanden. Der eine Kompressor stand auf fester Zementunterlage in einem im Tunneleingang dafür besonders ausgebauten Raum, während der andere auf einem vierrädrigen Gestell montiert war. Beide Maschinen verrichteten ihre Arbeit, indem sie die Luft auf eine Spannung von 7 Atmosphären verdichteten und sie in die Luftkammern einpreßten. Von dort gelangte sie zunächst über ein starres, sodann über ein bewegliches Rohr zu den Bohrern, die die Löcher für die Sprengpatronen lieferten. Vier Mannschaftsgruppen waren täglich unter Leitung eines Vorarbeiters 6 Stunden lang tätig; 20 bis 30 Mineure arbeiteten angestrengt, um so rasch als möglich, das Ziel zu erreichen. Zum Aussprengen des Tunnels benützte man zunächst Spreng-Gelatine, später Dynamit-Gelatine, wobei man die Bohrlöcher stets überlud, um das dadurch völlig zertrümmerte Felsgestein leichter

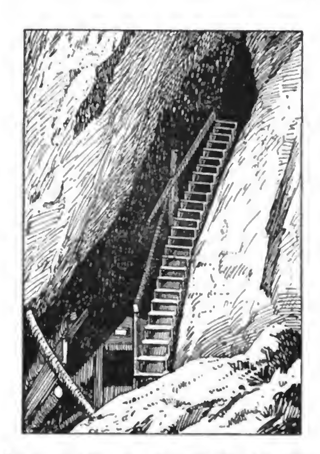


Abb. 5. Teil einer Treppe am Tunnel. Der Tunnel wurde zum großen Teil in einem Winkel von 45° emporgetrieben. Alle Explosivstoffe und sonstiges Material mußte auf dem Rücken diese Treppe hinaufgetragen werden.

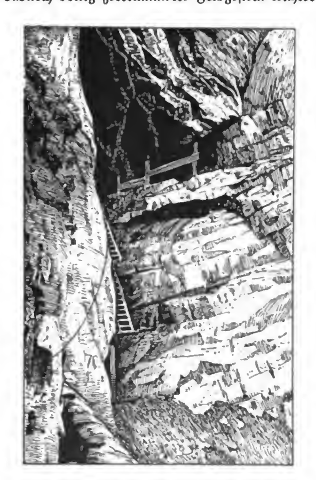


Abb. 4. Leitern und Stufen zum Tunneleingang.

und von Feind unbemerkt fortschaffen zu können. Der Angriff gegen den Feind zu erfolgte in Abschnitten von etwa 2 m im Quadrat. Man erreichte so, daß man täglich etwa 5 m tiefe Fortschritte machte. Da es nicht möglich war, den Tunnel in gleicher Höhe mit der vorgesehenen Sprengungsstelle anzulegen, so mußte man ihn ziemlich steigen lassen. Im Innern des Berges wurde dann noch ein vom Hauptkanal ausgehender Stollen vorgetrieben, um der Mannschaft zu ermöglichen, nach der Sprengung sofort den Trichter zu besetzen. Unsere Abb. 2 gibt ein Übersichtsbild über die Anlage des Tunnels und des Mannschaftsstollens. Die Länge des zu bauenden Tunnels betrug nahezu 507 m, insgesamt waren dabei 1702 Kubikmeter Gestein zu entfernen.

Da machte man eines Tages die Entdeckung, daß auch die Österreicher minierten, und zwar kam die Gegenmine bis auf wenige Meter an die Explosionskammer heran. Das hatte zur Folge, daß die Italiener die ursprünglich vorgesehene zweite Kammer nicht ausführen konnten. Man hatte anfänglich die Absicht gehabt, in jede der beiden Minenkammern 16 t 92%ige Spreng-Gelatine einzusetzen. Da nun aber nur eine der Kammern fertiggestellt werden konnte, belegte

man sie mit einer Sprengladung von insgesamt 35 Tonnen. Trotz aller Vorsicht hatten aber auch die Österreicher Wind von der Absicht der Italiener bekommen und sie zogen darum ihre Posten zum großen Teil vom Castelletto auf den Tofanaabhang zurück. Das bedingte eine weitere wesentliche Abänderung der ursprünglich geplanten Anlage. Als dann endlich die Sache soweit fertig war — es war darüber gerade ein halbes Jahr vergangen — lud man die Kammer nach einem besonderen System: Man verwendete dabei Gruppen sogenannter Friktionsschlagröh-

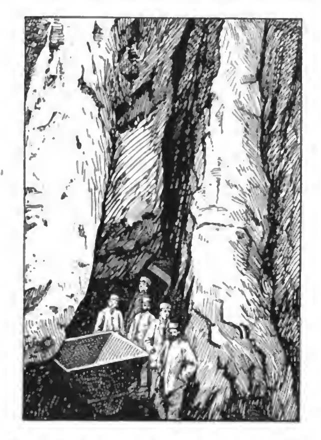


Abb. 6. Natürliche Kluft im Castelletto, auf die der Minentunnel stieß. Dämpfe, die durch eine ähnliche Bergspalte aufstiegen, verrieten den Italienern die Richtung der österreichischen Gegenmine.

ren. Jede Röhre besaß etwa 5 m Länge, einen Hohlraum im Durchmesser von mehr als 3 cm und war abwechselnd mit Gelatine und Schießbaumwolle beschickt. Ein Pikrinsäureschlagzünder war angebracht, der in eine Patrone mit Schießbaumwolle und elektrischer Perkussionshülle endigte. Inmitten dieser an sich schon wirkungsvollen Ladung stellte man, um ja keinen Fehlschlag zu tun, noch zwei Kisten mit Schießbaumwolle, die gleichfalls mit elektrischer Zündung versehen waren, auf. Man beabsichtigte damit, auf die erste sofort noch eine zweite Sprengung folgen zu lassen. Die Ladung der Mine beanspruchte volle sieben Tage. Sie wurde durchgeführt in der Zeit vom 3. bis 9. Juli. Am 10. endlich stellte man dann noch die letzte Verbindung her und am 11. konnte schließlich die Sprengung erfolgen. Malvezzi selber beschreibt dieses Ereignis in folgender Weise:

„Ich warf einen langen Blick ringsum und schaltete dann den Strom ein. Uns allen schien in Erwartung des Kommenden der Atem zu stocken. Eine, zwei, drei Sekunden vergingen unter so völligem Schweigen, daß ich das scharfe Pink des von der Kammerdecke in den Tunnel heruntertropfenden Wassers vernehmen konnte. Dann aber, noch ehe ein anderes Geräusch hörbar wurde, zuckte die ganze Bergmasse wie in jähem Krampfe mit solcher Gewalt, daß mehrere von den umstehenden Leuten zu Boden geworfen wurden. Ein mächtiges erschütterndes Rollen begleitete das Beben, das auf das plötzliche Zukken folgte. Aber den eigentlichen äußeren Explosionsdonner hörte man erst ein paar Sekunden später. Nur die mehrere Kilometer entfernt stehenden Zuschauer sahen die rechte Zinne des Castelletto sich plötzlich heben und dann in einer Wolke von Staub und Rauch verschwinden."

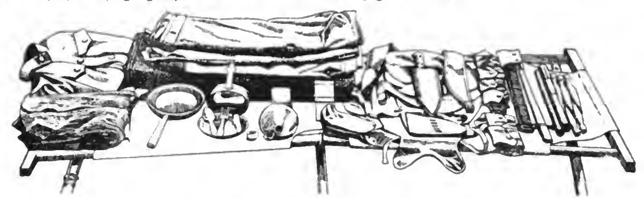
So war die Absicht erreicht, wenn auch der Erfolg schließlich nur eine Episode des Krieges genannt werden muß. Malvezzi, der sich um das Zustandekommen dieser Kriegsarbeit besonders bemüht hatte, traf gleich darauf ein seltsames Mißgeschick. Er wollte seine Leute durch den vorher erwähnten Seitenstollen zur Besetzung des Sprengtrichters führen, sank aber schon nach wenigen Schritten von Stickgasen überwältigt, ohnmächtig zusammen. Die Österreicher hatten nämlich in der Nähe einen großen Haufen Stickbomben aufgestapelt, die bei der Sprengung explodierten, so daß die Gase durch das zerklüftete Gefels bis zum Seitentunnel drangen. Dieser Seitentunnel wurde erst nach 24 Stunden wieder gangbar. Da übrigens die Italiener wußten, daß die Österreicher schon lange an einer Gegenmine arbeiteten, die auch wirklich zurzeit der Sprengung vollendet war, kann man es Malvezzi glauben, wenn er schreibt: „in den sieben Tagen und Nächten vor der Sprengung hätten weder er, noch die anderen beteiligten Offiziere auch nur einen Augenblick Schlaf oder Rast gefunden."

Der Bericht des amerikanischen Verfassers ist mit einigen Abbildungen geschmückt, die wir nach dem Original auch hier wiedergeben. Sie zeigen in welch mühevoller Weise angesichts der steilen Abfälle und der schroffen Zacken die Arbeit zu kämpfen hatte. Es steht in dem Bericht nichts davon, mit welchem Erfolg die Sprengung vor sich ging. Aber selbst, wenn die Österreicher hier

drohender Gewalt weichen mußten, so hat doch Cadorna eben nichts weiter erreicht, als daß er vorübergehend den Gegner aufscheuchte, ohne seiner Frontlinie erheblichen Schaden zu tun. So ist auch diese Sprengung ein Seitenstück zu ähnlichen Bekämpfungsmethoden, ein Mittel des Krieges, das sich im Hinblick auf das große Ganze nur als ein winziger Abschnitt des gigantischen Ringens darstellt, ohne irgendwie entscheidenden Einfluß zu haben, eine Episode, deren Bedeutung einzig und allein auf kriegstechnischem Gebiet liegt.

Vermischtes.

Amerikanische Kriegslieferungen. Als Hindenburg seine Aufforderung an die Rüstungsarbeiter ergehen ließ, das kämpfende Heer nicht durch Streiks und Arbeitseinstellungen im Stich zu lassen, da vermochte wohl mancher die Tragweite solcher Hemmnisse in der Munitionserzeugung nicht voll zu ermessen. Wie notwendig aber die reichliche Versorgung unserer Armeen mit Munition und Kriegsbedarf ist, das wird sofort klar, wenn man sich vor Augen hält, in welch ausgedehntem Maß unsere Feinde durch amerikanische Kriegslieferungen unterstützt wurden. Der „Economist" brachte vor einiger Zeit eine Statistik, die zahlenmäßig festhält, was Nordamerika für unsere Feinde in 32 Kriegsmonaten geleistet hat. Nach dieser Zusammenstellung betrug der Wert der Ausfuhr der Vereinigten Staaten an Sprengstoffen und Schußwaffen in Dollars bei:



Die neue Ausrüstung des amerikanischen Soldaten.
Im einzelnen werden u. a. gezeigt außer Kleidung und Wäsche Eßbesteck und Kochgeschirre, der Rucksack, das Bajonett, Werkzeuge für den Schützengrabenbau und Zeltstöcke.

	1914	1915	1916
Patronen	6 567 122	25 408 079	55 103 904
Dynamit	1 213 600	1 509 050	4 173 175
Gewehr- u. Geschützpulver	289 893	66 922 807	263 423 149
Sonstige Sprengstoffe	1 966 972	95 129 957	392 875 078
Sprengstoffe überhaupt	10 037 587	188 969 893	715 575 306
Schußwaffen	5 146 867	12 166 481	42 125 169

Aus dieser Statistik ist ersichtlich, daß sich allein die Ausfuhr von Sprengstoffen aus Amerika von 1914 bis 1916 um mehr als das 70fache vermehrt hat. Aus den Zahlen überhaupt aber geht hervor, daß tatsächlich die Munition an der Front notwendiger ist, als das tägliche Brot. Und man kann deshalb den Appell Hindenburgs vom Frühjahr dieses Jahres recht verstehen und auch ermessen, welch große Schuld die auf sich laden, die angesichts solch großer Zahlen es über sich bringen, auch nur nach Stunden zu feiern. Noch größer wird das Verhältnis und der Schaden, wenn man sich vor Augen hält, daß ja nicht nur Amerika, sondern auch die Länder der Entente, vor allem Frankreich und England, in ungezählten Betrieben eine hoch in die Millionen gehende Menge von Schießbedarf, Sprengstoffen und Kriegsgeräten liefern.

Die Summe der Kriegsunterstützungen, die im Jahre 1916 durch das Reich an die Familien der Ausmarschierten ausgezahlt worden sind, beziffert sich auf mehr als 1640 Millionen Mark. Diese großartige Leistung liefert den Beweis, wie wichtig man in der Heimat die Fürsorgepflicht für die Familien unserer Feldgrauen nimmt. Die gezahlten Beträge bewegen sich, wenn man sie auf die einzelnen Monate verteilt, zwischen 127,8 und 133,3 Millionen. Im Dezember 1916 wurde bekanntlich außer den üblichen Sätzen noch eine besondere Weihnachtszulage gegeben, wodurch sich die Summe dieses Monats auf 213,6 Millionen Mark erhöhte. All die genannten Summen umfassen nur die gezahlten Mindestunterstützungen des Reichs, würde man zu ihnen noch die Gemeindezuschüsse, die namentlich in den Großstädten recht hoch sind und häufig sogar die Sätze der Reichsunterstützung erheblich übersteigen, hinzuzählen, so kämen sicherlich Zahlen heraus, die manchen in Erstaunen setzen würden.

Der erste Kriegsberichterstatter. Die Italiener erheben den Anspruch, den ersten Kriegsberichterstatter, den es jemals gegeben hat, zu den Ihrigen zählen zu dürfen. Wie nämlich italienische Blätter mitteilen, sei der Beruf des



Ein Bild von der russischen Revolution: Die Friedensfreunde an der Arbeit. Ein Anhänger Lenins fordert bei einer Straßenkundgebung am 1. Mai 1917 die Aufteilung der Landgüter, den Rücktritt der provisorischen Regierung und die Herrschaft des Proletariats. (Nach französischer

Kriegsberichterstatters wesentlich älter, als man gemeinhin annehme. Jener Italiener, der diese Tätigkeit erstmals ausgeübt haben soll, hieß Giantonio Porcello di Pandoni. Während der Mailändisch-Venezianischen Kämpfe 1451—52 war er dem Generalstabschef der Venizier, Jakobo Piccinino, zugeteilt und hatte den Auftrag, alle Armeebewegungen und bemerkenswerten Ereignisse, die er mitmachte, sorgfältig aufzuzeichnen. Das Sonderbare aber ist, daß dieser Kriegsberichterstatter auch auf der gegnerischen Seite seine Tätigkeit ausübte. Er hatte die Erlaubnis, auch die unter dem Kommando von Francesco Sforza fechtenden Mailänder zu besuchen, um dadurch ein vollständiges Bild aller Kriegsereignisse liefern zu können.

Die Willkür Englands in der Auslegung des Seerechts, unter der je länger, je mehr alle seefahrenden Nationen zu leiden haben, ist nicht erst neueren Datums. Schon zu jener Zeit, da Spanien, Portugal und Holland noch zu den seemächtigsten Staaten zählten, hat sich England das Seerecht von Fall zu Fall ganz nach eigenem Gutdünken zurecht gemacht und sich kühn über alles Völkerrecht hinweggesetzt. Einen besonders gravierenden Fall dieser Art verzeichnet die Seegeschichte aus dem Jahre 1793. Der französische Kaperkreuzer „Dumouriez" hatte das spanische Registerschiff „San Jago" in seeräuberischer Weise weggenommen und damit eine in Gold, Silber u. a. Kostbarkeiten bestehende Beute im Wert von etwa 20 Millionen gemacht. Wenige Tage später wurde indes das französische Schiff von dem englischen Kriegsschiff „Edgar" erobert, womit der Engländer zugleich auch das spanische Schiff in seinen Besitz brachte. Spanien reklamierte daraufhin den „San Jago" als sein Eigentum und hoffte um so mehr auf Rückgabe des Schiffes, als es ja nicht mit England im Kriege war. Das englische Admiralitätsgericht traf jedoch die merkwürdige Entscheidung, daß der „San Jago", nachdem er sich elf Tage in französischem Besitz befunden habe, nicht mehr als spanisches Eigentum gelten könne, sondern als französisches. Folglich sei es rechtliche Prise.



„Und er hat trotzdem geblüht." Einer der aus militärischer Notwendigkeit von Deutschen vor der Räumung des Gebiets an der Aisne umgehauenen Apfelbäume, der trotzdem noch so viel Kraft in sich trug, daß er zur vollen Blütenentfaltung kam. Natürlich nutzte das die französische Illustr. Zeitung, der das Bild entnommen ist, in ihrer Weise aus, indem sie es als Beispiel für das Barbarentum der Deutschen hingestellt hat.



Die Propaganda der Italiener für ihre Kriegsanleihe.

Von Karl Bruno. **Mit 6 Abbildungen.**

In allen kriegführenden Ländern ist bei Ausgabe der verschiedenen einander folgenden Anleihen die Werbetrommel, und dabei je öfter, immer fleißiger gerührt worden, manchmal im umgekehrten Verhältnis zu dem schließlichen Erfolg. Auch im „Sammler" ist davon die Rede gewesen, und von den künstlerischen Plakaten, die in Frankreich bei diesen Gelegenheiten verbreitet worden sind, haben mehrere hier eine Wiedergabe im Bilde gefunden.

In Italien, dessen letzte Kriegsanleihe vom 5. bis zum 25. Februar 1917 zur Zeichnung auflag — wegen ihres unzureichenden Ergebnisses wurde der Endtermin schließlich bis weit in den März hinein verschoben — hat die Reklame dafür hauptsächlich in den Händen der großen Banken: der Bank von Rom, des Credito Italiano in Mailand und der Banca Commerciale Italiana in Mailand gelegen. Alle drei haben mit Hochdruck gearbeitet und sich dabei der verschiedensten Mittel bedient.

So hat die Bank von Rom u. a. eine vierseitige Reklameschrift herausgegeben, ganz in der Gestalt einer Tageszeitung mit allerhand Artikeln, Gedichten, Bildern usw. „Alla Patria" ist ihr Titel; am Kopf trägt sie den Wahlspruch: „Arma dat aurum — arma dant pacem" (Waffen gibt das Gold, die Waffen geben den Frieden), der von einem Lorbeerkranz umrahmt ist. Uns liegen zwei Nummern, die eine vom 22. Jan. 1917, die andere ohne Datum vor. Wieviel Nummern überhaupt erschienen sind, läßt sich leider nicht feststellen. — Die gesamte Reklame der Bank steht unter dem gleichen Wahlspruch, der überall wiederkehrt. Es sind noch eine Menge von Handzetteln von ihr verteilt worden, außerdem Postkarten, die zum Teil ziemlich geschmacklos sind und für den Zweck, dem sie dienen sollten, wenig Wirkung gehabt haben können. Auf einer davon sind z. B. dreißig verschiedene bunte Bändchen der italienischen Orden und Ehrenzeichen abgebildet. Das kann doch kaum zum Zeichnen der Kriegsanleihe anlocken; denn einen Orden erhält doch höchstens der Leiter der Bank, und auch der nur dann, wenn sie erfolgreich gewesen ist. — Ganz nett aber ist das Plakat, das die Bank hat anschlagen lassen. Ein feldmarschmäßig ausgerüsteter



Abb. 1. Das Kriegsanleihe-Plakat der Bank von Rom.



Abb. 2. Das wirkungsvolle Plakat des „Credito Italiano".

Soldat mit dem Stahlhelm führt einen Jungen im Matrosenanzug an der Hand, der eine gefüllte Sparbüchse trägt, die er natürlich in Kriegsanleihe verwandeln soll, „damit Vater schnell als Sieger heimkehrt". Das existiert in allen möglichen Größen, von dem über zwei Meter hohen Anschlag bis zum Postkartenformat herab. Wie gesagt: ganz nett; aber nicht gerade begeisternd (Abb. 1).

Ungleich viel wirksamer sind die Drucksachen des Credito Italiano. Da ist zunächst eine Broschüre von 63 Seiten Umfang mit hübschem Deckel, die unter dem Motto: „. . . e vincere bisogna!" (. . . und wir müssen siegen) — nach einem Gedicht von Carducci — veröffentlicht ist und eine Reihe von Artikeln aus der Feder italienischer Finanzgrößen und Professoren der Volkswirtschaft (L. Einaudi, F. Flora, G. Valenti u. a.) enthält. — Dann ein vortrefflich gezeichnetes Plakat, von Mauzan entworfen. Eine kühne Soldatengestalt mit umgehängtem Sturmgepäck, das Gewehr in der rechten Hand, kniet mit dem rechten Bein in eroberungsfreudiger Stellung augenscheinlich auf dem Rand eines genommenen Grabens, während das linke Bein kraftvoll zur Seite gestreckt ist, und die linke Hand weiter nach vorn weist. Dazu der aufmunternde Ruf: „Fate tutti il vostro dovere!" (Tut alle eure Pflicht!) — So paßt das zu der Situation des dargestellten Kampfes. Daß der Beschauer dabei aber zu gleicher Zeit das Gefühl hat, die zeigende Hand und der Ruf zur Pflicht soll ihm gelten, das ist eine besonders geschickt beabsichtigte Wirkung des Plakats (Abb. 2). — Dazu kommt, von einem andern Künstler entworfen, dessen Name nicht sicher zu entziffern ist, noch eine humoristische Nachahmung dieses Anschlagbildes. Ein kleiner Junge mit einem Papierhelm auf dem Kopfe und mit seinen Spielzeugwaffen angetan, markiert „in cuccina" — in der Küche — denselben stürmenden Krieger und ruft der Dienerschaft das „Tut alle eure Pflicht" mit ersichtlichem Erfolge zu (Abb. 3). — Auch ein kleiner Bildzettel (Abb. 4), augenscheinlich zum Einlegen in Zeitschriften oder Bücher bestimmt, ist recht niedlich. Ein grüßender Soldat, von dem nur ein Teil des Oberkörpers zu sehen ist, fragt: „Scusi . . . ha sottoscritto al Prestito Lei?" (Entschuldigen Sie, haben Sie schon Anleihe gezeichnet?). — Was man von Plakaten oder plakatähnlichen Bildern verlangen muß, daß sie in ihrem Entwurf den Vorübergehenden zunächst anziehen und ihm dann in kurzen packenden Worten ihren Zweck kundgeben, das scheint hier in einwandfreier Weise erreicht zu sein.

Das trifft in gewisser Beziehung, wenn auch



Abb. 3. Ein anderes Anleihe-Plakat des „Credito Italiano".



Abb. 4. Bildzettel zum Beilegen in Zeitschriften oder Bücher im Dienst der Propaganda für die Kriegsanleihe.

nicht so uneingeschränkt, auch für die zwei Plakate der Banca Commerciale Italiana zu. Sie stammen beide, so verschieden sie auch in ihrem Entwurf wie in ihrer Ausführung wirken, von demselben Künstler, namens Barchi. Das eine (Abb. 5), mit der Aufschrift: „Aiutateci a vincere!“ (Helft uns siegen) wirkt geradezu unschön, für unseren Geschmack wenigstens. Es mag dahinstehen, ob das bei den Italienern anders ist. Gewiß ist es richtig, daß die Kämpfer in der Hitze des Gefechtes gelegentlich ihre Kopfbedeckung verlieren, daß ihr Haar sich sträubt, ihre weit aufgerissenen Augen einen starren Ausdruck erhalten, daß ihr Mund sich beim Rufen häßlich verzieht. Das alles zugegeben, es bleibt doch der Eindruck, daß dem Künstler des Credito Italiano die Ausführung des gleichen Gedankens viel besser geglückt ist. Dagegen ist Barchis zweites Plakat (Abb. 6) fast zu lieblich, eine Alpenwinterlandschaft von anmutender Schönheit. Auf einem Wege, der durch das riesige Schneefeld gebahnt ist, von dem wir einen Teil sehen, zieht in langem, dünnem Zuge eine Truppe bergan. Allenthalben sieht man im Schnee ihre Fußtapfen, die unten an einer Biegung des Pfades das Wort „Sottoscrivete“ (Zeichnet!) bilden. Es ist ein geschickter Kunstgriff, den Text des Plakats gewissermaßen aus dem Bilde selbst heraus entstehen zu lassen. Dieses aber ist doch zu hübsch und sieht trotz der Soldaten darauf zu friedlich aus, als daß die Aufforderung, Kriegsanleihe zu zeichnen, dadurch zu einer packenden oder zwingenden würde, was doch eigentlich der Fall sein müßte, wenn der Zweck erfüllt werden soll. In beiden Fällen hat sich der Künstler in Extremen bewegt, und man erkennt seine Absicht dabei, aber man kann nicht sagen, daß er sie erreicht hat.

Neutrale Kriegsmarken. Nicht nur die kriegführenden Staaten wurden durch mannigfache Umstände veranlaßt, sogenannte „Kriegsmarken“ zu verausgaben, auch einige neutrale Staaten, die ja ebenso sehr die Lasten des Krieges zu tragen haben, waren genötigt, zur Verbesserung ihrer Finanzen oder aus anderen Gründen einzelne Portosätze zu erhöhen und dafür besondere Marken auszugeben.

So erhöhte die Schweiz 1915 einige Portosätze, wodurch verschiedene Provisorien entstanden, und zwar zu 1, 13 und 80 Cent. Später erschienen dann die endgültigen Werte zu 13 und 80 Cent. Luxemburg brachte aus dem gleichen Grunde zuerst die Provisorien zu 17½ und 87½ Cent in Verkehr, denen dann die endgültigen Marken mit dem Bilde der Großherzogin Adelheid folgten.



Abb. 5. Plakat der „Banca Commerciale Italiana“.



Abb. 6. Das zweite Plakat d.r „Banca Commerciale".

Gleiches gilt auch von Holland. Im Dezember 1916 gelangten dort zwei Portomarken zu 4½ und 5½ Cent und im März 1915 eine Freimarke zu 30 Cent zur Ausgabe.

Zugunsten eines Hilfsfonds zur Unterstützung von Kriegsflüchtlingen erhielten die Marken zu 1, 5 und 10 Cent von Niederländisch-Indien den roten Aufdruck eines Kreuzes und des Zuschlagbetrages, der bei allen Marken je 5 Cent beträgt. In Dänemark machte sich durch Überleitung des Paketverkehrs von Rußland über Schweden, der bis jetzt über Deutschland erfolgte, ein neuer Wert zu 80 Öre notwendig, wovon zuerst zwei Provisorien, dann die endgültige Marke verausgabt wurden. Unter der Leitung der Kronprinzessin wurde in Schweden ein Verein zur Fürsorge für bedürftige Landsturmleute gebildet. Zugunsten dieser Vereinigung, die die zum Schutze des Landes eingezogenen Landstürmer zu unterstützen suchte, gelangten Anfang 1917 zwei Serien zu je 10 Marken zur Ausgabe. Man versah zu diesem Zweck bei der einen Serie die Restbestände der Freimarken der Ausgaben 1872/86, bei der andern die der Portomarken von 1874 mit einem kreisförmigen Aufdruck der Wertangabe, in der Mitte des Kreises befindet sich das Landeswappen in Form von drei Kronen, darunter der Aufdruck: „Landstormen" und der Zuschlagsbetrag. Bei verschiedenen Werten mußte ein Neudruck veranstaltet werden.

Die Postverwaltung von Griechenland war dadurch, daß von den Anhängern des Venizelos beträchtliche Mengen der kursierenden Marken beschlagnahmt wurden, gezwungen, die übrigen Marken mit einem Schutzaufdruck zu versehen. Die gesamte, aus 16 Werten bestehende Ausgabe von 1911 erhielt den Aufdruck einer Krone und E. T. (die Abkürzung für: Griechische Post) in Monogrammform.

Diese „neutralen" Kriegsmarken gehören ebenso wie die der kriegführenden Staaten in die Kriegssammlung, da sie erst zusammen ein Gesamtbild ergeben. -n.

Wertlose Kriegszeitungen. In der Kriegszeit versteht man es in neutralen Ländern, recht zweifelhafte Geschäfte zu machen. So kommen neuerdings aus der Schweiz neben wirklichen Kriegsschriften zu horrenden Preisen extra zu Spekulationszwecken für Sammler angefertigte Kriegszeitungen. Eine solche ist die im schlechtesten Steindruck einfarbig hergestellte Zeitung „Des Schweizer Schützengraben", als deren Herausgeber Rud. E. Riesenney zeichnet und die von Meilen-Zürich vertrieben wird. Die erste Nummer bringt neben ganzen 35 Zeilen Text einige recht plumpe Zeichnungen, die zweite Nummer überhaupt nur Text (Gedichte). Dabei kostet ein solches Machwerk pro Stück 6 Mark. Ernstlichen Wert für eine Sammlung haben diese Stücke nicht und werden ihn nie bekommen, ihr Zweck ist nur, den Sammlern das Geld aus der Tasche zu ziehen. O.

GRUSS aus BUKAREST (Rumänien).

Hochlieblichen Oberbefehlshaber

Herrn v. MACKENSEN

Generalfeldmarschall u. General-Adjutant

zum Eintritt in die Stadt Bukarest,
am 6. Dezember 1916.

MOTTO:

„Hoffe in Niemand einen Freund zu finden, als wer einen Freund in Dir gefunden hat." R. J.

DER NAME

Von des Lebens Gütern allen,
Ist der Ruhm das Höchste doch:
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der grosse Name noch!

WUNSCH

Glück, Heil, Segen und alles Beste,
Reich im Fülle unserem Gäste.
Immer gewähre Ihr liebes Glück,
Lebet hoch ohne Missgeschik.
Leuchtend blenden Ihre Schritte,
Wünschen wir Euch bei jeden Tritte.

MAURICE ARONOVICI
Dichter und Druckerei-Besitzer.

Die Begrüßungs-Postkarte eines Bukarester Buchdruckers zum Einzug Mackensens in der rumänischen Hauptstadt.


NÖRDLICHES EISMEER
ASIEN
Wrangel-I.
Bering-Str.
Alaska
Beaufort-See
Melville Sd.
Lancaster Sd.
Baffin-Bay
Baffin-Land
Grönland
Dänemark-Strasse
Davis Str.
Fox-Canal
Hudson-Strasse
Hudson Bay
James B.
Labrador
CANADA
Quebec
Montreal
Halifax
GROSSER OZEAN



Reliefkarte der Vereinigten Staaten von Nordamerika

Beilage zu der illustrierten Kriegschronik „Der Krieg"
Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart

Der Krieg schafft neues Leben. Die vornehmsten menschlichen Gefühle, die bei vielen schlummerten, hat er wieder wachgerufen und unserem Dasein einen neuen Inhalt gegeben. Mitten im Kriege, der unsere Herzen fest wie Granit gemacht, fühlen wir die Tiefe des Dichterworts: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut".

Generaloberst v. Eichhorn.

Chronik des Krieges

Vom 30. April bis 10. Mai 1917.

30. April. Im Westen nur kleinere Gefechte bei St. Quentin, das von den Gegnern systematisch zusammengeschossen wird. — An der Aisne, am Aisne-Marnekanal und in der Champagne lebhafte Artillerieschlachten. Teilweise vorbrechende Erkundungsabteilungen der Franzosen werden zurückgeschlagen. Ein am Nachmittag zwischen Prosnes und Aubérive angesetzter französischer Angriff gegen die Höhenstellungen bei Nauroy und Moronvillers scheitert. — Im Luftkampf werden 22 feindliche Flugzeuge, durch Flak 3 und außerdem 5 Fesselballons zum Absturz gebracht. — An der Ostfront wechselseitiger Artilleriekampf. — Am Cernabogen und am Wardar lebhafte Feuertätigkeit.

1. Mai. Auf dem Kampffeld von Arras scheitern englische Vorstöße, im übrigen herrscht dort Artilleriekampf. Gewaltsame Erkundungen der Franzosen bei Cerny und an der Aisne werden zurückgewiesen. Feuerkampf auf der ganzen Front mit voller Kraft. Nächtliche Unternehmungen deutscher Stoßtrupps nördlich der Aisne bringen Gewinn an Gefangenen und Maschinengewehren. Säuberung eines Franzosennestes bei Sillery, wobei 50 Gefangene gemacht werden. Vorstöße der Franzosen am Chemin des Dames werden im Nahkampf abgeschlagen. In den Luftkämpfen verliert der Feind 14 Flugzeuge. — An der Front des Prinzen Leopold von Bayern lebt die russische Feuertätigkeit wieder stärker auf. An der Front des Erzherzogs Joseph greifen mehrere russische Bataillone im Grenzgebiet der Moldau die Höhenstellungen nördlich des Oitoztales an. — An der mazedonischen Front anhaltende Gefechtstätigkeit im Cernabogen und auf dem Westufer des Wardar. Bombenangriff eines deutschen Fluggeschwaders gegen Munitionslager bei Vac an der Cerna. — Einige Marineflugzeuge greifen feindliche Handelsschiffe vor der Themse an und versenken einen 3000-Tonnendampfer. — Der französische Generalstabschef Petain erhält die alleinige Oberleitung der Frontdispositionen.

2. Mai. Auf beiden Scarpe-Ufern anhaltender Artilleriekampf mit Trommelfeuer und neuen englischen Angriffen. Zwischen Aisne und Champagne Artillerie- und Minenwerfer-Feuer. Die Flugtätigkeit ist bei Tag und Nacht sehr rege. Der Feind verliert wiederum 15 Flugzeuge und einen Fesselballon. — Auf dem östlichen Kriegsschauplatz bricht ein zwischen Susita- und Putnatal unternommener russischer Angriff verlustreich im Artilleriefeuer zusammen. — Bei Monastir, am Wardar und am Doiransee lebhaftes Feuer. — An der italienischen Front werden die Hafenanlagen von Valona mit sichtlichem Erfolg durch Flugzeuge angegriffen.

3. Mai. An der Arrasfront scheitert zwischen Acheville und Quéant ein auf 30 km Breite unternommener neuer englischer Durchbruchsversuch von 16 bis 17 Divisionen. Der Feind bringt nur in Fresnoy ein. Durch deutsche Gegenstöße büßen die Engländer 1000 Gefangene ein. Nördlich der Linie Soissons-Reims tobt die Artillerieschlacht. Die Franzosen beschießen erneut Craonne. In dieser Gegend unternommene feindliche Vorstöße brechen verlustreich zusammen. Bei Arras werden Batteriestellungen, Bahnanlagen, Munitionsdepots durch deutsche Flieger erfolgreich mit Bomben belegt, desgl. westlich der Aisne. Der Feind verliert 10 Flugzeuge. — In den Karpathen greifen 3 russische Bataillone die Stellungen nördlich des Susitatales an. — Am Prespasee und an der Cerna, am Wardar und an der Struma lebhafte Artillerietätigkeit.

4. Mai. An der Aisnefront bricht ein großer französischer Angriff zusammen. Heftige Kämpfe um den Besitz des Winterberges. Der Feind kann sein mehrere Kilometer hinter die deutschen Linien gestecktes Ziel nicht erreichen. Nördlich von Prosnes mißglücken erneute französische Versuche, sich der deutschen Höhenstellung zu bemächtigen. Sieben Flugzeuge und ein Fesselballon werden von deutscher Seite abgeschossen. Feindlicher Fliegerangriff auf Ostende. — An der Ostfront zwischen Kowel und Stanislau Artilleriefeuer. — An der italienischen Front Artillerie- und Minenwerferkämpfe, feindlicher Gasangriff bei Görz. Flugzeugangriff auf italienische Gebietsteile an der Pomündung, ebenso bei Valona mit gutem Erfolg.

5. Mai. Der Riesenstoß, den die Franzosen gegen die Heeresgruppe des deutschen Kronprinzen am 4. und 5. Mai auf 35 km Frontbreite unternahmen, ist in schwerem Ringen vereitelt worden. Die Angriffe scheiterten zum Teil schon im Artilleriefeuer. An der Arrasfront bei Bullecourt größere Infanteriekämpfe. Nördlich von St. Quentin für uns günstige Vorfeldkämpfe. Die Franzosen stürmen vergeblich ohne Rücksicht auf die großen Verluste sowohl gegen den Winterberg als auch gegen die Höhe 100 und in der Champagne südwestlich von Nauroy. Es werden 672 Mann gefangen, 20 Maschinengewehre und 50 Schnelladegewehre eingebracht. In den Luftkämpfen und durch Abwehrfeuer verliert der Feind 14 Flugzeuge und 2 Fesselballons. — Erster deutscher Flugzeugangriff auf Odessa. — An der mazedonischen Front Artilleriefeuer im Cernabogen. — Das Ergebnis des U-Bootkriegs im Monat April beziffert sich auf mehr als 1 Million Bruttoregistertonnen. — Italienische Front: Flugzeugangriffe der Österreicher und Ungarn auf das Lager von Sagrado, die Bahnanlagen an der italienischen Ostküste sowie auf Wasserkraftanlagen des Pescaraflusses.

6. Mai. Bei Lens und Arras Artilleriekampf von größerer Heftigkeit. Fortsetzung der feindlichen Beschießung von St. Quentin. Heftige Angriffe nördlich Laffaux und bei Soissons-Laon. Teilangriffe der Franzosen zwischen Ailles und Craonne scheitern. Am Winterberg erobern die Deutschen den Nordhang zurück, auch dieser Großkampftag der Aisneschlacht bleibt für uns erfolgreich. Seit 5. Mai zwischen Soissons und Reims 9 Offiziere, 726 Mann gefangen, 41 Maschinen- und Schnelladegewehre erbeutet. Am 6. Mai 14 feindliche Flugzeuge abgeschossen. — Im Osten rege Fliegertätigkeit. — Mazedonische Front: Abweisung mehrerer feindlicher Infanterieabteilungen. Westlich des Wardar scheitern Vorstöße des Feindes gegen bulgarische Feldwache.

7. Mai. Im Westen verstärkt sich bei Arras der Artilleriekampf. Deutsche Truppen stürmen Fresnoy und halten den Platz gegen englische Wiedereroberungsversuche. Angriffe auf den Schloßpark von Roeux und die deutschen Stellungen zwischen Fontaines und Riencourt werden blutig abgewiesen. Auf dem Schlachtfelde der Aisne nur noch bei Craonelles größere Kämpfe. Teilvorstöße bei Vauxaillon bis Corbeny, ebenso bei La Neuville feindlicher Angriff gegen die Höhe 100. Alle Angriffe bleiben für den Feind erfolglos und sind sehr verlustreich für ihn. In der Champagne Artilleriekampf von zunehmender Heftigkeit. Am 7. Mai Verlust des Feindes im Luftkampf 20 Flugzeuge. — Mazedonien: Abweisung feindlicher Vorstöße zwischen Ochrida- und Prespasee durch österreichische und türkische Truppen. Angriffe im Cernabogen auf der Frontbreite von 8 km werden durch deutsche und bulgarische Truppen abgeschlagen. — Das Gesamtergebnis der Verluste der Gegner im Luftkampf während des Monats April beziffert sich auf 362 Flugzeuge und 29 Fesselballons. Wir verloren 74 Flugzeuge und 10 Fesselballons.

8. Mai. Zwischen Winterberg und der Straße Corbeny—Berry au Bac holen sich die Franzosen erneut blutige Köpfe. Im übrigen an der Aisne- und Champagnefront geringere Gefechtstätigkeit. Teilvorstöße der Engländer an der Arrasfront werden abgewiesen. — Im Osten nördlich von Kirlibaba und südlich der Valeputnastraße Vorstöße russischer Kompagnien, die leicht abgewiesen werden. — An der mazedonischen Front holt sich der Feind eine schwere Niederlage zwischen Prespa- und Doiransee, sowie im Cernabogen. Allen Angriffen bereiten deutsche und bulgarische Divisionen eine schwere Niederlage. — Die U-Boote versenken zwischen Malta und Gibraltar sowie im Jonischen Meer drei feindliche Truppentransportdampfer, die zum Teil aus Geleitzügen herausgeschossen werden.

9. Mai. Unternehmungen der Engländer gegen die Stellungen bei Lens und Avions bleiben vergeblich. Fresnoy bleibt gegen erneute englische Angriffe fest in deutscher Hand. Um Bullecourt wogende Kämpfe mit wechselndem Erfolg. Zwischen Soissons und Reims Zunahme der Gefechtstätigkeit, wiederholte Angriffe am Winterberg und bei St. Marie östlich von Cormicy wurden in erbittertem Nahkampf abgeschlagen. — Im Osten an der Narajovka, bei Brzezany und an der Bahn Tarnopol—Zloczow lebhafte Artillerie- und Minenkämpfe. — An der mazedonischen Front Fortsetzung der Kämpfe mit größter Heftigkeit. Alle feindlichen Angriffe nordwestlich von Monastir scheitern. Auf einer Front von 16 km Breite wiederholt durchgeführte Massenangriffe im Cernabogen werden abgeschlagen. Italiener, Franzosen und Russen erleiden schwerste Verluste. Bei Bodena in unsere Stellung eingedrungene Serben werden blutig zurückgeworfen.

10. Mai. Rede des Staatssekretärs v. Capelle im Reichstag über den U-Bootkrieg, dessen Ergebnis die kühnsten Hoffnungen übertroffen hatten. Vergebliche feindliche Angriffe westlich Lens und Avion, sowie auf Fresnoy. Erbitterter Weiterkampf um Bullecourt. In der Champagne am Winterberg und bei St. Marie-Fe. Östlich Cormicy werden die Franzosen zurückgeschlagen, ebenso holen sie sich nordwestlich Berméricourt nur blutige Köpfe. — An der mazedonischen Front erneuert die Sarrailsche Armee ihre Angriffe bei Monastir und im Cernabogen sowie zwischen Doiran- und Prespasee ohne nennenswerten Erfolg.

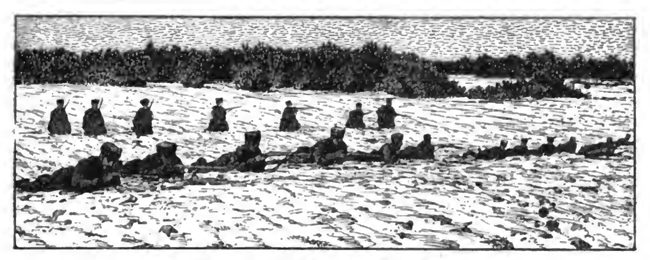


Abb. 1. Deutsche Schützenlinie in Russisch-Polen.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Eroberung von Nowo-Georgiewsk.

Schluß. **Von Dr. Kurt Floericke.** Mit 5 Abbildungen.

Die strategische Bedeutung, die der kleine Flecken Modlin, wie Nowo-Georgiewsk früher hieß, als Stromsperre hatte, ist schon von dem kriegerischen Schwedenkönig Karl XII. erkannt worden, der hier die ersten Befestigungen anlegen ließ. Napoleon I. errichtete hier 1807 einen starken Brückenkopf, denn auch der französische Soldatenkaiser bemerkte sofort mit gewohntem Scharfblick die ungewöhnlich günstige Lage des Platzes. Zu einer erstklassigen Festung wurde dieser aber erst durch den selbstherrlichen Zaren Nikolaus I. während des polnischen Aufstandes ausgebaut. Im Zeitalter der Eisenbahnen stieg dann die strategische Wichtigkeit von Nowo-Georgiewsk erheblich, und deshalb schuf die russische Heeresleitung im Anschluß an Warschau—Iwangorod einerseits und an die befestigte Narewlinie andrerseits hier das heutige großartige Bollwerk unter Aufwand ungeheurer Geldmittel, die das befreundete Frankreich vorschießen mußte. Wiederholt schon hat die Feste in der Kriegsgeschichte eine Rolle gespielt. Außer bei den Feldzügen des großen Korsen kam sie namentlich während der polnischen Aufstände zur Geltung. Hier wurde der Polenführer Graf Bbochowski von den Russen unter General Golowin eingeschlossen und mußte sich am 7. Oktober 1831 ergeben. Nachdem nunmehr die polnische Freiheit durch den Weltkrieg neu geboren wurde, erhält hoffentlich der alte Waffenplatz an Stelle seiner die Zunge mißhandelnden russischen Bezeichnung auch seinen alten, ehrlichen polnischen Namen Modlin wieder, unter dem er in der Weltgeschichte bekannt geworden ist.

Die Streitkraft, mit der General v. Beseler gegen das letzte russische Bollwerk heranrückte, waren zum großen Teile von der ostwärts eingeschwenkten Armee Gallwitz abgezweigt worden, aber auch aus Thorn wurden Truppen herangeholt, und ebenso machte die Heeresgruppe des Prinzen Leopold von Bayern weichselaufwärts Entsendungen, denen die Aufgabe zufiel, die Festung von der Südseite her abzuschließen. Von den Bedienungsmannschaften der schweren Geschütze abgesehen — auch die „dicke Berta" humpelte auf eisernen Elefantenfüßen drohend gegen Nowo-Georgiewsk heran — handelte es sich fast ausschließlich um Landwehrleute und Landstürmer, ernste, gereifte Männer im Vollbart oder mit schon ergrauendem Haar, die es sich gewiß nicht hatten träumen lassen, daß sie noch einmal in ihrem Leben gegen eine russische Festung Sturm laufen würden. Aber sie hielten sich prächtig, und wenn sie auch den vollgepackten „Affen" nicht gern schleppen mochten und deshalb viel Fuhrwerk für ihr Gepäck brauchten, so entwickelten sie doch sonst eine ganz ungeahnte Fixigkeit und waren darin den schwerfälligen Russen weit über. Diese wollten es nach der Übergabe zuerst gar nicht glauben, daß ihnen nicht aktive Kernregimenter mit jungen Mannschaften gegenüber gestanden hätten. Was diese Landwehren und Landstürmer aber vor allem auszeichnete, war ihre unerschütterliche Sieges-

zuversicht und ihr kaum zu bändigender Kampfeswille, so daß es für die höhere Führung öfters schwer war, die Sturmkolonnen in der Hand zu behalten, damit sie nicht nach vorn durchgingen, ohne die rechte Wirkung des Artilleriefeuers abzuwarten. Da waren schlesische Landwehren, hannoverscher, westpreußischer und brandenburgischer Landsturm, viele gerissene Berliner Jungens darunter, vor allem aber die ebenso gemütlichen wie tapferen Sachsen der verstärkten Brigade Pfeil, die diesmal den Vogel abschoß, indem sie ihrem Namen alle Ehre machte und den Russen überall zuvorkam. Der Vorteil des Angreifers dem Verteidiger gegenüber ist ja seine Beweglichkeit, und General v. Beseler wußte ihn mit seiner flinken und siegesfrohen Truppe bestens auszunützen. Seine nächste Aufgabe war die Wegnahme der vorgeschobenen Brückenköpfe am Narew. Sie wurde ebenso schnell wie glänzend gelöst. Schon am 6. August fiel Dembe in die Hand rasch vorgeworfener Gallwitzscher Truppen. Am 7. wurden Sherock und Zegrze genommen, am 10. das wichtige Fort Benjaminow, und damit durfte die völlige Einschließung der Festung als gesichert gelten, da gleichzeitig auch von Südosten her längs der Weichsel die von der Armee des Prinzen Leopold von Bayern abgezweigten Truppen in siegreichem Vordringen begriffen waren. Hartnäckiger russischer Widerstand mußte auch auf der Nordseite im Walde von Wola Smolana gebrochen werden, wo das turkestanische Armeekorps des Generals Scheidemann (ein Bruder des alten Generals Scheidemann, der Hindenburgs ersten Vorstoß gegen Warschau im Oktober 1914 abwehrte) mit bemerkenswerter Tapferkeit focht. Aber schließlich mußten auch diese zähen Truppen weichen. Den Russen war nunmehr jeder Ausweg verrammelt, die Festung von der Außenwelt völlig abgeschnitten, der eiserne Ring um sie zog sich rasch eng und enger. Seinen Hauptstoß führte General v. Beseler aus nordöstlicher Richtung, weil sich hier der Angriff mit seinem Flügel an den Narew anlehnen konnte und weil das hier etwas stärker gewellte Gelände ein besseres Herankommen der Sturmtruppen und ein gedeckteres Aufstellen der Belagerungsartillerie gestattete. Der Stoß richtete sich zunächst gegen die äußere Fortslinie bei den Werken XV, XVI, XVIa u. XVIb, dann gegen die innere bei den Werken II u. III, worauf die Spitze des eingedrungenen Keils unmittelbar gegen das Kernwerk der Festung zielte, die nun rasch zu Fall gebracht wurde. Schon am 14. und 15. August ermöglichten glückliche Gefechte das Heranschieben der deutschen Schützengräben bis unmittelbar vor die Forts, die nun unter das verheerende Feuer der inzwischen herangezogenen und eingebauten schweren Artillerie genommen werden konnten. Dicker Nebel quirlte über den Tälern von Narew und Wkra und nur die bisweilen aus den Regenschleiern hervortretende massige orthodoxe Militärkirche von Aleksandriska und die schlanke polnische Kirche von Pomiechow gaben den deutschen Kanonieren die ungefähre Zielrichtung an. Das war ein Heulen, Singen und Fauchen in der Luft, ein Bersten und Krachen. Die Wälder zersplitterten, die Erde erbebte, Häuser stürzten zusammen, und Holzkreuze erstanden über frischen Heldengräbern. Tagelang ging das so, Riesenwerte wurden im Umkreis der Festung zerstört, Millionen gingen in Rauch und Flammen auf oder wurden vom Dynamit zerstäubt. Die deutsche Artillerie hatte daran freilich nur den geringsten Anteil, rein materiell betrachtet; aber das Kostbarste zerschlug sie — den Willen zum Widerstande. Wo der gebrochen war, da weihte der Russe verzweiflungsvoll selbst dem Untergang, was dem Feinde nützlich sein konnte. Von einem zweiten Sebastopol oder auch nur Port Arthur war schon sehr bald keine Rede mehr; dessen waren diese durch das schreckliche Feuer der schweren deutschen Kaliber an Leib und Seele zermürbten Männer nicht fähig. Nach den ungeheuren Schlägen der deutschen Batterien haben viele der russischen Werke den Infanteriesturm gar nicht abgewartet, sondern schon vorher die weiße Flagge gehißt. Die ganze Sache war wieder einmal ein Riesenerfolg für die 42-cm- und 30,5-cm-Kaliber, die zusammen mit den österr.-ungar. Motormörsern sich in den Ruhm teilen dürfen, Rußlands stärkste Festung so rasch sturmreif gemacht zu haben. Bald mischte sich denn auch wieder in das Heulen und Dröhnen des Artillerielärms das absatzweise Knattern des Infanteriefeuers und das trockene Bellen der russischen Maschinengewehre. Am heißesten tobte der Kampf während des 16. August um Fort XV, das stärkste und neueste Bollwerk der ganzen Festung. Die Russen wußten wohl, was der drohende Verlust dieses Punktes für sie bedeutete, und leisteten erbitterten Widerstand, bargen sich unter den Betongewölben gegen das Geschützfeuer und ließen, sobald eine Feuerpause eintrat, ihre Maschinengewehre gegen die Schwarmreihen der stürmenden Sachsen losprasseln. Mit größter Hartnäckigkeit und teilweise im Nahkampf wurde schon um die Vor-Stellungen gerungen, die aber am Vormittag von den Sachsen erstürmt

und gegen alle Angriffe gehalten wurden. Das eigentliche Fort aber kam erst spät abends in deutschen Besitz. Dreimal, zuerst nachmittags kurz nach 4 Uhr, haben die russischen Soldaten die weiße Fahne aufgepflanzt, aber zweimal haben ihre Offiziere sie wieder weggerissen und unter die eigenen Leute geschossen, um sie zu weiterem Widerstande zu zwingen. Mit heldenmütigster Tapferkeit — das sei ausdrücklich anerkannt — verteidigten sich die Russen in dem noch gar nicht einmal vollendeten Werke XVI b. Obwohl das Feuer der 42er auf ihnen lag, schossen sie doch oben vom Wall herab unablässig auf die nur 100 Meter vor dem Werke liegende deutsche Infanterie. Freilich half ihnen das alles nichts, denn die Treffer der „dicken Bertha" zersprengten meterdicke Betonwände wie ein Erdbeben und schlugen alles in Trümmer. Noch in der Nacht räumten die Russen diese blutgetränkte Stätte, während die Werke XVI a u. XVI d sich ergaben. Damit war eine breite Bresche in den äußeren Fortsgürtel geschlagen, und die Artillerie konnte während des 17. noch näher herangezogen werden, um nunmehr gegen den inneren Befestigungsgürtel zu wirken.

Am 18. und 19. August vereinigten alle „Schweren" ihr Feuer gegen die Forts II u. III, die einer solchen Sintflut riesenhafter Geschosse unmöglich lange zu widerstehen vermochten. Wie die Trommelschläge auf das Kalbfell, so rasselte der Eisenhagel ununterbrochen auf die unglücklichen Werke nieder. Eine dicke Wolke von Staub und Rauch, von Erde und Steinen entzog sie zeitweise den Blicken der Angreifer, aber auch die deutschen Sturmkolonnen den Augen der russischen Artilleristen. Und das war gut so. Denn von Zeit zu Zeit mußten die Landwehrmänner Atem schöpfen und sich hinwerfen, während mit scharfem Pfeifen ein Hagel scharfzackiger Eisenfetzen durch die Obstbäume fuhr. Als aber die beiden Forts genommen waren, hielt es die alten Soldaten nicht länger, und mit jubelndem Hurra stürmten sie weiter, alle Müdigkeit vergessend, geradeswegs auf die nun schon in greifbarer Nähe winkende Zitadelle zu. Dort lag ja das Ende, dort winkte Ruhe, und die ersehnten sie sich denn doch für ihre alten, morschen Knochen. Sie wollten endlich einmal wieder ein Dach über dem Kopfe haben — um jeden Preis — vorher aber wollten sie noch reinen Tisch machen. Dabei war dieses Vordringen gefährlich genug, denn die Angreifer mußten über den riesigen, völlig kahlen Schießplatz von Nowo-Georgiewsk hinweg, auf den die russische Artillerie natürlich genauestens eingeschossen war. Aber der russische Widerstand hatte keine rechte Kraft mehr, und unsere aufmerksamen Schwarzkragen ließen ihre feldgrauen Brüder nicht im Stich, sondern

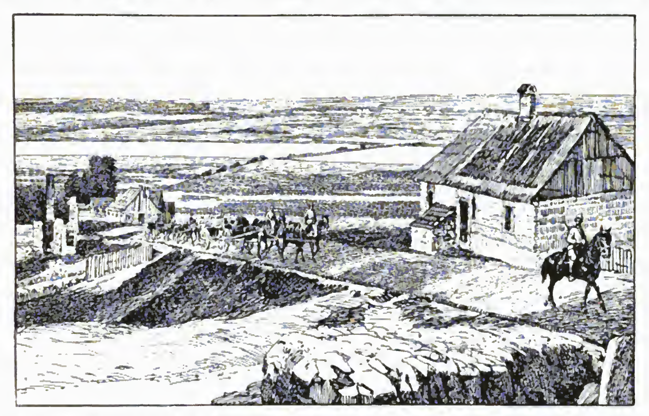


Abb. 2. Im Vorgelände von Nowo-Georgiewsk: Eine Munitionskolonne überschreitet eine Notbrücke im Narewgebiet.



Abb. 3. Teil des in Nowo-Georgiewsk erbeuteten Geschützparks.

kamen ihnen wirkungsvoll dadurch zu Hilfe, daß sie nun die Zitadelle selbst und die anstoßenden riesigen Kasernenbauten unter verheerendes Feuer nahmen. Sprung auf Sprung arbeiteten sich in der Abenddämmerung des 19. August die Angreifer vorwärts, sich wenig um die zu hoch gezielten Salven des Feindes kümmernd. Alles glühte vor Anstrengung und Aufregung. Da, was ist das? Aus dem Tore der Zitadelle quillt es plötzlich schwarz hervor von Menschenmassen. Ein Ausfall? Ist die ersehnte Stunde zum Entscheidungskampf der Bajonette gekommen? Nichts von alledem. Tausende kommen, aber sie kommen mit hoch erhobenen Armen und waffenlos. Auch aus den scheinbar schon verlassenen Gräben tauchen sie wieder auf, aus den unmöglichsten Schlupfwinkeln krabbeln sie hervor, die ganze, vorher wie ausgestorbene Ebene wimmelt von Menschen. Die Arbeit war getan, und nun rollt und dröhnt brausend, jubelnd und jauchzend das Hurra der bärtigen deutschen Krieger über das weite Blachfeld. Die Überwundenen kommen näher. Welch Menschengewimmel und welch buntes Völkergemisch: schlitzäugige Mongolen und Tataren, stumpfnäsige Kirgisen, gelbe Kalmükken, hochragende Kaukasier, sehnige Turkmenen, untersetzte Lappen, rotbäckige Sarten, zierliche Polen, blonde Deutsche, schmächtige Juden, stämmige oder hünenhafte Russen — kurz Leute aus allen Gegenden des weiten russischen Riesenreiches vom Stillen Ozean bis zur Warthe, vom Eismeer bis zu den transkaspischen Wüsten. Sie alle erscheinen wie von einem schweren Druck befreit, gehen gern in die Gefangenschaft, atmen froh und zufrieden auf, als sie das menschliche Gebaren der gefürchteten Sieger gewahren, von deren Grausamkeit und Blutgier man ihnen so viel unsinniges Zeug vorgefabelt hat. Für den Muschik ist der Krieg zu Ende; er freut sich darüber und denkt gar nicht ans Fortlaufen, wenn auch die Zahl der Bewachungsmannschaften noch so gering ist. „Weshalb habt ihr schlappen Kerle euch nicht länger gewehrt?" fragen die deutschen Landwehrleute, denen ein solches Verhalten unbegreiflich ist. „O, eure furchtbaren Kanonen! Wer soll das ertragen?" antworten sie mit verängstigtem Blick. Ernster und würdiger geben sich die russischen Offiziere. Sie bleiben stumm. Aber von ihrem anmaßenden Hochmut können sie auch in dieser Lage nicht lassen, und manche müssen kräftig belehrt werden, daß es jetzt nicht mehr an ihnen ist, die großen Herren zu spielen.

Was war geschehen? Schon während der Kampf am 18. noch tobte, konnte ein kundiges Auge bereits bemerken, daß der russische Widerstand nur noch derjenige hoffnungsloser Verzweiflung war. Bereits am frühen Morgen verließen vier Ballons und sechs Flugzeuge Nowo-Georgiewsk, die offenbar die letzte Post und die Geheimpapiere aus der sterbenden Festung wegbringen sollten. Die Muschiks freilich glaubten, daß sich die Generale durch die Luft in Sicherheit bringen wollten und wurden von dieser Stunde an noch lässiger und aufsässiger. Einer der Ballons ging schon knapp hinter den deutschen Linien nieder und wurde von eiligst aus ihren Schützengräben herbeieilenden Infanteristen erbeutet. Bei genauerem Nachsehen fand man zur allgemeinen Überraschung auf dem Ballon selbst in der Nähe des Ventils einen russischen Infanteristen, der sich halb ohnmächtig

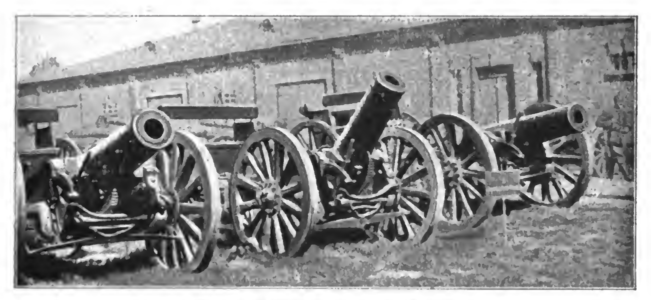


Abb. 4. Eine in Nowo-Georgiewsk erbeutete japanische Haubitzbatterie.

am Ballonnetz festgeklammert hielt. Die russischen Offiziere, die von diesem blinden Passagier nichts wußten, waren bei seinem Anblick außer sich vor Wut und erzählten, sie hätten gleich beim Aufstieg bemerkt, der Ballon gehe nicht richtig hoch, und hätten daher alles Entbehrliche, sogar ihre Eßvorräte aus der Gondel geworfen. Vierzehn Stunden lang hätten sie in der Luft gekämpft, bis der Ballon rasch zu fallen begann und dicht bei der deutschen Linie niederging. Der Soldat seinerseits berichtete, daß er aus Furcht vor der deutschen Gefangenschaft auf diese ungewöhnliche Weise aus der Festung entkommen wollte. Zuerst habe er sich im Ballonnetz ganz wohl gefühlt, dann aber sei er müde geworden und habe im Halbschlaf die Ventilklappen gedrückt, was den Ballon zum Fallen brachte. — Am Abend des gleichen Tages gaben die Russen ein großartiges Feuerwerk zum besten. Nicht nur verpufften sie mit emsigem Eifer ihre Leuchtraketen und -Kugeln, was an sich schon ein prächtiges Schauspiel abgab, sondern offenbar waren auch ihre Brandkommandos am Werke. An unzähligen Stellen war während der lauen Sommernacht der Horizont vom Widerschein lodernder Flammen blutigrot gefärbt. Bald hier, bald dort schoß aus dem Feuerschein sekundenlang eine mächtige, kirchturmhohe Lohe empor, und dann wieder sprühten gewaltige Fontänen feuriger Kugeln gegen den nachtschwarzen Himmel. Von Zeit zu Zeit schallte der Knall furchtbarer Explosionen und Sprengungen herüber, und es wurde zum freudigen Erstaunen unserer Feldgrauen immer klarer, daß der erschütterte Feind mit dem traurigen Werk der Selbstvernichtung beschäftigt war. Am 19. August schritt dann das unabwendbare Schicksal überraschend schnell seinen ehernen Gang. Als Fort II u. III gefallen war, ergab sich auch das noch völlig unversehrte Fort IV sehr gegen den Willen seines tapferen Kommandanten, eines zierlichen, liebenswürdigen alten Generals, der später die Ritterlichkeit der deutschen Sieger nicht genug zu rühmen wußte. Als dann die deutschen Angriffswellen gegen die Zitadelle selbst emporbrandeten, sah sich auch General Bobyr vor die schwere Wahl der letzten Entscheidung gestellt und hatte die bittersten Stunden des Führers zu durchkosten. Sollte er den hoffnungslos gewordenen Widerstand noch weiter fortsetzen, vielleicht noch Zehntausende von Menschenleben ohne Zweck nur der Soldatenehre opfern? Der Feind schien ihn geradezu persönlich aufs Korn genommen zu haben. Rings um sein Haus bohrten heulende Granaten Löcher in die Erde, durchsiebten die Wände, daß die Ziegel unter dem gelben Bewurf wie Blutstropfen hervorquollen, durchschlugen das Dach, sprengten die Fenster, gossen einen Schrapnellregen über das Heiligenbild am Eingang, und zuletzt raste gar noch ein solches Ungetüm durch Ziegel und Sparren in das Arbeitszimmer des Kommandanten, dieses Hirn der Festung, von dem aus die kupfernen Nervenstränge bis zu dem graugekleideten Muschik führen, der die Wacht hält gegen den Feind. General Bobyr sah die Stränge reißen, sah die weiße Flagge über den Forts wehen, sah, wie der Muschik die müden Hände hoch hob. Da überwand auch im Kommandanten der Mensch den Soldaten. Nur die 500 berittenen Kosaken, die in Nowo-Georgiewsk lagen, baten ihn, sich gewaltsam den Weg zur Freiheit bahnen

zu dürfen, denn der Reitertod aus freier Wahl schien diesen Steppensöhnen erträglicher als das harte Los der Gefangenschaft. Mit müdem Lächeln schlug der General den braven Kriegern ihre Bitte ab. Um 1/28 Uhr abends bemerkte er eine sich nähernde deutsche Offizierspatrouille und schickte einen Parlamentär mit weißer Fahne und Trompeter hinaus, um sie hereinzuholen und wegen der Übergabe zu verhandeln. Man erwiderte ihm, daß nur von bedingungsloser Waffenstreckung die Rede sein könne. General Bobyr, ein würdiger, alter Herr im wallenden weißen Vollbart zuckte daraufhin zusammen und starrte finster vor sich hin. Schließlich bequemte er sich doch dazu, zusammen mit Generalleutnant Kohlschmidt im Kraftwagen die schwere Fahrt zu General v. Beseler anzutreten. Doch setzten die Südforts ihr Feuer während der Nacht noch fort, so daß Nowo-Georgiewsk erst am 20. August 1915 früh völlig in die Gewalt der Deutschen kam. Auch im Kernwerk weigerten sich 22 Offiziere mit einer Kompagnie, die Übergabe anzuerkennen. Sie schossen auf die einrückenden deutschen Truppen und mußten gewaltsam überwältigt werden. Einer der Offiziere schoß sich eine Kugel vor den Kopf, ein anderer bekam vor Wut Krampfanfälle. Viele der russischen Soldaten waren völlig betrunken, und es machte unseren alten Landstürmern nicht wenig Mühe, die rabiaten, hünenhaften Kerle abzuführen. Die feldgrauen Männer mit den straffen und doch so gütigen Gesichtern, mit den Großväter- und Rübezahlbärten, die gefochten hatten wie die Zwanzigjährigen und sich vor Tod und Teufel nicht fürchteten, nur vor dem Schleppen des „Affen", unterzogen sich, die wohlverdiente Pfeife im Mund, willig auch dieser Aufgabe. Sie hatten stramm zu tun, denn aus allen Winkeln und Ecken, Kasematten, Gängen, Unterständen, Schuppen und Häusern mußten die Gefangenen aufgelesen werden, darunter selbst hohe Offiziere. Neugierig schnüffelten unsere Feldgrauen überall herum und freuten sich wie die Kinder, wenn sie unberührte Vorräte entdeckten. Da gab es Massen von guten Juchtenstiefeln, prächtige Sättel, appetitliche Speckseiten, riesige Mengen von Keks, Zwieback, Brot, Butter und Zucker, Schießbedarf aller Art, viel Wein, Tee und Kognak. Überall lagen Gewehre, Uniformstücke, Seitengewehre und Patronentaschen umher, auch Offiziersdegen und Kosakensäbel. Die Straßen waren zu beiden Seiten eingefaßt mit ganzen Haufen Stacheldraht, glattem und Kabeldraht, Zementtonnen, Bohlen, Schienen, Trägern, Spaten, Hacken, Pontons, Bojen und immer wieder Eisen und Eisen. Im Buschwerk der Gärten lagen zwischen Waffen, Sätteln, Musikinstrumenten und aufgedunsenen, vergifteten Kühen noch völlig betrunkene Russen, die von der Übergabe der Festung überhaupt nichts wußten.

Man wird es aus militärischen Gründen dem General Bobyr nicht verdenken dürfen, wenn er noch vor der Übergabe angeordnet hatte, alles zu vernichten, was dem Feinde irgendwie von Nutzen sein konnte. Mit wilder Freude war die rohe Soldateska ans Zerstörungswerk gegangen. Das ungeheuere Kasernenviereck war völlig ausgebrannt, aus seinen zahllosen leeren Fensterhöhlen hingen schwarze Rauchfahnen heraus und versengten die benachbarten Bäume und Sträucher. Der Fluß sah aus, als habe ein furchtbarer Wirbelsturm in ihm gewütet: längs der Ufer war alles vollgepfropft mit zerschlagenen Barken und Kähnen, zerstörten Motorbooten, im Bett eine ganze Sperre versenkter Schiffe, deren schwarze Schornsteine traurig über die ruhig sich kräuselnde Oberfläche des Wassers emporragten. Was nicht niet- und nagelfest war, Nahrungsmittel, Lederzeug, Schießbedarf hatten die Russen kurzerhand ins Wasser geworfen und ganze Viehherden im Strom ertränkt. In eigenartiger Weise war die Brücke über die Wkra unbenutzbar gemacht worden. Es standen nämlich auf ihr entgleiste Wagen, einer davon mit einem mächtigen Geschützrohr beladen, unter dem die Achsen durch Sprengung gebrochen waren. Da auch Zu- und Abfahrt der Brücke zerstört waren, verzichteten die deutschen Pioniere auf ihre zeitraubende Freimachung und schlugen lieber rasch eine Aushilfsbrücke. Der Bahnhof war bis auf die Grundmauern vernichtet und stellte nur noch einen wüsten Trümmerhaufen dar. In den Gassen schwelten die Reste verbrannter Kornvorräte, aus denen arme Männer und Weiber gierig herauskratzten, was noch zu retten war. Auch viel Papiergeld hatte man verbrannt, aber so mancher Glückliche stöberte noch einen unversehrten Hundertrubelschein aus den glimmenden Aschenhaufen heraus. Eine merkwürdige Übung war das Verbrennen riesiger Haufen von tatsächlich leeren Konservenbüchsen; vielleicht war es ein — kleiner Rechnungsausgleich für die Festungsintendantur, der so geschaffen wurde. Unmittelbar vor Beginn der Belagerung hatte man noch 12000 Ochsen und einige Tausend Kühe in die Festung geschafft; dies arme Vieh wurde nun in Massen auf die Brücke getrieben und diese gesprengt, so daß Tausende von Rindern elend umkamen, während andere Tausende vergiftet wurden. Noch trauriger wirkte der An-

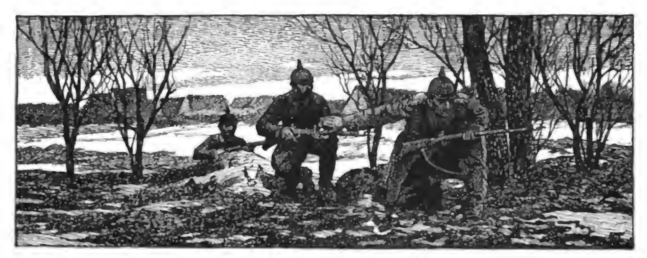


Abb. 5. Deutsche Schleichpatrouille im polnischen Weichselgebiet.

blick von 1500 edlen Pferden, prachtvollen Tieren, die angehalftert auf einem freien Platz vor der Zitadelle lagen, jedes mit einer Revolverkugel im Kopf. Daneben standen zwei große Scheinwerfer mit hohlen Augen wie geblendete Riesen. Aber so eifrig die Russen bei dem ihnen vertrauten Zerstörungswerke auch vorgegangen waren, so planlos und überhastet war es doch geschehen, und vielfach blieb ihnen ja auch gar nicht mehr die Zeit, alles zu vernichten und zu verbrennen. So kam es, daß immer noch eine ungeheure Beute in die Hände der Eroberer fiel. Wohl war das gewaltige Viereck der Zitadellenkaserne nur noch ein qualmendes Feuermeer, wohl waren fast alle Kraftwagen die Uferböschung hinabgestürzt, die Verschlußstücke der Geschütze in den Strom geschleudert, Eisenbahnwagen und Lokomotiven vom Feuer gefressen oder über die Böschung gerollt, Getreide- und Heuberge in schwelende Aschenhaufen verwandelt, wohl waren zahlreiche Schuppen mit für uns wertlosem Inhalt niedergebrannt, aber — das große Getreidemagazin, das am linken Weichselufer der Kernfestung gerade gegenüber liegt, hatte man in der allgemeinen Kopflosigkeit vergessen. Es war völlig unversehrt und in seinen sechs Stockwerken Raum für Raum dicht angefüllt mit Mehl, Hafer, Roggen, Weizen, Hirse, Hülsenfrüchten und Konserven, Sack an Sack, Kiste an Kiste. Auch große Futtervorräte hatten nicht mehr vernichtet werden können. In nächster Nähe des Magazins wurden 21 Feldöfen und zahlreiche Feldküchen aufgefunden und leisteten Siegern wie Gefangenen vortreffliche Dienste. Kohlen und Brennholz lagen ja in ganzen Bergen gebrauchsfertig da. Vor einem anderen Magazin waren große Kähne verankert, vollbeladen mit Pelzen und Wintermützen, die, mit schwerem französischem Golde gekauft, nun dem deutschen Heere zugute kamen. In dem neu angelegten Kühlhaus hing eine Armee gefrorener Rinder, Kälber und Hammel, an 25 000 Stück. Ein ganze Arsenal von Geschützen (über 1600!) konnte zusammengefahren werden, kleine und große, dicke und schlanke, alte und neue, bronzerne und stählerne. Dazu kamen unzählbare Massen von Schießbedarf, vom stahlglänzenden Infanteriegeschoß und Maschinengewehrband an bis zu den gelb und blau bemalten Ungetümen der Haubitzen und Mörser, die auf Gestellen so schön ausgerichtet waren wie die Flaschen eines wohlgepflegten Weinkellers. Die Zahl der Gefangenen belief sich schließlich auf 85 000, so daß der russische Gefechtsverlust auf etwa 10 000 Mann zu veranschlagen ist. Demgegenüber hatten die Deutschen diese glänzende Waffentat erfreulicherweise mit verhältnismäßig sehr bescheidenen Verlusten erkauft, denn ihre gefallenen Helden zählten nicht nach Tausenden, sondern nur nach Hunderten.

Die allgemeine Jubelstimmung erreichte ihren Höhepunkt, als der Kaiser in Begleitung Hindenburgs, Beselers, Falkenhayns und der Prinzen Oskar und Joachim zwischen den brennenden Forts erschien und eine kurze Parade über die siegreichen Truppen abhielt — ein ergreifender Anblick, der an den unvergeßlichen Tag von Lyck erinnerte. Mit gerührten Worten sprach der Monarch, der zahlreiche Auszeichnungen persönlich verteilte, den Truppen seinen Dank aus und gedachte mit besonderer Anerkennung der tapferen Sachsen. Und wie kindlich freuten sich diese alten Landstürmer, als sie in seinem Gefolge ihren vergötterten Hindenburg erkannten, wie jubelten sie ihm zu! Auch die Schriftsteller Sven Hedin und Ganghofer waren bei dem kaiserlichen Wagenzuge. Letzterer hat sich vor Nowo-Georgiewsk das Eiserne Kreuz

geholt, da ihn sein scharfes Jägerauge eine kampfunfähig gewordene Batterie erspähen ließ, worauf er rasch eine Patrouille Sachsen an Ort und Stelle führte, die dann auch noch 200 Infanteristen mit 3 Offizieren gefangen nahm. Derweil standen auf den Wällen der Forts deutsche Posten und schauten hinaus in die weite, jetzt wieder so friedlich daliegende Landschaft, die das silberne Band des Narew teilt und dunkle Waldsäume in der Ferne begrenzen, hinter denen der große Kampf weitertobt, von dem die ruhmreiche Eroberung des großen Waffenplatzes Nowo-Georgiewsk immerhin nur ein glanzvolles Zwischenspiel war. — Die Eroberung der Festung brachte die Deutschen zugleich in den Besitz der wichtigen Bahnlinie Soldau—Mlawa—Warschau und eröffnete ihnen die in einem so verkehrsarmen Land doppelt bedeutsame Schiffahrt auf der Weichsel von Danzig bis Warschau und darüber hinaus. Damit war eine wesentliche Erleichterung der Verkehrsverhältnisse hinter der deutschen Front und zugleich die lang ersehnte Querverbindung zwischen Ostpreußen und Galizien durch Polen geschaffen. Das russische Befestigungsnetz war endgültig zerrissen, und was wir hier noch weiter in Feindesland zu unternehmen gedachten, das konnte nunmehr seinen ruhigen und gesicherten Gang gehen. Das Gespenst von 1812, das als Trostmittel für das sich im Dienste Englands verblutende Rußland immer wieder hervorgeholt wird, wanderte in die Rumpelkammer der Geschichte.

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

Fortsetzung. **Kaiser und König Karl I. von Österreich-Ungarn.** Mit 1 Abb.

Im Frühjahr 1908 schied der Erzherzog von Prag, für das er sich seitdem eine gewisse Vorliebe bewahrt hat, um wieder zu seinen geliebten 7. Dragonern zurückzukehren und nunmehr bei der 5. Eskadron in Alt-Bunzlau Dienst zu tun. Die Oberste v. Dietl und Freiherr v. Zeidler vermittelten hier dem der Krone näher gerückten Prinzen eine höhere militärische Bildung und führten ihn in alle Zweige der Kriegswissenschaften ein. Gelegentlich der großen Kaisermanöver durfte er an der Seite seines Oheims, des Erzherzogs Franz Ferdinand, Einblicke in das Getriebe und die Aufgaben der höheren Führung tun. Am 1. November 1909 erfolgte die Ernennung zum Rittmeister und Kommandanten der in Brandeis an der Elbe liegenden Eskadron der Lothringer Dragoner. Diese „Erzherzogschwadron" wurde bald zur Mustertruppe des stolzen Reiterregiments, denn der junge Kommandant nahm seine Aufgabe sehr ernst, erfüllte sie mit wahrhaft leidenschaftlichem Eifer, und aus den kleinen Sorgen und Mühen jener Zeit wurden die innigen Beziehungen zwischen Führer und Geführten geboren, die dem Erzherzog später als Feldherrn so sehr zustatten kamen. Sein ungekünsteltes, freundliches Wesen, sein stark ausgeprägter Gerechtigkeitssinn und sein unverdrossener Arbeitswille gewannen ihm die Herzen der Offiziere wie der Mannschaften. Allgemein rühmte man seine jugendliche Frische und Natürlichkeit, seine persönliche Liebenswürdigkeit und die Harmlosigkeit seiner Vergnügungen. Natürlich ist auch Erzherzog Karl mit der bei den Prinzen regierender Häuser üblichen Schnelligkeit die Stufen der militärischen Rangleiter emporgestiegen. Immerhin ist er verhältnismäßig lange in den unteren Graden stecken geblieben, und auch im Kriege, in den er als Oberst eintrat, währte es ein volles Jahr, bis er sich die Generalsstreifen verdient hatte. Er sollte den Krieg erst lernen, ehe er ihn lenken durfte. Man darf nicht vergessen, daß sein großer Namensvetter, der Sieger von Aspern, schon im Alter von 27 Jahren Feldmarschall war. In die Rittmeisterzeit zu Brandeis fällt auch die Vermählung des Erzherzogs mit der jugendzarten Prinzessin Zita von Parma. Strahlenden Auges geleiteten die schwefelgelben Dragoner unter einem Blumenregen „ihren" Erzherzog und seine Gemahlin ins Schloß. Das Regiment aber erhielt in Zita einen Schutzengel. Am 1. März 1912 wurde es nach Kolomea in Ostgalizien verlegt, und es spricht für den schneidigen Reitergeist des Erzherzogs, daß er den ganzen weiten Weg nach der neuen Garnison an der Spitze seiner braven Eskadron im Sattel zurücklegte. Der sechswöchentliche, von echter Reiterpoesie verklärte Ritt führte über Biala, Jaslo, Sambor, Sanok, Stryj und Stanislau, alles Orte, die inzwischen so düstere Schlachtenberühmtheit erhalten haben. Das weltentlegene galizische Nest bot wenig Gelegenheit zur Zerstreuung und zu Vergnügungen; um so mehr konnte sich der Erzherzog seinen militärischen



Kaiser und König Karl I. bei seinen Truppen an der italienischen Front am Jahrestag der Offensive von Folgaria 15. 5. 1916. Im früheren Standort Acquevioa.

Aufgaben und seiner sich rasch vergrößernden Familie widmen. Am 1. November 1912 wurde er zum Major und Befehlshaber des 1. Bataillons im Infanterieregiment Nr. 39 in Wien ernannt, um nunmehr nach den frischfröhlichen Reiterjahren auch den beschwerlichen Dienst beim schlachtenentscheidenden Fußvolk kennen zu lernen. Der wehmütige Abschied von seinen Dragonern mag ihm schwer gefallen sein; war es doch zugleich der Abschied von rosigen Jugendjahren, von der Romantik stillen Glückes.

Auch bei der Hötzendorf-Infanterie blieb Erzherzog Karl mit Leib und Seele Soldat, und immer klarer trat während seiner militärischen Entwicklung sein Charakterbild hervor: Güte mit Intelligenz gepaart, viel Pflichtbewußtsein, Ernst und Fleiß, aber auch Frohsinn und Heiterkeit zu ihrer Zeit. Seine soldatische Pflicht nahm ihn derart in Anspruch, daß ihm nur karge Stunden der Erholung verblieben. Er hatte im Schloß Hetzendorf Wohnung genommen und verließ es täglich schon um 7 Uhr morgens, um sich nach der Stiftkaserne zu begeben, von wo er erst um 2 oder ½3 Uhr in sein Heim zurückkehrte und gemeinsam mit der Gattin das Mittagessen einnahm. Um 4 Uhr begab er sich wieder in die Kaserne, wo er bis zum Abend blieb. Die einzige Erholung, die er sich gönnte, war die Jagd. In den herrlichen Revieren, die sich zwischen der Ponin und Steiermark erstreckten, oblag er ihr in jeder freien Stunde, und mannigfache Trophäen, die die Wände der Villa Wartholz in Reichenau schmücken, geben Zeugnis von dem Waidmannsheil, das dem ausdauernden Jünger Dianas beschieden war. Die Jagd im eigenen Revier war ihm lieber als der Abschuß auch der edelsten Stücke in fremden Revieren, wo er als Gast weilte. Oft überwog auch die Bewunderung der Natur die Freude an der Jagd, denn Kaiser Karl ist von Kindheit an ein großer Naturfreund gewesen und als solcher auch ein gar rüstiger Fußgänger und trefflicher Bergsteiger mit dem langsam bedächtigen Schritt des richtigen Hochlandjägers. Eine gute Zigarre liebt er auch, ist aber doch nur ein sehr mäßiger Raucher. Ohne selbst viel von Kunst zu verstehen, ist er doch für ihre Schönheiten nicht unzugänglich, namentlich wo sie sich von ihrer heiteren Seite zeigt. Als zukünftiger Herrscher eines seltsam vielsprachigen Reiches mußte sich Karl natürlich von Jugend an viel mit Sprachstudien abgeben und hat es so weit gebracht, die wichtigsten Landes- und europäischen Sprachen in Wort und Schrift zu beherrschen. Ungarisch spricht er wie ein Vollblutmagyar, wie er überhaupt für das ritterliche Ungartum stets eine besondere Zuneigung empfunden hat. — Beim 39. Infanterieregiment machte er noch die La-

gerperiode in Bruck a. d. Leitha und alle feldmäßigen Schießübungen mit, vertiefte durch Übungen in gemischten Verbänden sein Verständnis für das Zusammenwirken der Waffen und wurde dann am 1. Mai 1914 zum Oberstleutnant ernannt. Da brachte die Bluttat von Sarajewo und der Ausbruch des Weltkrieges den großen Umschwung aller Dinge. Unmittelbar vor Eröffnung der Feindseligkeiten wurde Erzherzog Karl am 25. Juli 1914 als Oberst mit der Führung des Husarenregiments Nr. 1 in Breitensee betraut, durfte also an der Spitze der Kaiserhusaren ins Feld ziehen. Innerhalb zweier Jahre durchlief er dann die ganze Rangleiter bis zum Generalobersten und Armeekommandanten.

Bei der Tätigkeit des künftigen Kaisers während des erbitterten Völkerringens lassen sich mehrere, ziemlich scharf getrennte Abschnitte unterscheiden: zunächst fand er als gewöhnlicher Frontoffizier Verwendung, dann wurde er gewissermaßen als Schüler der obersten Heeresleitung zugeteilt, hierauf bereiste er in seiner Eigenschaft als Thronfolger sämtliche Fronten, besuchte Schlachtfelder und Lazarette, besichtigte alle erreichbaren Truppenkörper und verteilte Auszeichnungen, endlich führte er selbst ein Armeekorps, hierauf eine Armee, zuletzt eine Armeegruppe, also eine ganze Front, unmittelbar ehe er als Kaiser den Oberbefehl über die gesamten österr.-ungar. Streitkräfte zu Wasser und zu Lande übernahm. Schwerlich hätte man den künftigen Herrscher so vielgestaltiger Länder in eine bessere und wirksamere Schule geben können, als diese $2\frac{1}{2}$ Jahre harten Kriegslebens sie boten. Sie haben ihn zum Manne gereift, sie haben ihm Bewunderung für deutsche Tatkraft beigebracht, haben ihm gezeigt, wo die wahren und verläßlichsten Stützen seines Thrones zu finden sind, haben ihn vielleicht weniger Feldherrnkunst als Menschenkenntnis gelehrt, aber gerade diese wird ihm jetzt am meisten zustatten kommen. Nachdem er sich am Hoflager zu Ischl nochmals gründlich mit seinem erlauchten Großoheim ausgesprochen hatte, zog der jugendfrische Husarenoberst nach Galizien und erhielt hier in dem harten Ringen um Lemberg seine Feuertaufe. Später war sein Regiment zeitweise der polnischen Legion zugeteilt und machte deren abenteuerreiche Züge mit. Teilnehmer an jenen Kämpfen rühmten die Unerschrockenheit, Geistesgegenwart und rasche Entschlußfreudigkeit des Erzherzogs. Man erzählt, daß er in politischer Beziehung eine kluge und reife Urteilskraft zeigte und auch eine ernst zu nehmende militärische Begabung verriet. Lange Monate hindurch war er dann in ständiger Gesellschaft Konrad von Hötzendorfs, des überragendsten und fähigsten Feldherrn der k. u. k. Armee, und oft durfte er den Beratungen beiwohnen, in denen — sonst nur unter vier Augen — zwischen Konrad und Erzherzog Friedrich Tag für Tag die letzten, endgültigen und entscheidenden Beschlüsse gefaßt wurden. Das war eine vorzügliche Schule. Nach dem ersten Russeneinfall besuchte Erzherzog Karl die Bukowina, die westgalizischen Schlachtfelder sahen ihn, er kam nach Russisch-Polen, später auch an den Isonzo, war auf den Hochstellungen in Kärnten und bei seinen lieben Tirolern, ja als Gast des deutschen Kaisers sogar an der französischen Front. Unterbrochen wurden diese Frontreisen nur, wenn er auf 1—2 Tage nach Wien kam, um dem alten Kaiser Bericht zu erstatten. Dann nahm er im Schönbrunner Schlosse Wohnung, wo ja seit Kriegsbeginn auch Erzherzogin Zita mit den Kindern ihr Heim aufgeschlagen hatte. Und dann erzählte der jugendfrische Blondkopf mit den hellen blauen Augen, aus denen die innere Begeisterung widerleuchtete, mit tiefer Ergriffenheit dem ehrwürdigen Greise, das, was er draußen an der Front gesehen hatte. Auf diese Weise vernahm der alte Kaiser in tiefer Sehnsucht, wie es den Truppen ging, hörte er von ihrer Tapferkeit und Vaterlandsliebe, genoß er ihre Anhänglichkeit und Treue, lebte er ihre Siege und Schicksale mit und erhielt sich dadurch jung und arbeitsfähig. Auch als der deutsche Kaiser im Winter 1915 nach Schönbrunn kam, wurde Erzherzog Karl als einziger zu der Besprechung hinzugezogen, welche die beiden Monarchen nach dem gemeinsamen Frühstück unter vier Augen miteinander hatten. Mit Recht fiel allen Kennern der Schönbrunner Verhältnisse damals die ungewöhnlich lange Dauer dieser geheimen Unterredung auf.

(Schluß folgt.)

Die Mittel des Krieges.

Wurfminen.

Von **Fritz Hemmerich**. Mit 11 Abbildungen.

Im Stellungskampf spielt heute neben der Granate die Wurfmine eine Hauptrolle.

An vielen Stellen der Front, besonders aber in den Argonnen, liegen die Grabenlinien der beiden Gegner in so kurzer Entfernung voneinander, daß eine wirksame Beschießung der ersten

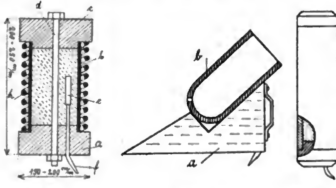


Abb. 1. Abb. 2. Abb. 3.
Abb. 1. Eine der ersten französ. Wurfminen im Längsschnitt.
Abb. 2. Minenwerfer hiezu in primitiver Form.
Abb. 3. Eine andere, der in Abb. 1 dargestellten ähnliche französische Mine.

Grabenlinien des Gegners durch Artillerie ohne Gefahr für die eigenen Gräben nicht möglich ist, da die Streuung der Granaten, infolge des ungleichmäßigen Luftwiderstandes, den sie in ihrer Flugbahn finden, zu groß ist. Ganz geringe Gewichtsunterschiede vereiteln schon ein zielsicheres Schießen, wie es die obengenannte Stellungslage bedingt. Hier hilft nun die Wurfmine, die aus dem ersten oder zweiten Graben durch einen geschützartigen Minenwerfer als „Steilfeuer" in die feindliche Stellung geschleudert wird.

Die leichteren Wurfminen (2—4 kg) bezwecken hauptsächlich große Splitterwirkung, während die schweren (1 bis 3 Ztr. u. mehr) durch den bei der Explosion entstehenden Luftdruck zerstörend wirken. Ein Vorteil, der zugleich auch ein Nachteil sein kann, liegt in dem Umstand, daß man die Wurfmine im Flug beobachten kann, weshalb ein Ausweichen fast immer möglich ist. Bei Nacht verrät das Brennen der Zündschnur die Gefahr, falls die Mine nicht mit Aufschlagzünder ausgebildet ist.

Zu Anfang des Stellungskrieges waren die Wurfminen und Minenwerfer noch unvollkommen hergestellt und infolge dieser mangelhaften Ausbildung waren mancherlei Mißstände vorhanden. Bei einigen Minenwerfern bestand eine große Gefahr für die Bedienung der Werfer darin, daß die Zündschnur der Mine schon vor ihrem Abschuß angezündet werden mußte. Versagte der Abschuß, so konnte nur das rasche Durchschneiden der Zündschnur den sogenannten „Rohrkrepierer" verhüten. Der heutige Minenwerfer ist im Wesen zwar jetzt noch der alte, doch ermöglichen die inzwischen vorgenommenen Verbesserungen ein genaueres und schnelleres Schießen. Die Mine, die meistens zylinderförmig ausgebildet ist, wird in den Lauf des Minenwerfers geschoben. Eine Pulvertreibladung hinter der Mine treibt bei ihrer Entzündung infolge des auftretenden Gasdruckes die Mine ins Freie. Mancherlei Verbesserung hat im Lauf der Zeit auch die Wurfmine selbst gefunden.

Im folgenden mögen nun einige der Minen und Minenwerfer, wie sie von unseren Gegnern verwendet werden, an Hand der beigegebenen Abbildungen erläutert werden.

In Abb. 1 ist eine der ersten franz. Wurf-

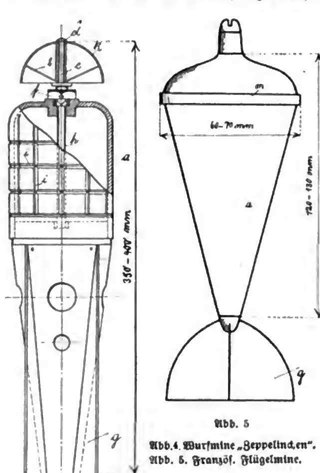


Abb. 4. Abb. 5
Abb. 4. Wurfmine „Zeppelinchen".
Abb. 5. Französ. Flügelmine.

minen wiedergegeben. Sie hat Zylinderform und wiegt etwa 6—7 Pfund, ihre Größe ist in der Abbildung eingezeichnet.

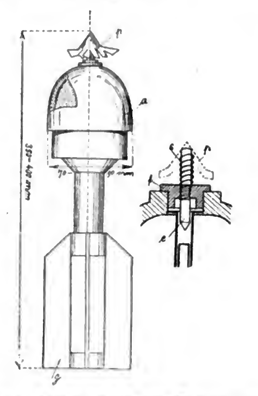


Abb. 6. Flügelmine mit doppeltem Blechmantel und hölzernem Kopfstück.

In ihren Hauptteilen besteht die Mine aus einem hölzernen Bodenstück a, einem dünnwandigen Blechmantel b und einem hölzernen Kopfstück c. Eine Schraubenstange d, die durch die Mitte des zylindrischen Minenkörpers geht, hält die drei genannten Teile zusammen. Im Blechzylinder befindet sich die Sprengmunition. Die Sprengkapsel e ist am Ende der Zündschnur f befestigt; letztere wird durch eine entsprechende große Bohrung im Bodenstück in den Sprengstoff geführt. Um bei der Explosion eine größere Splitterwirkung zu erzielen, liegt um dem Mantel b eine wenige Millimeter dicke Drahtspirale h, die durch Einkerbungen in viele kleine Stücke eingeteilt ist.

Das Geschütz, oder besser der Minenwerfer, ist sehr einfach gebaut, wie Abb. 2 erkennen läßt. Auf einem Holzschuh a ist unter einem Winkel von 40 bis 50° das Rohr b befestigt. Im Boden des Rohrlaufes befindet sich eine 4 bis 5 mm breite Bohrung, durch die eine Zündschnur in die Pulvertreibladung, die auf dem Boden des Laufes liegt, eingeführt wird. Die Mine wird von oben in das Rohr geschoben, nachdem das Zündschwänzchen der Mine so abgeschnitten ist, daß die Brennader freiliegt. Wird nun die Zündschnur, die in die Pulvertreibladung führt, durch Streichholz, Zigarre oder dgl. angezündet, so brennt sie durch und entzündet nach einigen Sekunden die Pulvertreibladung, die ihrerseits das Zündschwänzchen der Mine entzündet und gleichzeitig durch die plötzliche Gasentwicklung die Mine aus dem Rohr ins Freie treibt. Während des Fluges brennt die Zündschnur f weiter und bringt an ihrem Ende die Sprengkapsel e zur Explosion und diese wiederum den Sprengstoff, der seine Umhüllung zersplittert. Die Drahtspirale h zersplittert dann in ihren Einkerbungen. Die Menge der Treibladung (3—10 g) bestimmt die Schußweite; dementsprechend muß auch die Länge der Minenzündschnur bemessen sein.

Eine ähnliche Mine wie Abb. 1 zeigt Abb. 3. In der folgenden Abb. 4 ist eine franz. Flügelmine wiedergegeben. Wie der Name schon sagt, ist diese Mine am hinteren Teil mit einem Flügelschwanz g ausgerüstet, der ihr einen zielsicheren Flug gibt und sie infolge der zweckmäßigen Gewichtsverteilung stets vorn auf dem Zünder, einem Aufschlagzünder, aufschlagen läßt. Der Kopf d des Bolzens e, der in einer Schraubenmutter f befestigt ist, schlägt auf den Erdboden. Die Sprengkapsel lagert innerhalb der Sprengmunition in einem Röhrchen h. Beim Aufschlag gleitet nun, nach dem Gesetz der Trägheit, die Sprengkapsel in dem Führungsröhrchen entlang und schlägt auf die Spitze des Bolzens e, wodurch sie explodiert und gleichzeitig die Mine zur Entladung bringt. Durch Einkerbungen i wird eine

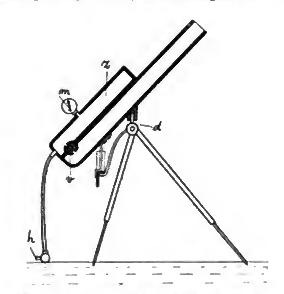


Abb. 7. Schematische Darstellung eines Preßluft-Minenwerfers.

größere Splitterwirkung erzielt. Der Abschuß dieser Mine erfolgt durch Preßluft, die durch Handpumpen in einem Zylinder erzeugt wird. Die Größe des Atmosphärendruckes sowie der

Neigungswinkel bestimmen die Flugweite. Andererseits kann die Flugweite auch durch die Vorrichtung am Zünder reguliert werden.

Wird nämlich der kugelförmige Blechteil k, der an dem Bolzen d befestigt ist, entfernt, so muß die Flugweite verringert werden, weil der trichterförmige Blechteil b der Luft einen größeren Widerstand bietet.

Eine ähnliche Minenart, wie die vorbeschriebene zeigt Abb. 5. Auch hier ist die Mine mit einem vierteiligen Flügelschwanz g ausgebildet. Der Minenkörper a hat Birnenform. Der Abschuß dieser Mine erfolgt ebenfalls durch Preßluft. Eine Nabe m sorgt für einen dichten Abschluß im Minenwerferlauf. Der Zünder ist, abgesehen von einigen konstruktiven Abweichungen, wie der in Abb. 4 ausgebildet. Auch hier durchläuft die Sprengkapsel beim Aufschlag ein Röhrchen und schlägt auf einen Bolzen, was dann die Explosion der Mine zur Folge hat. Das Gewicht dieser Mine beträgt etwa 2—3 kg.

In Abb. 6 ist eine andere Flügelmine dargestellt, bei der der Minenkörper aus einem doppelten Blechmantel, der mit Eisenbruchstücken ausgefüllt ist, besteht. Ein sinnreich ausgeführter Aufschlagzünder bringt hier die Mine zur Explosion. Durch die eigenartige Bauart wird die Mine erst nach einer gewissen Flugzeit „scharf", während die meisten anderen Minen vor dem Abschuß scharf gemacht werden müssen und deshalb immer noch gefahrbringend sind. Der Schlagbolzen s ist hier mit einem kleinen Propeller p versehen, der im Fluge den Schlagbolzen nach innen aus dem Gewinde der Mutter f dreht. Sobald das Bolzengewinde das

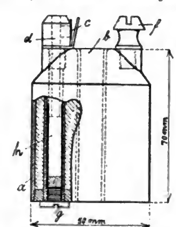


Abb. 8. Konstruktionsbild der kleinsten französischen Wurfmine „Tintenfäßchen".

Muttergewinde verläßt, ruht der Bolzen federnd auf der Spiralfeder S und wird durch diese von der Sprengkapsel entfernt gehalten. Ein Schlag auf dem Bolzen genügt alsdann, um seine Spitze gegen die Sprengkapsel zu schlagen, wodurch mittelbar die Explosion der Mine erfolgt — dies geschieht aber beim „Aufschlag". Das Gewicht dieser Mine beträgt etwa 3—4 kg.

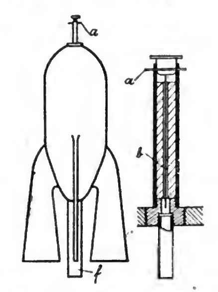


Abb. 9. Schwere franz. Flügelmine „Argonnengespenst".

Um ein Bild von dem Preßluftminenwerfer zu geben, ist in Abb. 7 die schematische Darstellung eines solchen gezeigt, ohne auf die konstruktive Art einzugehen. Im Gegensatz zu den meisten Minenwerfern besteht die treibende Kraft hier aus Preßluft. Der Lauf, der bei d drehbar in horizontaler und vertikaler Richtung auf einem Stativ gelagert ist, steht durch ein Ventil v mit dem Preßluftzylinder z in Verbindung. Durch Handpumpen, die bei h angeschlossen sind, wird der Preßluftzylinder gespeist. Das Manometer m zeigt die Spannung in Atmosphären an. Zweckmäßig angebrachte Winkelmesser ermöglichen ein Bestimmen der Höhen- und Seitenverschiebung. Durch Öffnen des Handventils v strömt die Preßluft hinter die im Rohr liegende Mine und treibt diese ins Freie.

Die bisher aufgeführten Wurfminen waren leichterer Art und hatten meist ein Gewicht von 3 bis 4 kg. Abb. 8 gibt die Konstruktion der kleinsten franz. Wurfmine, die das Aussehen eines Tintenfäßchens hat, und deshalb auch so benannt wird. Auch diese Mine soll durch Preßluft geschleudert werden. Der zylindrische dünnwandige Gußeisenmantel a ist mit Sprengstoff gefüllt. Die Explosion erfolgt durch Zeitzündung. Beim Abschuß schlägt ein Schlagbolzen, der an einem in der Mitte des Minenwerferlaufes angebrachten Führungsstange sitzt und durch die Bohrung b der Mine führt, gegen ein Zündhütchen c. Dieses entzündet die Brennader d, diese wiederum entzündet nach einigen

Sekunden Flugzeit den Knallsatz der Sprengkapsel h und bringt so die Mine zur Explosion. Die Verschlußschraube f dient zum Abschluß des Füllochs, die Schraube g im Boden der Mine schließt

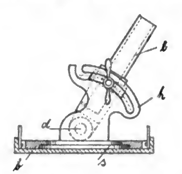


Abb. 10. Minenwerfer für die schweren Minen.

die Öffnung, durch die die Sprengkapsel eingeführt wird.

Zum Schluß noch ein paar Worte über die schweren Flügelminen der Franzosen. Es sind dies die fürchterlichsten Wurfminen, die in den Argonnen Verwendung finden. Ihre Wirkungen sind geradezu verheerend. Man nennt sie im Felde „Argonnengespenst" oder auch „Flügeladjutant". In sicherm Fluge geht die Mine hoch, um dann aus großer Höhe gleich einem Habicht fast senkrecht auf die Erde zu stürzen.

In Abb. 9 ist eine dieser Flügelminen dargestellt. Sie treten in den verschiedensten Größen und Gewichten auf. Die leichtesten wiegen etwa $^3/_4$ Zentner und haben eine Gesamtlänge von etwa 70 cm. Im Durchmesser sind sie ungefähr 25—30 cm groß. Am hinteren Ende befindet sich eine 70 mm dicke Führungsstange f, die in den entsprechend großen Lauf des Minenwerfers geführt wird, dabei greifen die Flügel über den Lauf, während die eigentliche Mine außerhalb des Laufes liegt. Die Schnittabbildung in Abb. 9 gibt den Aufschlagzünder in vergrößertem Maßstabe wieder. Hier durchschlägt der Aufschlag den Sicherheitsstift oder Vorstecker a, der Drahtstift b durchschlägt das Zündhütchen e. Die Sprengkapsel bringt alsdann die Munition und somit die Mine zur Explosion.

Die beiden letzten Abb. 10 und 11 zeigen zwei Minenwerfer zu den vorbeschriebenen Flügelminen. Der erstere schleudert die leichteren, der letztere die größeren Minen. In Abb. 10 ruht der Lauf l, bei d in vertikaler Richtung drehbar, auf einer horizontalen Drehscheibe s, die in der Platte b lagert. Der Schlitzbügel h ist in Gradstriche eingeteilt, was ein genaues Festlegen des Höhenwinkels mit Hilfe der beiden Flügelschrauben ermöglicht. Die Führungsstange der Flügelmine wird in den Lauf geführt, nachdem die Pulvertreibladung auf den Boden gelegt und eine Zündschnur angelegt ist. Alsdann kann der Abschuß erfolgen.

Der Minenwerfer in Abb. 11 ist äußerst einfach hergestellt. Das Rohr l, mit außergewöhnlich dicker Wandung, ist unten T-förmig ausgebildet. Der senkrecht zum Lauf stehende Teil bildet die beiden Zapfen d, die in zwei Lagerböcken, die gleichzeitig die Unterlage oder Bettung darstellen, lagern. Die Schlitzbügel h ermöglichen auch hier die Winkeleinstellung des Rohres. Die drei genannten Hauptteile lagern in einem Blechkasten, der eine gegenseitige Verschiebung der Lagerböcke verhindert.

Die besprochenen Minen und Minenwerfer sind sämtlich französischen Ursprungs. Auch an der englischen, italienischen und russischen Front werden indes Minen geworfen, die, wenn auch in Einzelheiten von den französischen abweichend, im Grunde doch die gleiche gefährliche Waffe darstellen. Daß auch wir uns dort, wo die Verhältnisse es gestatten, der Minen bedienen, ist selbstverständlich, das liegt schon begründet in der Natur des festungsartigen Grabenkrieges. Die Besprechung unserer eigenen Minenwerfer und Minen verbietet sich zwar zurzeit im Interesse

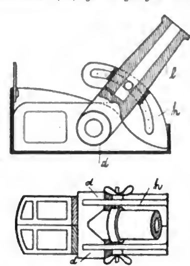


Abb. 11. Minenwerfer für die Flügelminen schwersten Gewichts, darunter ein Bild von der Draufsicht dieses Minenwerfers.

der Landesverteidigung, doch darf man überzeugt sein, daß wir den Feinden mindestens ebenbürtiges „Material" von ebensolchen Schleudermaschinen in ihre Gräben hinübersenden.

Offiziersquartiere in den Waldlagern an der Ostfront.

Von Stabsarzt Dr. Herrmann. Mit 6 Abbildungen.

Im Gegensatz zu den Verhältnissen im Westen, wo man an der Front meist unter dem Boden wohnt, gestatten es an der Ostfront die ausgedehnten Waldungen Rußlands, auch verhältnismäßig dicht hinter der vordersten Kampflinie, gegen Sicht geschützte, oberirdische Wohnunterstände zu bauen. So findet man (seit etwa Sommer 1916) in den Waldlagern der Reserve-Kompagnien und -Bataillone, 2—3 km hinter der ersten Stellung, häufig „hochgebaute" Wohnunterstände und man hat Gelegenheit, des öfteren den guten Geschmack der Erbauer dieser Blockhütten zu bewundern. Es stammen ja aber auch gar nicht selten die Baupläne von tüchtigen feldgrauen Architekten her. Die Stämme zum Haus-



Abb. 1. Stabsquartier südöstl. von Baranowitschi.

bau liefert der nächste Fichten- oder Kiefernwald, Dachpappe und Glas das Materialdepot, die Bretter, — ein vielbegehrter Bauartikel im Feld — das Sägewerk der Division, und Fensterrahmen und Türen mit Beschlägen und Schloß die Tischlerei und Schlosserwerkstatt der Truppe. Hat man nun noch einige tüchtige Zimmerleute zur Verfügung, so kann das Bauen losgehen. Was so mit einfachen Mitteln an der Front geschaffen wird, zeigen die Bilder 1—3, die die Wohnung eines Bataillons-Kommandeurs und eines Truppenarztes aus der Gegend südlich von Baranowitschi darstellen. Mit Liebe ist um das Stabsquartier herum ein Gärtchen mit eingepflanzten Birken und Nadelhölzern angelegt und mit weißem Birkenzaun umhegt worden, der blendend gegen das dunkle Braun der Tannenstämme absticht. Der Stabsarzt hat sich an sein Wohnhaus, die „Ortskrankenstube" angebaut. Gemütlich wölbt sich über dem keck vorspringenden Erker das Walmdach, ein ungewohnter



Abb. 2. Wohnhaus des Stabsarztes mit angebauter Krankenstube.

Anblick für die Panjes, wenn sie später wieder die Gegend bewohnen werden. Eine besondere Sorgfalt wird auf die innere Ausstattung des „Wohnunterstandes" verwendet (Abb. 3). Die Wände, wie die Decke, werden mit gehobelten Brettern verkleidet, mit Bordbrettern ringsum versehen, oder die halbe Wandhöhe wird mit abgeschälter Tannenrinde getäfelt, mit einer gebeizten Leiste als Abschluß, was sich, — wie bei Abb. 6, — gegen die mit Kalk und gelbem Sand verputzte Wand, gut abhebt.

Die Birkenmöbel-Hausindustrie steht im Osten bei den Feldgrauen in hoher Blüte und

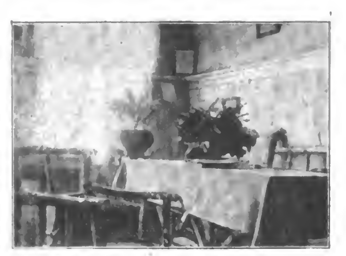


Abb. 3. Inneres der obigen Arztwohnung.



Abb. 4. Arztwohnung aus zwei Panjehäusern im Waldlager am Oginskikanal.

man findet allerlei Muster, vom schweren Lehnstuhl bis zum einfachen Hocker, daneben Tische, Schreibtisch, Rauchtisch, Wandschränkchen und Waschtisch, alles aus Birkenholz. Die Birke liefert ferner ein hübsches Material zu Bilderrahmen für den Wandschmuck, gewöhnlich Buntdrucke, die illustrierten Zeitschriften, z. B. der Jugend, entnommen sind. Vielfach dienen als Blumentopf die großen gußeisernen Kochtöpfe aus den verlassenen Panjehäusern. Das eingepflanzte Farrenkraut (Abb. 3) könnte beinahe eine Palme vortäuschen. Als Liebesgabe aus der Heimat vervollständigen Vorhänge die Einrichtung der gemütlichen Doktor-Wohnung.

Sehr beliebt ist es, in Ortschaften, die wegen zu häufiger Beschießung nicht mehr bewohnt werden können, Panjehäuser abzubrechen, um sie im Waldlager wieder aufbauen zu lassen. In dieser Weise lassen sich ganz leicht gefällige Häuschen herrichten, wie die Aufnahmen 4 bis 6 zeigen, die ebenfalls eine Arztwohnung weiter südlich beim Oginski-Kanal darstellen. Das Häuschen ist aus zwei Panjehütten, die im zerstörten Dorf



Abb. 5. Truppenarzt-Wohnung am Oginskikanal.

O. beim Kanal abgebrochen wurden, im Waldlager neu aufgeführt worden; die an sich rohen und unbemalten Balken haben einen hellen Verputz aus Zement mit Beimengung hellgrauen Sandes erhalten, die Fensteröffnungen wurden an beliebiger Stelle neu eingeschnitten, die früheren Fensteröffnungen zugebaut und das Strohdach in neuer Anordnung aufgelegt. Ohne allzuviel Licht entbehren zu müssen, liegt das Häuschen von stattlichen Kiefern gegen Fliegersicht geschützt, malerisch am Sumpfwaldrand. Um sich seinen Wohnraum möglichst behaglich zu gestalten, hat der Erbauer neben der Wandtäfelung mit Fichtenrinde sogar noch rindenbekleidete Möbel, wie Schreibtisch, Wandschränkchen, Mitteltisch, und Erlenholzstühle anfertigen lassen. Bei etwaiger Ablösung der Truppe bleibt die ganze Einrichtung an Ort und Stelle und der Nach-



Abb. 6. Inneres der Arztwohnung im Panjehaus.

folger freut sich, ein derartig freundlich aufgemachtes Quartier beziehen zu können.

Ist man nun gezwungen zum Schutz gegen feindliches Artilleriefeuer seinen Wohnunterstand in den Boden zu verlegen, wie es meist im Lager der Reservekompagnien eines Bataillons der Fall ist, so macht man sich vielleicht auf der Sohle des Laufgrabens einen gefälligen Vorbau aus Birkenholz (s. S. 45), um wenigstens auf diese Weise seinem architektonischen Schönheitssinn Ausdruck zu verleihen.

Für die Ausstattung des Inneren hat man freilich nicht immer genügend Brettermaterial zur Verkleidung der Wände zur Verfügung. Mitunter hilft man sich dann mit Birkenstämmchen, häufig in Form einer Mosaikarbeit. Fehlen aber auch die hellen Birken, so läßt man darum den Kopf nicht hängen, sondern tröstet sich mit der Hoffnung, beim nächsten Quartierwechsel vielleicht in ein behaglicher gebautes Nest einziehen zu können.

Die Befehlsübermittlung auf Kriegsschiffen.

Der Siegeszug der Technik, den wir heute allenthalben feststellen können und dem auch der Krieg keinen Einhalt gebieten konnte, hat sich ausgedehnt auch auf den Krieg zur See. Die gewaltigen Leistungen, die wir schon vor dem Kriege im Kriegsschiffbau zu verzeichnen hatten, machten es notwendig, daß alle Errungenschaften der Neuzeit auch auf den schwimmenden Festungen zur Anwendung kamen. Insbesondere gilt dies von der Befehlsübermittlung, die heute bei dem ausgedehnten und weitverzweigten Organismus eines Großkampfschiffes durchaus rasch und sicher erfolgen muß. Während in früheren Zeiten dem Kommandanten eines Kriegsschiffs zur Befehlsübermittlung nur einige Sprachrohrleitungen zu Gebot standen, verfügt der Kommandant eines neuzeitlichen Kriegsschiffes über die modernsten Einrichtungen; er ist in der Lage, seine Anordnungen und Befehle mit Gedankenschnelle dorthin zu bringen, wo sie gerade notwendig sind. Vom Auslug hoch oben in den Masten bis hinab zum Maschinen- und Heizraum, von den Munitionskammern, den Torpedoständen tief im Innern bis wieder hinauf zu den Geschütztürmen vermag er im Augenblick seine Befehle zu erteilen. Telegraph und Telephon kommen hierbei in der Hauptsache zur Anwendung. Neben diesen bestehen auch noch besondere Signaleinrichtungen, durch deren Hilfe er sich mit den mannigfaltigsten Dienststellen, die ja auf großen Schiffen außerordentlich zahlreich sind, in Verbindung setzen kann.

Es liegt auf der Hand, daß durch solche Einrichtungen der Gefechtswert eines Schiffes außerordentlich gehoben wird. Denn dadurch erst ist die Kommandostelle oder die Kommandokuppel zu der geistigen Zentrale geworden, die den gigantischen Organismus bis in die entferntesten Glieder hinein zu lenken und zu regieren vermag. Aber nicht genug damit, auch das Vorhandensein der drahtlosen Telegraphie setzt den Kommandanten eines Geschwaders oder einer ganzen Schlachtflotte in den Stand, seinen Willen und seine Absichten auch den andern Schiffen mitzuteilen. So erfolgt auf mechanischem Wege die Umsetzung des Willens in die Tat, und es ist auf jedem Schiff nicht ein einziges Rad, kein Seil und keine Kette, die nicht unter dem Einfluß dieses Gehirns stünde. Von hier aus wird ebenso die Geschwindigkeit des Schiffes wie seine Feuertätigkeit, seine Fahrtrichtung und sein Verhalten zum Gegner reguliert. Mehr als je hat heute der Kommandant das Wohl und Wehe der Besatzung in der Hand, und seine Entschlußkraft, die Richtigkeit seiner Befehle bedeuten nur zu oft das Schicksal des Schiffes.

Alle die Apparate, die auf einem Schiff zur Befehlsübermittlung dienen und die man gemeinhin als die Kommandoapparate bezeichnet hat, haben im Grundprinzip das gemeinsam, daß sie aus einem Geber und einem Empfänger bestehen. Diese beiden Teile sind die Hauptsache, und von ihrer richtigen Handhabung und Funktion hängt alles ab.

Geber und Empfänger haben eine runde Scheibe, die sich wie eine Kompaßrose ansieht, diese Scheibe enthält in deutlichem Ausdruck alle die notwendigen Befehle, die in Betracht kommen können. Ein beweglicher Zeiger gehört weiterhin dazu. Er ist auf dem Geber sowohl wie auf dem Empfänger zu finden. Beide Zeiger sind mechanisch oder elektrisch miteinander verbunden, und es ist nicht möglich, den einen zu bewegen, ohne daß der andere zwangsläufig die gleiche Bewegung mitmacht. Wenn beispielsweise der Kommandant den Zeiger des Gebers auf das vorgedruckte Feld „Volldampf" dreht, so dreht sich der Zeiger des Empfängers im Maschinenraum ohne weiteres ebenfalls auf „Volldampf". Das gleiche gilt auch bei jeder andern Betätigung des Zeigers im Kommandoturm. Um nun die Dienststelle, die einen Befehl erhält, in Kenntnis zu setzen, ertönt bei jeder Drehung des Zeigers ein Glockenzeichen, das der Aufmerksamkeit der angerufenen Stelle nicht entgehen kann. Diese äußerst sinnreiche und nie fehlende Einrichtung wird in wertvoller Weise ergänzt durch das Telephon, dessen Leitungen sich durch den ganzen Schiffsraum hinziehen. Das Telephon ist durchweg als Lautsprecher ausgebildet, so daß selbst im Lärm der Maschinen diese Telephone noch in mehreren Metern Abstand zu hören sind.

Inwieweit außer diesen telegraphischen und telephonischen Befehlsübermittlungen noch besondere Signalanlagen in Betracht kommen, hängt ganz von der Größe und Art des Schiffes ab. Sie werden ausgedehnter und mannigfaltiger sein, je größer ein Schiff ist. Ein großes Schlachtschiff beispielsweise wird außer den Maschinentelegraphen, den Artillerie- und Torpedotelegraphen noch besondere Kesseltelegraphen und Rudertelegraphen besitzen. Es wird gegebenenfalls auch über Ruder-Anzeiger und Umdrehungsfernzeiger verfügen, abgesehen davon, daß zu diesen noch einige weitere Signalgeber kommen können. Als einer der wichtigsten all dieser Apparate, wenn nicht gar als der wichtigste, muß der Maschinentelegraph bezeichnet werden, von dessen richtigem Funktionieren sehr viel abhängt, und seine richtige Handhabung im gegebenen Moment hat sicherlich schon manchem Schiff im Toben der Schlacht den größten Vorteil gebracht. Ist doch die Manövrierfähigkeit von ausschlaggebender Bedeutung für die Besatzung. Eng zusammen hängt mit dem Maschinentelegraphen der Kesseltelegraph, denn selbst die besten Maschinen nützen nichts, wenn nicht die Dampfkraft auf entsprechender Höhe bleibt. Die Befehlsstation für den Kesseltelegraph befindet sich bei dem leitenden Ingenieur, der dem Kommandanten dafür verantwortlich ist, daß das Schiff über genügenden Dampf verfügt. Mit Hilfe des Telephons kann der Ingenieur von seinen Heizern jede gewünschte Dampfmenge fordern. Daß auch Artillerietelegraphen und Torpedotelegraphen zu Zeiten von hochwichtiger Bedeutung sein können, das haben die Ereignisse bei den verschiedenen Seegefechten mehr als einmal erwiesen.

Aus dem Vorhergesagten ist schon genugsam ersichtlich, daß von dem harmonischen Zusammenarbeiten der Organismen, die in ihrer Gesamtheit das Kriegsschiff erst zu dem werden lassen, was es sein will, sehr viel abhängt. Dieses Zusammenarbeiten ist aber nur möglich, wenn ein jeder der genannten Kommandoapparate tadellos und einwandfrei arbeitet; das Versagen auch nur

des einen oder anderen kann für die schwimmenden Festungen leicht zum Verhängnis werden. Es wird deshalb auch unausgesetzt darauf gesehen, daß hier weder Versager noch Fehler vorkommen können. Auch äußerlich schon wird die Wichtigkeit dieses Gehirns der Kriegsschiffe dadurch hervorgehoben, daß man die Zentralkommandostelle durch einen besonders starken Panzer schützt, der nur in ganz seltenen Fällen Verletzungen durch gegnerische Geschosse erleiden kann.

Was für das einzelne Schiff Telegraph und Telephon sind, das bedeutet für den Verband mehrerer Schiffe die drahtlose Telegraphie. Auch von ihrem richtigen Funktionieren hängt mitunter sehr viel ab, und es haben zu Zeiten von Seegefechten mit ihrem raschen Wechsel von Stellung und Geschwindigkeit die Männer des drahtlosen Telegraphiedienstes keine leichte Aufgabe. Das besondere Ziel des Feindes ist es deshalb, die Funkentelegrapheneinrichtung des Gegners zu zerstören. Tritt dieser Fall ein, so wird, entsprechende Einrichtungen vorausgesetzt, an die Stelle der drahtlosen Telegraphie die Befehlsübermittlung an die Geschwaderschiffe durch Flaggen- oder Lichtsignale treten, zu deren Bedienung auf jedem Schiff eine Anzahl Mannschaften ausgebildet sind. Auch diesen erwächst dann eine ebenso wichtige wie schwere Aufgabe.

Alles in allem geht aus dem Gesagten hervor, daß die Befehlsübermittlung auf See ungleich schwieriger ist als die auf dem Lande. Die Schwierigkeiten wachsen, wenn es sich um den Ernstfall handelt, wenn es gilt, ein aufgenommenes Gefecht siegreich zu Ende zu führen. Daß wir bei unserer jungen Flotte in dieser Beziehung bestens versorgt sind, das haben die Ereignisse in diesem Krieg schon oft gezeigt. Selbstverständlich jedoch vermag auch die beste Durchführung aller Aufgaben, das tadellose Funktionieren aller Apparate und Einrichtungen nicht davor zu bewahren, daß schließlich auch einmal die feindliche Übermacht den Sieg davonträgt, wie dies seinerzeit in dem Gefecht bei den Falklandsinseln der Fall war, wo das Geschwader des Grafen Spee sein ruhmreiches Ende fand. W. M.

Die Bezeichnung der Truppenkörper.

Die Truppenverbände der verschiedenen Waffengattungen führen Bezeichnungen, von denen der Laie wohl weiß, was sie der Zahl nach vorstellen, nicht aber, warum man gerade auf die Benennung und nicht auf eine andere gekommen ist. Was eine Kompagnie, eine Batterie, ein Regiment ist, weiß nahezu jedermann, nicht aber, woher diese Benennungen stammen. In einer Zeit jedoch, in der tagtäglich von diesen kleinen und größeren Truppenverbänden die Rede ist, erscheint es nicht uninteressant, auch über die Herkunft dieser Bezeichnungen unterrichtet zu sein. Da ist zunächst die Korporalschaft, die ihren Namen dem Italienischen entnommen hat, caporale heißt im Italienischen Häuptling, Anführer. Nicht aber, wie vielfach gemeint wird, kommt Korporalschaft von corpus her, was ja schließlich seine Berechtigung hätte, wenn man davon ausginge, daß die Korporalschaft ein kleines Korps ist. Das Wort Korporalschaft fand zu Anfang des 17. Jahrhunderts in Deutschland Aufnahme und verdrängte hier das gute deutsche Wort Rottenmeister. Natürlich wurde das Fremdwort aus Frankreich eingeschleppt, wo man es zuerst dem Italiener entlehnt hatte. Heute steht die gebräuchliche Form Korporal im engsten Zusammenhang mit dem Hennegauischen Sprachidiom, denn dort wurde aus dem caporal ein coporal und zuletzt ein corporal.

Die Kompagnie ist im 17. Jahrhundert an die Stelle des gutdeutschen „Fähnlein" getreten. Abgeleitet ist das Wort aus dem mittellateinischen companium, das, aus cum und panis zusammengesetzt, so viel wie Tischgenossenschaft, Brotgemeinschaft bedeutet. Dies ist aber nicht die einzige Erklärung des Wortes. Andere Erklärer bringen die Bezeichnung mit der Fahne selbst in Verbindung. Diese wurde im Französischen im Mittelalter pennon genannt und aus dieser Benennung soll auf dem Wege verschiedener Umwandlungen im Laufe der Jahrhunderte endlich das Wort compagnie herausgekommen sein. Eine andere Lesart noch leitet das Wort sogar aus dem deutschen Wort Bann her. Kompanie sei nichts weiter als eine oberitalienische Mißbildung dieses Wortes Bann, das wir ja auch in Heeresbann, in Banner usw. finden und das nichts weiter bedeute als Rechtsgemeinschaft, Bande. Das g in Kompagnie, das erst zu Beginn des 17. Jahrhunderts sich in das Wort eingeschlichen hat, ist ursprünglich nichts weiter als ein Schreibfehler, heute gehört es aber zur amtlichen Schreibweise.

Die Schwadron oder Eskadron ist die Bezeichnung einer Abteilung Kavallerie. Schwadron kommt vom Italienischen squadrone und bedeutet Viereck. Ebenfalls zu Anfang des 17. Jahrhunderts fand diese Bezeichnung in Deutschland Aufnahme und wurde sowohl auf Infanterie als auf Kavallerie angewendet, wo sie einen aus mehreren Kompagnien bestehenden Truppenteil umfaßte, der meist schwächer war als ein Regiment und keinen vollen Regimentsstab besaß. Später bezeichnete man mit Schwadron oder Eskadron nur eine kleinere Kavallerieabteilung.

Die Batterie ist französischen Ursprungs und bedeutet zunächst Schlägerei. Dann wurde mit Batterie die Gesamtheit der Schläger, also der fechtende Truppenteil mit seinen Geschützen, bezeichnet. Für die Feldartillerie kam das Wort Batterie zur dauernden Einführung in der Zeit der französischen Revolutionskriege.

Das Wort Bataillon läßt sich sehr leicht durch das französische bataille (Schlacht) erklären. Im 15. und 16. Jahrhundert fand dieses Wort Anwendung auf jeden selbständigen Haufen Fußvolks (ohne jede Rücksicht auf seine Stärke), der in der Form eines Vierecks auftrat und deshalb auch Geviert- oder Gewalthaufe genannt wurde. Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts kam dann das Wort Bataillon als Name für einen aus Kompagnien zusammengesetzten Truppenkörper auf, und

in Preußen war es zuerst König Friedrich I., der seine Infanterieregimenter in Bataillone einteilte.

Regiment umfaßt im 16. Jahrhundert als Name eine Anzahl Fähnlein, die einen Obersten mit dem „vollen Regiment" hatten. Volles Regiment aber bezeichnete ursprünglich die sehr ausgedehnten (auch das Recht über Leben und Tod, das Recht, die Offiziere ein- und abzusetzen) umfassenden Machtbefugnisse der Feldobersten. Schließlich ist dann der Name Regiment für Truppenverbände von 2000 bis 3000 Mann gebraucht worden.

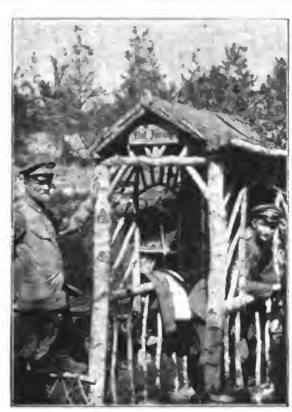
Die Brigade wieder leitet ihren Namen aus dem Italienischen ab. Brigata bedeutet hier Trupp, Abteilung. Schon in einem alten Landsknechtslied finden wir das Wort Brigade und unter Gustav Adolf gewann diese Bezeichnung die Bedeutung einer Vereinigung von 2—3 Infanterieregimentern unter einer Führung.

Die Division ist französischen Ursprungs und bedeutet Heeresteil, Abteilung. Als Division bezeichnete man in Frankreich während der Revolutionskriege einen aus allen Waffengattungen zusammengesetzten Truppenkörper, also gewissermaßen ein kleines Heer, das geeignet erschien, auch allein den Kampf aufzunehmen und so lange durchzuführen, bis andere Armeeteile zu seiner Unterstützung herbeieilen konnten. Auf Scharnhorsts Vorschlag wurde 1805 auch das preußische Heer in Divisionen eingeteilt.

Das Armeekorps erklärt sich von selbst. Interessant ist hier nur, daß Napoleon I. als erster im Kriege mehrere Divisionen unter den Befehl eines Marschalls als Korps zusammenstellte. In Preußen kam das Armeekorps als feststehende Friedensorganisation durch die Order vom 5. November 1816 zur Einführung. S.

Vermischtes.

Moltke und die Kriegsberichterstattung. Im Kriege von 1870/71 war die Überwachung der Presse bei weitem noch nicht so streng durchgeführt wie heute. Damals kamen in einzelnen Zeitungen noch viele private Mitteilungen über Truppenbewegungen, die durchaus geheim bleiben sollten und die deshalb den Franzosen gute Dienste leisteten. Allerdings hat auch die deutsche Heeresleitung aus französischen und englischen Zeitungen sehr wertvolle Nachrichten entnommen. Als Moltke mit seinem Heere vor Paris lag, schrieb er seinem Bruder: „Über Paris erfahren wir mehr aus englischen und belgischen Blättern, als hier dicht vor der Stadt, wo nur der Valérien mit uns spricht." Moltke hielt darauf, daß bei der Redigierung der deutschen Heeresberichte nur die Oberste Heeresleitung das Wort habe, und er vertrat auch gegen Bismarck diese Forderung ganz entschieden. Schon damals zeichneten sich die deutschen Heeresberichte durch unbedingte Zuverlässigkeit aus, wenn sie auch manchmal nicht so ausführlich waren und nicht so früh kamen, wie die deutsche und die ausländische Presse es wünschte. Als das Reuter-Bureau sich Anfang Januar 1871 sogar beim König Wilhelm über die Verspätung der Telegramme aus der deutschen Bundeskanzlei beklagte, antwortete Moltke seinem hohen Herrn, wenn die französischen Telegramme oft früher vorlägen, so käme das durch die günstigere französische Landestelegraphie und vorzeitige Absendung vor der Entscheidung eines Gefechts, und sie seien voller Lügen. Deutscherseits werde jede Depesche erst genau redigiert, denn es komme darauf an, wichtige Operationen geheim zu halten, dann auch Details nicht zu erwähnen. Die deutschen Depeschen würden jedenfalls überall geglaubt, die französischen als Sensationsnachrichten aufgefaßt, selbst von französischen Blättern. Erschwert werde die Aufgabe, wahr zu sein, dadurch, daß zuweilen Telegramme aus nichtmilitärischen Kreisen des Hauptquartiers und ohne Namensunterschrift veröffentlicht würden. Vorteilhaft sei für uns andererseits, daß unsere Gegner Details brächten, wie Namen und Truppenteile, wodurch wir z. B. über Faidherbe die wichtigsten Aufschlüsse erhielten. Dies sei uns eine Warnung. Wir warteten



Vorbau eines Leutnants-Unterstandes aus Birkenholz bei Baranowitschi.
(Siehe den Aufsatz auf S. 41 u. 42.)

das Gesamtresultat der Berichte eines Tages erst ab. Jedes Versehen und jede Verbreitung wichtiger Nachrichten werde mit dem Blute der Armee und der Gefahr des Mißlingens unserer Opera-

tionen bezahlt. Aus diesen Äußerungen Moltkes kann man ersehen, daß die Grundsätze der deutschen Heeresleitung seither dieselben geblieben sind und daß die jetzigen strengen Vorschriften lediglich die vorzeitige Veröffentlichung von Nachrichten, die den Feinden nützen könnten, zu verhindern bestimmt sind.

Das Eiserne Kreuz ist im Verlauf dieses Krieges schon in außerordentlich großer Zahl verliehen worden, was bei dem Massenaufgebot an Kämpfern und bei den unvergleichlichen Heldentaten ja auch kein Wunder ist. Die zuständige Stelle teilt über die Verleihungen mit, daß schon 49 600 Eiserne Kreuze erster Klasse und 2 200 500 zweiter Klasse zur Austeilung kamen. Von diesen gewaltigen Zahlen kommen auf die Heimat 117 Eiserne Kreuze erster Klasse und 3543 solche zweiter Klasse. Das Eiserne Kreuz zweiter Klasse am weißschwarzen Bande wurde bisher 1445 mal verliehen. Aus dieser Zusammenstellung geht hervor, daß auf rund 500 im Felde verliehene Eiserne Kreuze nur ein einziges für Verdienste in der Heimat kommt. Zieht man nun noch einen Vergleich zwischen den Verleihungen in der Front und in der Etappe, so ergibt sich das Verhältnis, daß auf 125 Eiserne Kreuze in der Front eines in der Etappe fällt. Letztere betragen also nur 0,8%. Es ist diese Statistik und ihre Gegenüberstellungen nicht nur interessant, sondern auch insofern von Bedeutung, als dadurch die schon öfter gehörten Behauptungen widerlegt werden, wonach bei Verleihungen des Eisernen Kreuzes Etappe und Heimat in zu ausgedehntem Maße berücksichtigt würden.

Ein merkwürdiges Kriegskommando. Bei den Portugiesen war noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ein recht merkwürdig anmutendes Kriegskommando im Gebrauch. Vor dem Angriff erhielten die Soldaten den Befehl: „Dem Feinde böse Miene machen.“ Darauf runzelten die Soldaten die Stirn und dann erfolgte das weitere Kommando: „Sehr böse Miene!“ Jeder Soldat versuchte nun nach bestem Können, die schrecklichsten Grimassen zu schneiden. — Dieses Kommando erinnert sehr viel an mancherlei Gebräuche, die noch bei einzelnen Naturvölkern bestehen, und wozu das Färben der Gesichter mit grellen Farben zu rechnen ist. Es sollte dadurch lediglich der Gegner schon von vornherein in Angst und Schrecken versetzt werden, und in den Steppen Amerikas und in den Wäldern Australiens und Afrikas mag das mitunter wohl heute noch Aussicht auf Erfolg haben. Für Soldaten europäischer Staaten gilt das aber schon längst nicht mehr, weshalb dies sonderbare Kommando schließlich auch von den Portugiesen abgeschafft worden ist.

Wenn die Mine springt .... Das nebenstehende Bild zeigt, wie bei einer Mienensprengung zuerst die Erdmassen, Steine und Staub hochgehen und lange darnach erst der weiße Rauch der explodierten Sprengladung aus der Tiefe emporkommt. Das Bildchen wurde gezeichnet nach einer Darstellung, die im Anschluß an die große Minensprengung im Wytschaetebogen in einer feindlichen Zeitschrift gegeben wurde. Von allen anderen oft gezeigten Sprengungsbildern hat dieses den Vorzug, besonders überzeugend zu wirken. Und doch gleicht es, wie ein englischer Augenzeuge berichtet, nur zu einem Bruchteil jener ausgedehnten Sprengung, die die neunzehn tiefen Minen verursachten, die man am 9. Mai 1917 bei Messines zur Explosion brachte. Jene Sprengung, die alles in diesem Kriege bisher Dagewesene bei weitem in den Schatten stellte, leitete die Frühjahrsoffensive der Engländer in Flandern ein und sollte den Durchbruch der deutschen Front erzwingen. Morgens 1/4 4 Uhr ließen die Engländer die 19 Minen gleichzeitig springen. Der englische Berichterstatter Philipp Gibbs schreibt darüber:



Aus unserer Bildermappe: Wenn eine Mine springt . . .
Nach feindlicher Darstellung.



Phot: Bufa.

Von der Arras—Lens-Front. Ein heißumstrittener Ort vor Arras unter schwerstem englischen Granatfeuer.

„Von den dunklen Bergrücken bei Messines-Wytschaete und von jener Unglückshöhe 60, wo so viele unseren Besten gefallen sind, schossen enorme Massen von rotglühenden Flammen aus den explodierenden Minen empor. Säulen von Erde und Rauch, von Flammen durchzogen, so daß die ganze Gegend grell aufleuchtete. Unter unseren Füßen, wo wir entsetzt und doch von dem furchtbaren Schauspiel gebannt, wartend standen, zitterte die Erde in langen Stößen. Wahrlich, die Erde bebte." Und das Ergebnis auch dieser gewaltigen Anstrengung, dieses Satanswerks? — Ein paar Quadratkilometer zerwühlten und zerfetzten Bodens, kein Funke eines strategischen Erfolgs, dafür aber ein am Heldenmut der deutschen Verteidiger abermals kläglich gescheiterter Versuch, die deutschen Linien zu durchbrechen, die deutsche Front in Flandern und Belgien zum Weichen zu bringen. Aber Lloyd George in London hatte diesmal wenigstens die Genugtuung, zuhören zu dürfen, wenn die Mine springt ....

Der friedlichste Erdteil — Europa. Der „Figaro" hat es herausgebracht, daß Europa gegenwärtig der friedlichste Erdteil ist. Er kommt zu dieser sonderbaren Anschauung dadurch, daß von den übrigen Erdteilen viel größere Länderbezirke im Kriege stehen und die Zahl der Neutralen viel kleiner ist als bei uns. Er sagt: Da die Vereinigten Staaten in den Krieg eingetreten sind und auch Südamerika den Zentralmächten gegenüber eine feindliche Haltung einnimmt, ist nur noch ein geringer Teil Amerikas als neutral zu betrachten. Australien ist ohnehin Kriegsteilnehmer, von Afrika sind nur noch Abessinien und Spanisch-Marokko neutral. Da von Asien neuerdings nun auch China den Alliierten zuzurechnen ist, umfaßt das neutrale Asien nur noch den 16. Teil des Kontinents. Demgegenüber, meint das französische Blatt, gebe es in Europa noch die meisten neutralen Staaten; sie zusammen umfassen den 7. Teil des europäischen Kontinents, woraus hervorgehe, daß Europa tatsächlich noch der friedlichste von allen Erdteilen sei. — Nun, wenn schon der „Figaro" das ausrechnet, dann muß es wohl stimmen, denn nach allem wird dieser es schließlich ja am besten wissen.

Kriegsmalaria! Die Malaria ist eine Krankheit, die vorwiegend den Tropen angehört, sie tritt jedoch auch in Europa auf, besonders in sumpfigen und wasserreichen Niederungen mit guter Brutgelegenheit für die Eier und günstiger Entwicklungsmöglichkeit für die Larven der Anopheles, der die Krankheit übertragenden Stechmücke. Der Krieg begünstigt den Ausbruch der Krankheit, denn große Anstrengungen bereiten den Boden für ihr Auftreten, ebenso Blutverluste, Diätfehler und Klimawechsel. Glücklicherweise sind wir der Malaria gegenüber nicht machtlos, sondern besitzen im Chinin ein Universalmittel. Besondere Formen der Krankheit haben sich im Krieg deutlicher dargestellt als früher. Die Gehirnmalaria, auch die Darmmalaria hat man öfters beobachtet. Die letztere segelte zuweilen unter falscher Flagge als Dysenterie u. dgl. und trotzte so jeder Behandlung, bis man ihre wahre Natur erkannte und sie erfolgreich mit Chinin bekämpfte. Deshalb sollte jede verdächtige Darmkrankheit in malariaverseuchten Gegenden unter diesem Gesichtspunkt betrachtet werden. Seltsam ist nun, daß auch aus Berlin einige Fälle gemeldet worden sind. Drei von ihnen sind aber sicher nicht in Berlin zustande gekommen. Sie stammen alle aus Malariagegenden, die die Erkrankten aber schon lange verlassen hatten, so daß die Entstehung geraume Zeit zurückliegen mußte. Wir wissen, daß die Krankheit noch nach 9—10 Monaten eines Latenzstadiums (im verborgenen Krankheitszustand) offen ausbrechen kann. Ein vierter Fall dürfte indes in der Tat von einer Berliner Anophelesmücke stammen. Denn sogar in der Reichshauptstadt kommt die echte Anopheles vor. Im ganzen hat die Krankheit, wie es scheint, durch den Krieg nur ein geringes Aufleben erfahren. Die Gefahr einer größeren Verbreitung besteht jedoch für uns in Deutschland nicht.

Ein Kampf an der flandrischen Küste. Von Zeit zu Zeit wagen englische Torpedoboote einen Vorstoß nach der flandrischen Küste; allerdings halten sie sich meist in respektvoller Entfernung, da das deutsche Marinekorps sich noch stets als sehr wachsam erwiesen hat. Von Vorstößen französischer Schiffe hörte man seltener, obschon diese in größerer Nähe sind. Einen solchen Vorstoß unternahmen in der Nacht zum 20. Mai 4 franz. Torpedoboote, die von Nieuport nach Zuydcoote fuhren. Bekanntlich sind der flandrischen Küste große, oft sich verändernde Sandbänke vorgelagert, die den Schiffen unter Umständen recht gefährlich werden können, zumal das Wasser dort nur eine geringe Tiefe hat. Um ein Uhr nachts, als die in Kiellinie fahrenden Torpedoboote sich bis auf 500 Meter der Boje 1 von Zuydcoote genähert haben, ertönen Kanonenschüsse und schlagen Geschosse in ihrer Nähe ein. Der Kommandant kann wegen der Dunkelheit nichts erkennen, und da er fürchtet, englische Torpedobootszerstörer könnten die französischen Schiffe für deutsche gehalten haben (das muß wohl schon gelegentlich vorgekommen sein!), gibt er ein Nationalitätensignal. Das Feuer hält aber an und das Signal wird wieder gelöscht. Es ist also in Wirklichkeit der Feind!

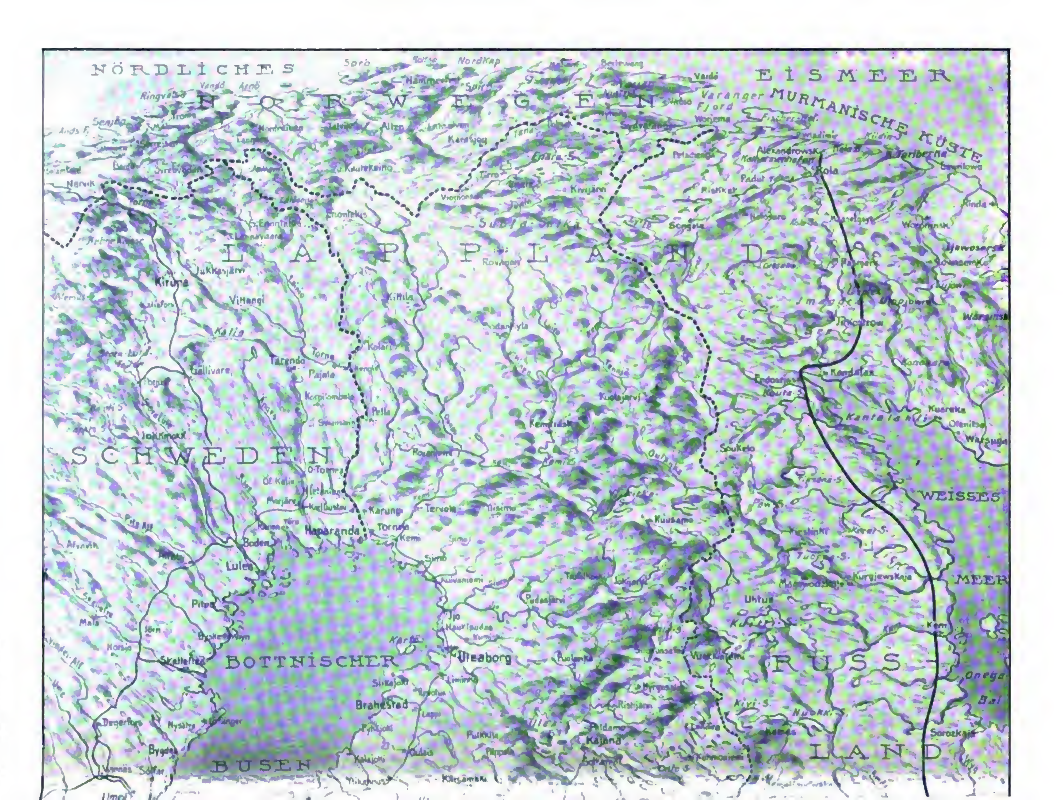
Plötzlich spürt man auf den Torpedobooten einen heftigen Ruck. Vielleicht sind sie auf eine Sandbank aufgestoßen? Deshalb biegen sie sofort nach Nordwesten ab und zwar mit einer Schnelligkeit von 25 Knoten. Der „Bouclier", der am Schluß des Geschwaders liegt, gerät in den Lichtschein eines französischen Scheinwerfers und fährt natürlich schleunigst hindurch. Die zwei ersten Schiffe bemerken eine dunkle Masse und schießen darauf, stellen aber ihr Feuer gleich wieder ein, da das dritte Boot in der Dunkelheit verschwunden ist und sie fürchten, es zu treffen. In der Nacht ist eben die Gefahr einer Verwechslung zu groß.

Um sich zu vergewissern, geben die erwähnten Torpedos wieder ein Nationalitätensignal. Das haben die Deutschen bemerkt und sie feuern nun wieder. Die französischen Schiffe antworten, aber das Leitboot hat einen Maschinendefekt und muß seine Schnelligkeit auf 13 Knoten herabsetzen. Ein Geschoß ist in den Heizraum eingedrungen und hat mehrere Mann verletzt. Die Boote zwei und drei sind unversehrt geblieben, aber der ziemlich weit zurückgebliebene „Bouclier" hat zahlreiche Treffer erhalten. Ein Torpedo hätte ihn beinahe in den Grund gebohrt. Der Kommandant und alle Mannschaften in seiner Nähe blieben tot. Der letzte Offizier blutete aus sechs Wunden, ließ sich aber noch auf die von Toten überfüllte Brücke tragen und blieb dort liegen, bis das Schiff Dünkirchen wieder erreicht und er dem Befehlshaber des Geschwaders Bericht erstattet hatte.

Nach der „Illustration", der wir das Wesentliche dieser Schilderung und das Bild entnehmen, waren die Franzosen natürlich Sieger geblieben. „Als der Feind sah, daß wir auf der Hut waren, floh er, indem er uns die Herrschaft über die flandrischen Bänke überließ und sein Ziel, das sicher Dünkirchen war, aufgab." Daß die Franzosen durch ihre eigene Ungeschicklichkeit Verluste hatten und daß die Deutschen besser zielten, als die Franzosen, scheint dem Marine-Berichterstatter Lestonnat gar nicht aufzugehen, aber zwischen den Zeilen seines Berichtes kann auch der Laie es deutlich erkennen. K.



Ein Kampf an der flandrischen Küste. Französische Torpedoboote im Nachtgefecht mit deutschen leichten Seestreitkräften. Die französische Geschützbedienung trägt Korkwesten und Gasmasken, um für alle Fälle gerüstet zu sein.



NÖRDLICHES EISMEER
NORWEGEN
MURMANISCHE KÜSTE
Varanger Fjord
Nordkap
Vardö
Hammerfest
Alten
Karasjok
Kautokeino
Narvik
Kola
Alexandrowsk
Kandalax
Kantalahti
LAPPLAND
SCHWEDEN
Kiruna
Gällivare
Jukkasjärvi
Vittangi
Kalix
Jokkmokk
Haparanda
Torneå
Kemi
Luleå
Boden
Piteå
Skellefteå
Umeå
BOTTNISCHER
BUSEN
Uleaborg
Brahestad
Kajana
Kuusamo
Kuolajärvi
Pudasjärvi
Uhtua
Soukelo
WEISSES
MEER
Kem
Onega
RUSSLAND

Beilage zu der illustrierten Kriegschronik „Der Krieg“
Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart

Reliefkarte von Finnland

Die starke Linie rechts bezeichnet den Lauf der Murmanbahn.

Erinnern wir uns, wie die Guten zur Zeit der Väter waren! Sorgen wir dafür, daß wir die stolze Redlichkeit, die Verachtung des anspruchsvollen Scheins und die opferbereite Hingabe an den Staat, das deutsche Erbe, welches sie uns hinterließen, auch unseren Nachkommen wohlbewahrt überliefern! Gustav Freytag.

Chronik des Krieges

vom 11. bis 29. Mai 1917.

11. Mai. Feindliche Angriffe bei Fresnoy, Roeux und zwischen Monchy und Cherisy werden abgewiesen. Ein auf Bullecourt unternommener Angriff der Engländer scheitert. — Deutsche leichte Seestreitkräfte treffen bei einem Vorstoß vor der holländischen Küste auf drei moderne englische Kreuzer und vier Zerstörer. Ein feindlicher Zerstörer wird vernichtet. — Kampf eines U-Boots mit vier Fischdampfern im Biskayischen Meerbusen. Ein Fischdampfer vernichtet, drei niedergekämpft und dann versenkt. — In Mazedonien Fortsetzung der Kämpfe, die Schlacht ist für die Verbandsarmee verloren.

12. Mai. An der Westfront bei Arras neue schwere Kämpfe. Massenstürme der Engländer beiderseits der Straßen Arras—Laon, Arras—Douai und Arras—Cambrai werden abgeschlagen. Fortsetzung der Kämpfe bei Roeux, neue Angriffe zwischen Achéville und Quéant. Am Bovelle-Rücken bei Cerny wird die deutsche Linie verbessert, Angriffe auf die Höhen 91 und 108 werden abgewiesen. — Im Cernabogen, beiderseits am Gradesnicai und südlich Huma erfolglose feindliche Angriffe. Auf den Höhen von Dobropolje heftige Kämpfe.

13. Mai. Wuchtige Angriffe der Engländer in der Gegend von Arras scheitern; in Roeux gelingt es ihnen, einzudringen. Vorteile, die sie in Bullecourt erlangen, werden ihnen durch Gegenstöße wieder entrissen. Am Aisne—Marnekanal und in der Champagne hat der Artilleriekampf sich bis nach Tahure fortsetzend, weiter verschärft. — Bei der Isonzoarmee entbrennen heftige Kämpfe. — Die Serben werden bei Dobropolje, die Franzosen an den Höhen von Jarebicna und Bissiklowa geschlagen.

14. Mai. Die Engländer holen sich durch Angriffe auf Oppy und an der Straße Fampour—Fresnes, sowie bei einem Angriff auf Bullecourt erneut blutige Köpfe. Die Trümmerstätte des Dorfes Bullecourt bleibt trotz des zähen Ringens in deutschem Besitz. — Bei Berry-au-Bac auf Höhe 108 und nordwestlich Braye werden die deutschen Linien verbessert. — Der französische Truppentransportdampfer „Colbert“ mit Truppen und Kriegsbedarf ist vor dem Kanal von La Galite versenkt worden. — Ein englischer Luftangriff auf Zeebrügge. — Der russische Kriegsminister Gutschkow tritt zurück.

15. Mai. Südlich Gavrelle und bei Monchy werden englische Angriffsversuche niedergehalten, ein Vorstoß an der Straße Monchy—Pelves scheitert, ebenso Vorstöße bei Bullecourt. — Pétain wird französischer Oberbefehlshaber, Nivelle Befehlshaber einer Armeegruppe. — Am Aisne- u. Marnekanal und in der Champagne lebhaftes Artilleriefeuer. — Beginn der 10. Isonzoschlacht. Der erste Ansturm der Italiener wird abgeschlagen. Brennpunkte des Kampfes sind auf der mehr als 40 km breiten Front Plava, Monte Santo, Monte San Gabriele und die Höhen östlich von Görz. Die Italiener erringen einige kleine Vorteile.

16. Mai. Kämpfe um Roeux, östlich La Neuville wird ein Grabenstück von 600 m genommen. Im übrigen geringe Gefechtstätigkeit bei ungünstiger Witterung. — Der russische Minister des Äußeren, Miljukow, tritt zurück. Tereschtschenko wird sein Nachfolger, Kerenski Kriegs- und Marineminister. — In der Isonzoschlacht werden neue Massenstürme der Italiener an der ganzen, nordwärts über Canale hinaus ausgedehnten Front abgewiesen. Zwischen Auzza und Canale bleibt ein kleines Frontstück in der Hand des Feindes. — An der mazedonischen Front werden die Verbandstruppen bei Dobropolje westlich Barakli-Dschuna zurückgeworfen, bei Altschak-Male aus einer genommenen vorgeschobenen Stellung wieder hinausgeworfen.

17. Mai. An der Westfront Fortdauer der Kämpfe zwischen Roeux und Gavrelles bis südwestlich Riencourt. Bullecourt wird von den Deutschen geräumt. — Bei Vauxfaillons-Lassaux und östlich La Royere-Ferme wird die deutsche Linie durch Stellungsgewinne verbessert. — Die Isonzoschlacht geht weiter. — Neu einsetzende französische Angriffe nördlich von Monastir enden mit vollem Erfolg für die deutschen und bulgarischen Truppen. — Vorstoß leichter österreich-ungarischer Seestreitkräfte in die Otrantostraße. Ein italienischer Torpedobootszerstörer, drei Handelsdampfer und 20 Bewachungsdampfer werden versenkt. Im Gefecht auf der Rückfahrt außerdem ein englischer Kreuzer torpediert.

18. Mai. An der Straße Gavrelles—Fresnes werden die Engländer zurückgeschlagen. Teil-

angriffe der Franzosen bei Vaye, bei Craonne und gegen Höhe 108 werden abgewiesen. Östlich der La Royere-Ferme wird die deutsche Linie weiter verbessert. — Die italienischen Anstürme im Abschnitt Auzza—Canale werden zurückgewiesen. Die Italiener nehmen den Kuk, dagegen mißlingt ihnen ein Überrumpelungsversuch östlich von Görz. — Niederlage der Truppen Sarrails beim Angriff beiderseits Macovo.

19. Mai. Beiderseits der Straße Arras—Douai einsetzende neue englische Vorstöße brechen im deutschen Abwehrfeuer zusammen. Bei Braye erobern die Deutschen einen Graben. — Durch den U-Bootskrieg wurden im April 1 091 000 Brutto-Registertonnen Handelsschiffsraum durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte vernichtet.

20. Mai. Die Schlacht bei Arras geht weiter. Angriffe der Engländer südlich der Scarpe werden unter schweren Verlusten für den Feind abgeschlagen. — Die Verbandstruppen werden bei Kravica an der mazedonischen Front abgewiesen. — Zwischen Canale und Auzza werden die Italiener wieder auf das rechte Isonzoufer zurückgetrieben. Ihre Angriffe bei Vodice und an der Rosentalstraße scheitern. — Vor der flandrischen Küste Gefecht zwischen deutschen und französischen Torpedobooten. — Angriff deutscher Seeflugzeuge auf feindliche Kriegsfahrzeuge bei Mangalia. Bei Constanza, werden drei russische Flugboote abgeschossen.

21. Mai. In der Champagne erreicht der seit Tagen gesteigerte Artilleriekampf äußerste Heftigkeit. Es gelingt dem Feind nach erbittertem Ringen auf den Cornillet-Berg südlich Nauroy und auf dem Keilberg südwestlich von Maronvillers Fuß zu fassen. Die Deutschen halten die Nordhänge der Höhen im Besitz und erobern den Hochberg und Poehlberg zurück. — Ein englischer Angriff in 12 km Breite beiderseits der Straße Arras—Cambrai wird abgeschlagen. Weiterer Angriff zwischen Fontaine und Bullecourt bis auf Räumung eines zerschossenen Grabens abgewiesen. — Die 10. Isonzoschlacht geht weiter. Italienische Angriffe gegen den Monte Santo und den Abschnitt Vodice—Monte Santo bleiben ohne Erfolg. — Nach schwedischer Meldung ist der White-Star-Dampfer „Baldic" (23 876 Tonnen) versenkt worden.

22. Mai. Bei mehreren starken Vorstößen, die bei Bullecourt, später bei Croisilles einsetzen, erleiden die Engländer blutige Verluste. Alle Angriffe werden restlos abgeschlagen. Ebenso die der Franzosen bei ihren Vorstößen am Poehlberg und bei Nauroy. Die Feinde verlieren im Westen 14 Flugzeuge und 5 Fesselballons.

23. Mai. Von der Hochfläche von Paissy bis zum Wald von La Ville-aux-Bois werden die Franzosen abgewiesen. — Die 10. Isonzoschlacht dauert noch an. Nach längerer Artillerievorbereitung von großer Heftigkeit beginnen die Italiener mit neuen Infanteriestürmen. — Der englische Transportdampfer „Transsylvania" ist laut nachträglichen Meldungen am 4. Mai mit Truppen versenkt worden.

24. Mai. Westlich Froidmont bei Braye sowie bei Vauclerc nördlich Craonelle werden die Franzosen abgeschlagen. — Die Isonzoschlacht zeigt außergewöhnliche Heftigkeit. Der Anprall der feindlichen Massen richtet sich gegen die ganze 40 km breite Front von Plava bis zum Meer. Im Abschnitt von Jamiano wird die österreichisch-ungarische Linie um 1 km zurückgelegt.

25. Mai. An der Westfront Kämpfe bei Loos. Die Engländer haben keine Erfolge. Ebenso werden die Franzosen bei Craonelle und westlich der Straße Corbeny—Pontavert blutig abgewiesen. — An der Isonzofront führt der gewaltige Ansturm der Italiener zu außergewöhnlich erbittertem Ringen. Besonders wütender und hartnäckiger Kampf um die Höhe 652 südlich von Vodice, die von den Italienern genommen, in der Nacht aber von den österr.-ungar. Truppen in stundenlang dauerndem Nahkampf zurückerobert wird. — Ein Marineluftschiff-Geschwader unter Führung des Korvettenkapitäns Strasser bombardiert mit Erfolg in der Nacht vom 23. zum 24. Mai die befestigten Plätze Südenglands, London, Sherneß, Harwich und Norwich. Deutscherseits keine Verluste.

26. Mai. Bei Loos enden die Kämpfe mit dem völligen Zurückwerfen der Engländer. — Bei Nauroy werden die Franzosen erneut abgewiesen. — Der Ansturm der Italiener an der Isonzo- und Karstfront wird abgeschlagen. — Flugzeugangriff auf Dover und Folkestone.

27. Mai. Bei Pargny versuchen die Franzosen vergeblich, in fünfmaligem Angriff die dortigen Steinbrüche zurückzugewinnen. — Auf der Karsthochfläche brechen abermals gewaltige Massenstürme der Italiener zusammen. — Im Atlantischen Ozean wird der englische Hilfskreuzer „Hilary", vor dem Bosporus zwei russische Minenleger versenkt.

28. Mai. Zwischen Chérisy und Bullecourt scheitern abermals heftige Angriffe der Engländer. — In der Champagne nehmen württembergische und thüringische Regimenter mit Teilen eines Sturmbataillons in frischem Draufgehen mehrere französische Grabenlinien am Poehlberg und Keilberg südlich von Maronvillers und behaupten sie gegen stellenweise siebenmalige Wiedereroberungsversuche. — Auf der Karsthochfläche werden Einzelvorstöße der Italiener bei Jamiano und Kostanjevic abgeschlagen.

29. Mai. Am Poehlberg wird ein französischer Angriff abgewiesen. — An der mazedonischen Front Abweisung eines englischen Vorstoßes am westlichen Wardarufer. — Neue, starke Angriffe der Italiener an der Isonzo- und Karstfront, namentlich am Monte Santo und südlich Jamiano, werden erfolgreich abgewiesen.

Illustrierte Kriegsberichte.

Der Krieg in Rumänien.

Von Major Franz Carl Endres. Mit 5 Abbildungen.

III. Der Einbruch in Rumänien bis zur Einnahme von Bukarest.[1])

Die Besitznahme der Linie Konstanza—Cernawoda und die Vertreibung der Rumänen aus Siebenbürgen bildeten den ersten großen Hauptabschnitt im Kriege gegen Rumänien und gleichzeitig die strategische Grundlage, auf der die vernichtende Offensive gegen das verräterische Land sich aufbauen konnte.



Abb. 1. Ein Patrouillengefecht im rumänischen Grenzgebiet. Nach einer Federzeichnung von Albert Reich.

Schon Mitte Oktober 1916 begannen Besorgnisse um das Schicksal Rumäniens sich in der Entente breit zu machen. Man erkannte die Überlegenheit deutscher Führung, man fühlte die eiserne Faust des einstweilen zum deutschen Generalissimus aufgerückten Feldmarschalls Hindenburg. Trotz, oder vielleicht gerade wegen dieser Besorgnisse in sachlicher Hinsicht wurde die Welt mit einer Fülle von journalistischen Märchen der Ententepresse überschüttet, die alle darin gipfelten, daß jetzt die Deutschen vor der entscheidenden Niederlage stünden und daß demnächst eine Reihe gewaltiger Offensiven gegen sie vorgehen würden. Hiebei dachte man oder ließ vielmehr die Leser denken an Sarrail und die Russen. Aber ersteren hielten bulgarische Kräfte im Banne, letztere waren mit ihrer Organisation nicht fertig. Im Kampf des Ententebluffs mit Hindenburgischen Wirklichkeiten mußten letztere Sieger bleiben.

Die strategische Entwicklung im Oktober lenkte mit voller Absicht das Interesse der Rumänen in die Gegend von Kronstadt und in die Dobrudscha und zog es damit von dem nordwestlichen Teil der Walachei ab, wo dann der Einbruch tatsächlich erfolgte.

In der Dobrudscha hatte sich die russisch-rumänische Armee nach dem Verlust der Linie Konstanza—Cernawoda gegen die Donau zurück-

[1]) Eine zusammenhängende Darstellung des ganzen Krieges in Rumänien findet der Leser in: Franz Carl Endres, Der Krieg gegen Rumänien. Seybolds Verlag, München, 1917. Preis M 1.—.

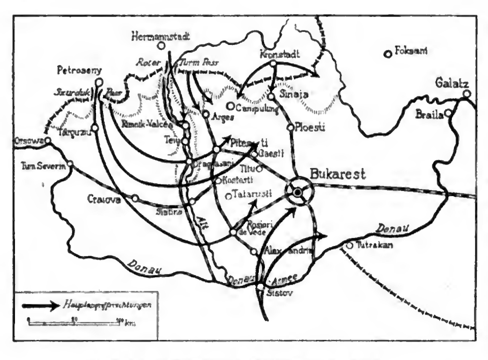


Abb. 2. Der Vormarsch in Rumänien gegen Bukarest.

gezogen, versuchte aber sich südlich der Donau einen Raum offen zu halten, aus dem sie gelegentlich wieder offensiv hätte vorgehen können (Brückenkopf im erweiterten Sinne).

Die Vorhuten der verfolgenden Armee Mackensens erreichten am 27. Oktober die allgemeine Linie Babadagh—Ostrov. In den ersten Novembertagen kam es zu heftigen Kämpfen, die russische Flotte beschoß ohne Erfolg Konstanza und Mangalia. Aber erst im Dezember begann die eigentliche Räumung der Dobrudscha.[2]) Bis dahin handelte es sich für Mackensen darum, feindliche Kräfte zu binden und selbst Kräfte frei zu bekommen, um bei der konzentrischen Operation auf Bukarest mitzuwirken.

Die geplante deutsche Überraschung beim Einbruch in die Walachei gelang. Während Anfang November in allen Gebirgspässen deutsche Vortruppen vorfühlten, so namentlich bei Predeal, und den Eindruck erweckten, daß hier der Einbruch sich vorbereite, erkämpften sich weit im Westen am 16. November die einstweilen umgruppierten Truppen Falkenhayns bei Targu-Jiu durch einen gewaltigen 25 km breiten Durchbruch zwischen dem Jiu und Gilortflusse den Austritt aus dem Gebirge und gewannen sehr bald die von Vercirova nach Crajova führende Bahn.

Die österreichisch-ungarische Armee Arz, verstärkt durch die Armee Köveß, rückte einstweilen gegen die Ostgrenze von Siebenbürgen vor und wies hier zahlreiche Entlastungsoffensiven der Russen ab.

Es taucht die Frage auf, warum Hindenburg den Einbruch so weit westlich befahl, wo doch durch einen Angriff weiter östlich, beispielsweise bei Kampulung und Predeal eine viel direktere Bedrohung Bukarests hätte stattfinden können bei gleichzeitiger höchster Gefährdung der in der westlichen Walachei stehenden rumänischen Kräfte. Die Motive sind uns heute noch nicht klar, doch scheint es, daß man den Durchbruch da am leichtesten glaubte, wo er am wenigsten erwartet wurde und daß man dadurch doch im Endergebnis Zeit sparen wollte.

Am 22. November zogen deutsche Truppen in Craiova ein. (Eine kleine Abteilung hatte sich schon während des Vormarsches in Richtung Orsova gewandt, um hier kämpfende rumänische Teile abzuschneiden, was auch im weiteren Verlaufe gelang.) Und nun begann die interessanteste Operation des Krieges: das Einschwenken der 9. Armee nach Osten, die konzentrische Operation gegen die außerordentlich starke Altstellung und die ebenfalls konzentrische Operation auf die Argesulstellung mit Bukarest.

Es war anzunehmen, daß starke rumänische Kräfte den Alt mit Front nach Westen halten würden. Ein rein frontaler Angriff hätte sehr viel Blut gekostet. Daher kombinierte Hindenburg ein Verfahren, das die Rumänen sowohl frontal angriff, als auch auf beiden Flanken mit vollständiger Einkreisung bedrohte.

Falkenhayn ging in drei Gruppen, an seinem rechten Flügel das Kavalleriekorps Schmettow, gegen den Alt vor, eine starke weitere Abteilung rückte aus der Gegend südlich des Roten-Turm-Passes gegen Rimnik-Valcea, also in die rechte Flanke der Rumänen, und endlich überschritt die sogen. Donauarmee (aus Truppen der Gruppe Mackensen zusammengestellt und unter Befehl des Generals Kosch) am 23. November die Donau zwischen Svistow und Zimnicea mit der offenbaren Drohung, in den Rücken der rumänischen am Alt stehenden Truppen zu marschieren.

[2]) Wird im 4. Teil besprochen werden.



Abb. 3. Aus der Schlacht am Argeful: Reiterangriff in einem Nachhutgefecht.
Nach einer farbigen Zeichnung von O. Peter.

Vor diesem strategischen dreifachen Manöver brach der Widerstand der Rumänen am Alt zusammen. Die starke Verteidigungslinie wurde aufgegeben. Die Donauarmee hatte es gar nicht mehr nötig, nach Norden vorzustoßen, sondern konnte gleich mit Richtung auf Bukarest nach Nordosten abbiegen.

Die Rumänen gingen vom Alt in einem Zuge an den Argeful zurück und hielten die Stellung Campulung—Pitesti—Gaesti—Bukarest—unterer Argeful.

Wiederum setzte Hindenburg drei große Gruppen gegen sie an: Die Donauarmee über Draganesti, die Armee Falkenhayn nördlich dieser, aber etwas zurückgestaffelt (sie überschritt erst am 27. November mit der Masse der Infanterie den Alt) mit linkem Flügel vom Roten-Turm-Paß auf Pitesti und endlich das Korps Morgen direkt in die Flanke der Rumänen über Campulung und östlich davon auf Targovistea.

Die Donauarmee hatte schwere Kämpfe zu bestehen. Sie hatte, weit den übrigen genannten Gruppen voraus,[3]) den Argeful südlich und südwestlich Bukarest in steten Kämpfen erreicht. Ihr rechter, aus bulgarischen Truppen bestehender Flügel mußte am Argeful Front nach Osten gegen eine heftige russische Offensive nehmen, die zwischen Bukarest und der Donau sich zu entwickeln trachtete. Der Rest der Donauarmee kam zwischen die vom Alt zurückmarschierenden Teile der Rumänen und einem aus Bukarest hervorbrechenden, von General Stratilescu kommandierten rumänischen Gegenangriff, der am 2. Dezember mit anfänglichem Erfolg bis über den Niaslowabschnitt die Donauarmee zurückdrängte. Namentlich ihr linker Flügel war in großer Gefahr, da er nach einem vorübergehenden Zurückweichen des Kavalleriekorps nach allen Seiten Front gegen den Feind machen mußte. Am 3. Dezember aber griffen am linken Flügel der Donauarmee beiderseits der Strecke Draganesti—Bukarest starke Kräfte der Donauarmee an und schlugen die feindlichen Truppen endgültig zurück.

Der kühne Plan des französischen Generals Berthelot, der die strategischen Zügel Rumäniens in die Hand genommen hatte, war damit gescheitert, zumal auch der rechte Flügel der rumänischen Gesamtaufstellung am 2. und 3. Dezember zusammenbrach.

Falkenhayn ging mit drei Gruppen frontal gegen den Argeful vor: mit dem Kavallerie-

[3]) Als die Donauarmee die Linie Prunaru—Naipu—Balania am Niaslow-Abschnitt erreicht hatte, waren die vordersten Truppen der 9. Armee noch nicht an der Bahn Roseori di Vede-Pitesti angelangt!

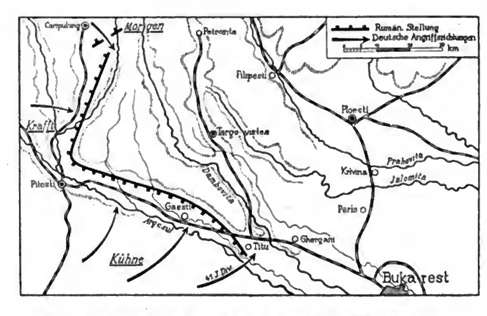


Abb. 4. Kartenskizze zum Angriff gegen die rumänischen Stellungen zwischen Campulung und Titu.

korps links von der Donauarmee, mit der Gruppe Kühne über Slatina gegen die Linie Gaesti—Titu und mit dem Alpenkorps des bayerischen Generals von Krafft am Gebirge entlang gegen Pitesti. Das Alpenkorps warf im Verein mit dem über Campulung flankierend herunterstoßenden Korps Morgen schon am 1. Dezember die rumänische Stellung Campulung—Pitesti über den Haufen.

Die aus dieser Linie zurückflutenden Rumänen hofften wohl in der Linie Targovistea—Titu noch einmal Widerstand leisten zu können. Das aber verbot ihnen der einstweilen geglückte Durchbruch der Gruppe Kühne durch die Argesulstellung zwischen Gaesti und Titu. Die Rumänen fanden bei Titu schon deutsche Truppen. Vollständige Auflösung dieser Teile der rumänischen Armee war die Folge.

Damit fiel am 3. Dezember der Gesamtwiderstand und mit diesem Zusammenbruch war es klar geworden, daß Bukarest nicht mehr zu halten war.

Ein in letzter Stunde noch einsetzender Entlastungsstoß der Russen in der Dobrudscha konnte, abgesehen davon, daß er überhaupt mißglückte, gar nichts an dem Endergebnis ändern.

Bukarest, eine der größten Festungen Europas, wurde am 6. Dezember kampflos genommen. Die Festungswerke waren 1883—1896 in der Hauptsache nach Brialmontschen Entwürfen mit 18 Forts und 18 Zwischenwerken erbaut und 1908 mit 248 Panzergeschützen und 54 gepanzerten Beobachtungsständen ausgerüstet worden. Hiezu kamen noch starke Artillerie in offener Geschützaufstellung und umfangreiche, während des Krieges von 60000 Arbeitern geleistete Armierungsarbeiten. — Eine Stadtumwallung war geplant, aber nicht durchgeführt worden. Der Umfang der Festung betrug 75 km.

Die Bevölkerung hat sich vor den einziehenden Deutschen nicht gefürchtet. Mackensen wurde von den in der Stadt befindlichen Deutschen mit Jubel empfangen. Alle 18 Forts und alle Geschütze fielen unversehrt in unsere Hände, große Vorräte aller Art wurden erbeutet.

An den Fall Bukarests knüpften sich mancherlei Behauptungen über die Wertlosigkeit modernen Festungsbaus, die alle als verfrüht zu betrachten sind. Erst die sorgsam gesammelten Erfahrungen des Weltkrieges können verwertbare Grundlagen schaffen für eine neue Lehre vom Festungsbau und Festungskrieg. Abgesehen davon darf nicht vergessen werden, daß die ganze Landesbefestigung Rumäniens, also auch Bukarests, unter ganz andern politischen Verhältnissen und demnach auch zu ganz anderem politisch-strategischem Zweck erbaut worden war. Damals, zur Zeit des Baues, waltete die Absicht vor, an der Seite des Dreibundes gegen einen Angriff Rußlands gerüstet zu sein, diesen an der Serethlinie in der Panzerfront Galatz—Nemoloassa—Focsani aufzuhalten und mit der ganzen Feldarmee dann die große Zentralfestung Bukarest zu verteidigen, bis hinreichend starke Hilfe von Österreich-Ungarn kommen würde, um das Land wieder von den Russen zu säubern.

Wie ganz anders ist alles im Weltkriege geworden! Aber trotzdem hat Bukarest den Rumänen operativ genützt. Es handelt sich, was bei Laien immer wieder betont werden muß, bei einer Festung nicht darum, daß sie unbesiegt bleibt, sondern darum, daß sie die operative Aufgabe, die die Führung mit ihr verbindet, unterstützt. Die Frage der Zeit, sowohl der von der Operation benötigten, als von der Festung gewährleisteten Zeit wird also zu einer entscheidenden bei der Beurteilung des Festungswertes.

* *
*

Schon am 7. Dezember hat die Armee Falkenhayn die Linie Bukarest—Ploesti in östlicher Richtung überschritten und begann damit die letzte Operation des rumänischen Krieges.

Der Gesamterfolg bis zur Einnahme von Bukarest war Hindenburgischen Anordnungen zu verdanken. Nicht minder aber auch der tatkräftigen Ausführung durch die Armeeführer und der unermüdlichen Arbeit jedes einzelnen.



Abb. 5. Begegnung des deutschen Offiziersparlamentärs mit einer rumänischen Offiziersabordnung zum Zwecke der militärischen Räumung von Bukarest.
Nach einer Zeichnung von O. Peter.

Hindenburg erhielt das Großkreuz des Eisernen Kreuzes und einen Brief des Kaisers, der in Dankbarkeit anerkannte, was der Feldmarschall geleistet hatte und der folgendermaßen lautete:

„Mein lieber Feldmarschall!

Der rumänische Feldzug, der mit Gottes Hilfe schon jetzt zu einem so glänzenden Erfolg führte, wird in der Kriegsgeschichte aller Zeiten als leuchtendes Beispiel genialer Feldherrnkunst bewertet werden. Von neuem haben Sie große Operationen mit seltener Umsicht in glanzvoller Anlage und mit größter Energie in der Durchführung mustergültig geleitet und mir in vorausschauender Fürsorge die Maßnahmen vorgeschlagen, die den getrennt anmarschierenden Heeresteilen zu vereintem Schlagen den Weg wiesen. Ihnen und Ihren bewährten Helfern im Generalstab gebührt dafür aufs neue der Dank des Vaterlandes, das mit stolzer Freude und Bewunderung die Siegesnachrichten vernommen und mit sicherer Zuversicht und vollem Vertrauen auf solche Führung der Zukunft entgegensieht. Ich aber habe den Wunsch, meinem tief empfundenen Dank und meiner uneingeschränkten Anerkennung dadurch besonderen Ausdruck zu geben, daß ich Ihnen als erstem meiner Generäle das Großkreuz des Eisernen Kreuzes verleihe.

Großes Hauptquartier 9. 12. 1916.

Ihr dankbarer u. stets wohl affektionierter König,
gez. Wilhelm R.

An den Generalfeldmarschall von Beneckendorf und von Hindenburg, Chef des Generalstabs des Feldheeres, Chef des Infanterie-Regiments Generalfeldmarschall von Hindenburg (2. masurisches) Nr. 147 und à la suite des 3. Garde-Regiments zu Fuß.“

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

Schluß.

Kaiser und König Karl I. v. Oesterreich-Ungarn.

Mit 2 Abbildungen.

Im Felde lernte der Thronfolger alle Kriegsschauplätze, alle Führer, Waffen, technischen und Etappen-Einrichtungen der großen k. u. k. und teilweise auch der verbündeten deutschen Armee kennen. Allen brachte er den Gruß und die Anerkennung des greisen Kaisers. Er versäumte keine Gelegenheit, pflichteifrige Soldaten selbst zu dekorieren, denn es war ihm offenbar Herzensbedürfnis, die Tapferen, die ihr Leben für das Vaterland in die Schanze geschlagen hatten, persönlich auszuzeichnen. Dabei kannte er keine Ermüdung, denn er nahm diese Aufgabe sehr ernst und widmete sich ihr unablässig, auch wenn seine Begleitung vom langen Stehen und Zuhören längst übermüdet war. Mit freundlich gewinnenden Worten, ob deutsch oder ungarisch, ob tschechisch oder italienisch, wußte er die Mannschaften anzureden und zum Sprechen zu bringen. Leutseligkeit ist eine der hervorragendsten Eigenschaften des jungen Kaisers, der es versteht, mit natürlicher Anmut die Herzen zu gewinnen. Scharfe Beobachter, denen jeder Byzantinismus fern liegt, konnten dabei sehr wohl merken, daß dem Verhalten des Thronfolgers wirklich innerliche Anteilnahme und nicht etwa nur ein Haschen nach Volkstümlichkeit zugrunde lag. Auch in einer anderen Beziehung ließen solche Vorgänge einen günstigen Schluß zu. Denn wenn auch naturgemäß bei derlei Gelegenheiten keine tiefen Weisheiten ausgesprochen werden, so gehört doch immerhin eine gewisse Fülle und Lebhaftigkeit des Geistes dazu, Hunderten Unbekannter etwas Angenehmes und zum Herzen Gehendes zu sagen. Alle seine Äußerungen waren klar und bestimmt wie bei einem Manne, der ganz genau weiß, was er will. So erwarb er sich rasch das Vertrauen und die Liebe der Truppen, und diese begrüßten es mit unverhohlenem Jubel als ein gutes Vorzeichen, als es hieß, daß gerade der Erbe der Krone das uralte ehrwürdige Panier der Armee von 1848 und 1866 wieder in das Land der treulosen Welschen tragen, daß ein Habsburger Prinz den ersten Stoß führen sollte gegen den italienischen Schützengraben- und Festungswall, den fast auf den Tag genau ein halbes Jahrhundert früher ein anderer Habsburger, Erzherzog Albrecht, zerschmettert hatte. Die heiligen Erinnerungen an die ruhmreichen Tage von Mortara, Novara und Custoza erwachten wieder, schmetternde Siegesfanfaren rauschten auf. Und in der Tat hat der Prinz bewiesen, daß er aus gleichem Holze geschnitzt ist, wie seine Vorfahren Karl und Albrecht, die Sieger von Aspern und Custoza. Von erfahrenen Generalstäblern vortrefflich beraten, siegte er als Führer des Spitzenkorps in der blutigen Schlacht von Folgaria, beteiligte er sich hervorragend an der Eroberung der Werke von Campomolon und Terraro. Und als dann Italien durch Rußland gerettet wurde, als die so glanzvoll und glücklich begonnene Offensive gegen die Welschen unter dem Drucke der Brussilowschen Entlastungsoffensive leider wieder aufgegeben werden mußte, da bewerkstelligte der jugendliche Feldherr seinen schwierigen Rückzug in mustergültiger Weise, löste seine Truppen glatt vom Feinde und brachte sie in ausgezeichneten Verteidigungsstellen unter, die er persönlich vorher aufs sorgfältigste ausgewählt hatte. Seines Bleibens an der italienischen Grenze war nun nicht lange mehr, denn er wurde nach der schwer gefährdeten Ostfront berufen, wo er sich mit Hindenburg in den Oberbefehl teilte und in Generalmajor v. Seeckt, dem bewährten Generalstabschef Mackensens, einen ausgezeichneten Berater fand. So vermochte er auch hier seiner Aufgabe zu genügen, bis ihn höhere Pflichten nach Wien und auf den Kaiserthron riefen. Bei alldem kann es dahingestellt bleiben, ob Kaiser Karl ein strategisches Talent und ob er überhaupt militärisch über den Durchschnitt hinaus begabt ist. Das ist für einen Herrscher Österreich-Ungarns, dem es unter seinen Generalen nicht an hervorragenden Heerführern fehlt, ganz nebensächlich. Wichtiger ist es, daß er in militärischen Dingen stets mit großer Klarheit und strenger Sachlichkeit urteilt und daß er ein abgesagter Feind des Fürsprachewesens ist. Gerade in dieser Beziehung erwartet die k. u. k. Armee viel von ihm, und diese Erwartungen dürften auch schwerlich enttäuscht werden. Jedenfalls steht fest, daß Erzherzog Karl seine Offensive im Abschnitt von Vielgereuth mit großer Umsicht, Tatkraft und Sorgfalt vorbereitet hat. Schon viele Wochen vor dem 15. Mai, dem Tage des Losschlagens gegen den verräterischen Bundesgenossen, weilte er in Südtirol; obgleich ihm zu Hause ein freudiges Familienereignis bevorstand, trug ihn während dieser Zeit die Bahn doch nicht einmal zu seiner Familie, denn er wollte nicht die Rolle eines Vorgeschobenen übernehmen, sondern nach besten Kräften seine sol-



Generalfeldmarschall v. Mackensen beobachtet mit seinem Stab von einer Anhöhe bei Swistow den Donau-Übergang seiner Truppen über die neue Pontonbrücke.

Nach einer Zeichnung des Kunstmalers Otto Peter.

datische Schuldigkeit tun. Aus den kernigen Söhnen der Alpenländer, aus Magyaren, Tschechen und Rumänen bestand seine Streitmacht — ein kleines Kaleidoskop aus Österreich-Ungarns großem Kaleidoskop der Völker und Nationalitäten. „In deinem Lager ist Österreich!". — Das alte Dichterwort bekam hier neuen Sinn und lebendigsten Inhalt. Eine winzige Blockhütte diente dem Erzherzog als Wohnhaus, Stabskanzlei und Offiziersmesse zugleich. Aber er befand sich äußerst wohl in diesem romantischen Jägeridyll inmitten einer großartigen Alpenwelt, und bei den einfachen Mahlzeiten kamen oft sein sonniger Humor und seine gute Laune zum Durchbruch. Dann durfte sich eher als eine strategische Betrachtung ein guter Witz hervorwagen und konnte eines dankbaren, herzhaften Lachens sicher sein. Täglich brachte der aus Wien eintreffende Sonderkurier Nachricht von den großen Weltereignissen in diese Bergeinsamkeit, oft auch ein schlichtes Liebesgabenpaketchen von der Erzherzogin Zita, und dann wurden auch die Herren des Stabes mit Obst, Wein und Süßigkeiten bedacht. Stets war gewissermaßen als Talisman und Glückzeichen ein seidenes weißes Fähnlein über dem jeweiligen Quartier des Erzherzogs gehißt, das man beim Überrennen der feindlichen Vorstellungen auf dem Zelte eines italienischen Obersten gefunden und in das man zur Erinnerung das Datum des 15. Mai eingestickt hatte. Furcht kannte der Erzherzog nicht, und auch das heftigste Granatfeuer vermochte ihn nie von seinen Frontbesuchen abzuhalten. Einmal schlug eine Granate nur 10 Schritt von ihm ein, so daß er und sein ganzer Stab gründlich mit Sand und Steinen, Schmutz und Lehm überspritzt wurden. Als Feldherr ließ er sich wohl die Meinung des Stabes vortragen, billigte sie auch meistens, hielt aber doch im gegebenen Augenblick nicht mit seiner Meinung zurück und brachte dann öfters militärische Einfälle recht glücklicher und frischer Art zum Vorschein. Er kannte seine Front sehr genau, hatte alle Spitzen, Höhen und Ausgucke in seinem Abschnitt selbst bestiegen und war über die geringste Kleinigkeit im Gefechtsraum bestens unterrichtet.

Vermählt ist Kaiser Karl I. bekanntlich mit Zita, einer Tochter des verstorbenen kinderreichen Herzogs Robert von Parma, der 1859 sein Land an das Haus Savoyen abtreten mußte, und der Infantin Maria Antonia von Portugal. Die nunmehr fünfjährige Ehe des jungen Kaiserpaares, der eine alte Jugendliebe zugrunde liegen soll, hat sich sehr glücklich gestaltet und ist bereits mit vier gesunden Kindern gesegnet. Das älteste davon ist der am 20. November 1912 geborene Kronprinz Otto, ein aufgeweckter, blondlockiger, liebreizender Junge, der das Entzücken aller erregte, die ihn beim Leichenbegängnis Franz Josephs oder bei den prunkvollen Krönungsfeierlichkeiten in Budapest sahen. Kaiserin Zita selbst ist als 12. von den 20 Kindern ihres Vaters am 9. Mai 1882 auf dem Schlosse Pianore geboren, einem prächtigen Herrensitz im toskanischen Stil, von dessen großer Marmorfreitreppe aus sich dem Auge einer der herrlichsten Rundblicke des Mittelländischen Meeres auftut.



Phot.: Plegner, Wien.

Abb. 1. Kaiserin und Königin Zita, die Gemahlin Karls I.

Nach dem Tode seines Oheims, des Grafen von Chambord, übersiedelte Herzog Robert von Parma an den Fuß des Schneeberges nach Schwarzau und widmete sich hier fern vom Treiben des Hofes ganz den Wissenschaften. Hier in Schwarzau, wo auch ihre Hochzeit stattfand, verlebte Zita im Kreise der vielen Geschwister eine harmlos-fröhliche Kinderzeit. Später kam sie dann zu ihrer Ausbildung von 1902 bis 1908 nach dem altberühmten Kloster der Salesianerinnen in Zangberg (Bayern), wo ihre Base, die jetzige Königin der Belgier, ihre Gespielin

war. Ein weiteres Lehrjahr verbrachte sie dann im Cäcilienkloster der Benediktinerinnen in Ryde auf der englischen Insel Wight, wo ihre älteste Schwester, die Prinzessin Adelheid, unter dem Namen Schwester Maria Benedicta als Nonne lebte. Als eine Tochter des weit verzweigten Hauses der Parma und Braganza, das seinen Stammbaum bis zu den ersten Kapetingern, den Grafen von Paris, zurückführen kann, also dem alleräItesten europäischen Schwertadel angehört, hat sie ja überhaupt ihre Verwandtschaft in aller Welt. Ihre zweitälteste Schwester war die verstorbene erste Gattin des Zaren Ferdinand von Bulgarien; der bulgarische Kronprinz ist also ihr Neffe, steht aber mit ihr fast in gleichem Alter und war ihr in den Kinderjahren der liebste Spielgenosse. Zwei ihrer Brüder stehen beim österreichisch-ungarischen Heere, zwei andere sollen Zeitungsnachrichten zufolge im belgischen Heere Dienst tun, sind aber in Wirklichkeit in Genf beim Roten Kreuz tätig. Im Gegensatz zu ihren sämtlichen Geschwistern, deren Interesse hauptsächlich dem Sport und der Jagd gilt, hat Zita — diesen seltenen und so einschmeichelnd klingenden Namen führt sie nach einer schlichten Dienstmagd aus Lucca (Dante setzt in der göttlichen Komödie sogar gern dazu Zita für Lucca), die dort in altersgrauer Vorzeit den Märtyrertod starb und dann zur Schutzheiligen der Stadt geworden ist — vom Vater die Vorliebe für die Wissenschaften geerbt, namentlich das Interesse für Sprachstudien und für Fragen der Volkswirtschaft, und begegnet sich darin mit ihrem kaiserlichen Gatten, der von jeher eine ausgesprochene Neigung für nationalökonomische Studien hatte. Außerdem bilden Musik und Kunst ihre Lieblingsbeschäftigungen, und weiter ist sie eine große Tierfreundin. Kenner der Verhältnisse rühmen ihre Urteilsschärfe, der aber durch natürliche Anmut und eine echt weibliche Herzensgüte alles Verletzende genommen wird. Äußerlich ist die junge Kaiserin eine gar liebliche Erscheinung mit zierlicher Gestalt, feingeschnittenem Köpfchen, mattgetönter Gesichtsfarbe, reichem, kastanienbraunen Haar, lebhaftem Mienenspiel und dunklen Rasseaugen, die meist sanft und verschleiert in die Welt blicken, aber auch in mutwilliger Schelmerei aufblitzen können. Bei öffentlichem Auftreten anfangs etwas scheu und befangen, weiß sie doch bald den richtigen Ton zu finden und reizend zu plaudern. Kein Wunder, daß dieser anmutigen Frau die Herzen der lebenslustigen Österreicher und der ritterlichen Ungarn freudig entgegenschlagen, die so lange schon eine Kaiserin und Königin schmerzlich entbehren mußten. Das Schicksal rief sie zu einer Zeit auf den Thron, in der der Höllenfürst selbst das Regiment zu führen scheint; und sie wird Engelsgeduld nötig haben, um über diese furchtbaren Tage hinwegzukommen. Aber wenn erst der Alpdruck dieses entsetzlichen Völkermordens von uns genommen sein wird, dann wird sie auch wieder die Freude ins Land rufen, nicht durch politische Einmischung, sondern durch den bloßen Zauber ihrer Gegenwart. Dann wird der Wiener Hof, von dem der Frohsinn so lange verbannt war, wieder heiter werden, dann werden die Fenster der alten Hofburg wieder im Glanze der Lichter erstrahlen, dann wird vielleicht auch endlich einmal Leben in die sogenannte neue Burg einziehen, diesen riesenhaften Unnütz, der schon seit Jahrzehnten vergeblich auf seine Bestimmung wartet.

Kaiser Karl selbst war bei seiner Thronbesteigung für die meisten eigentlich noch ein ganz unbeschriebenes Blatt. Man wußte von ihm nur, daß er leutselig, einfach, duldsam und lernbegierig war, daß er seinem eigenen Ausspruche nach oft weniger Belehrung erhielt und seltener die Wahrheit erfuhr, als er wünschte. Durch die eiserenen Grundsätze, nach denen der alte Kaiser nach seiner tiefinnerlichen Überzeugung vom Gottesgnadentum die Heranbildung des Thronfolgers regelte, mag sich dieser nicht selten eingeengt gefühlt haben. Heute liegt die Politik des jungen Kaisers insofern schon klarer vor uns, als er den Faden der österreichisch-ungarischen Entwicklung offenbar da wieder anknüpfen will, wo er durch die Ermordung Franz Ferdinands so jäh abgerissen wurde. Allem Anschein nach will Kaiser Karl unmittelbar in die Fußtapfen Franz Ferdinands treten. Gleich ihm will er ein starkes und ein modernes Österreich-Ungarn schaffen. Das wird nicht leicht und nicht ohne mancherlei Erschütterungen zu bewerkstelligen sein, aber der neue Herr hat schon gezeigt, daß er sich in seinen Plänen nicht beirren läßt. Aufmerksame Beobachter konnten das schon vorausahnen, seit Karl öfters an die Öffentlichkeit trat, was ja früher nur höchst selten der Fall war. So gab er unverhohlen seiner Mißbilligung Ausdruck, als nach dem noch immer am österreichischen Hofe herrschenden Zeremoniell bei der gemeinsamen Aufbahrung der Leichen Franz Ferdinands und der Herzogin von Hohenberg in der Hofkapelle gewisse Unterschiede in der Ausstellung gemacht wurden. Erhöht wurde der gute Eindruck, den man bei dieser Gelegenheit von ihm gewann, durch die herzliche Behandlung, die er seinem Oheim Ferdi-



Phot.: Pressebureau des k. u. k. Kriegsministeriums.
Abb. 2. Das österreichisch-ungarische Kaiserpaar bei einem Besuch in Bozen in Tirol: Auf dem Weg zur Kirche.

nand zuteil werden ließ, als dieser zur Beisetzung seines Bruders Franz Ferdinand aus der Schweiz nach Schloß Artstetten eilte. Erzherzog Ferdinand (er ist inzwischen auch verstorben) hatte nämlich unstandesgemäß geheiratet, auf seine Zugehörigkeit zum Kaiserhause verzichtet und kam nun als einfacher Schweizer Bürger Ferdinand Burg im bürgerlichen Trauergewande nach Altstetten. Die Höflinge gerieten dadurch nicht wenig in Verlegenheit, aber Erzherzog Karl kümmerte sich um ihre Bedenken nicht im geringsten, sondern kam dem Herrn Ferdinand Burg mit verwandtschaftlicher Herzlichkeit entgegen. Die große Form beherrscht er durchaus und vermag sie tadellos zu erfüllen, aber er liebt sie nicht, und daran werden auch die fünf Schwestern seiner Schwiegermutter nichts ändern, die für das spanische Hofzeremoniell schwärmen. Die jugendliche Frische Karls vermag selbst diesem neues Leben einzuhauchen, wie es namentlich hervortrat, als er vor einigen Jahren als Vertreter des Kaisers bei der Erteilung der Barette an die neuen Kardinäle erschien. Aber seine Ehrfurcht gilt nicht dem Titel, sondern dem Alter, die ihm anerzogene ritterliche Höflichkeit nicht dem Schein, sondern der Kenntnis und der Erfahrung. Seit Jahrzehnten hatte der alte Monarch, durchdrungen vom Gottesgnadentum der steifesten spanischen Form, niemandes Rat gehört, der nicht amtlich dazu berufen war. Das wird sich nun ändern, und neben den Beamten werden in der Hofburg auch die Charaktere zu Wort kommen. Bezeichnend in dieser Beziehung ist es, daß Kaiser Karl sich von dem Fürsten Lobkowitz, einem tschechischen Hofadligen, der ihm als Obersthofmeister aufgenötigt worden war, trennte und an seine Stelle als Gegenspieler den charaktervollen Grafen Berchtold berief, den ehemaligen, viel befehdeten und viel unterschätzten Minister des Auswärtigen, dessen Haltung von der Geschichte jetzt so glänzend gerechtfertigt wurde. Auch mit dem begabten, kerndeutschen Prinzen Konrad Hohenlohe verbindet ihn persönliche Freundschaft. Daneben besitzt Kardinal Norbert Piffl großen Einfluß, aber wenn man daraus oder aus der streng katholischen Erziehung des jungen Kaiserpaars auf eine ausgesprochen klerikale Zukunft Österreichs geschlossen, wenn man ihm Bigotterie oder gar Neigung zum Mystizismus und Spiritismus vorgeworfen hat, so dürfte sich das bald als irrtümlich erweisen. Kaiser Karl, der überhaupt von verderblichen Leidenschaften frei zu sein scheint, so sehr man auch sein Privatleben durchforschen mag, hat vielmehr wiederholt seine achtungsvolle Duldsamkeit gegen Andersgläubige

betont. Hat er sich doch sogar in Budapest die heilige Stefanskrone von dem tatkräftigen Kalviner Tisza aufs Haupt setzen lassen. Ähnlich verhält es sich mit seiner angeblichen Vorliebe für das Tschechentum und die Magyaren. Mag sie früher vielleicht auch bestanden haben — Kaiser Karl ist doch in diesem furchtbaren Kriege durch eine viel zu harte Schule gegangen, als daß er nicht einsehen sollte, wo die Wurzeln der Kraft der habsburgischen Monarchie liegen. Dazu kommt seine ungeheuchelte Verehrung für Kaiser Wilhelm, in dem er mit vollem Recht einen väterlichen Freund erblickt. Der Ausgleich mit Ungarn und die Regelung des Nationalitätenstreits in Böhmen und als Folge davon die Flottmachung des österreichischen Parlaments sind freilich die dringendsten und dabei schwierigsten Fragen, die des neuen Herrn harren. Daneben will die verwickelte Ernährungsfrage gelöst sein, der Kaiser Karl besonderes Interesse entgegenbringt und die er selbst als die wichtigste von allen bezeichnet hat. Die Vergangenheit enteilt mit Riesenschritten dem Auge einer auch sonst raschlebigen, jetzt aber von den Ereignissen im Fiebertempo vorwärts gepeitschten Zeit, seit die Wiener Bevölkerung vor den düsteren Pforten der Kapuzinergruft von dem Sarge ihres alten Kaisers rührenden Abschied genommen hat. Dem neuen Kaiser wenden sich aller Hoffnungen, wendet sich die allgemeine Aufmerksamkeit zu, nicht aus Knechtsinn oder mäßiger Neugier, sondern weil man fühlt, daß das Zukunftsschicksal dieses vielgestaltigen Reiches in seiner Persönlichkeit ruht. Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß es weit mehr die sittlichen als die intellektuellen Eigenschaften sind, die den Wert eines Herrschers für den modernen Staat ausmachen. Ein klarer, gesunder Verstand hat für ihn mehr Wert als funkelnder Geist, Gründlichkeit auf einem Gebiete mehr als dilettantische Vielseitigkeit; den größten aber hat ein richtiges Pflicht- und Ehrgefühl, das einen Herrscher zur obersten sittlichen Instanz seines Reiches macht. Was man bisher über den jungen Kaiser von Männern, die ihn kennen, erfahren hat, läßt gerade in dieser Hinsicht das Allerbeste für die Zukunft Österreich-Ungarns erhoffen. K. F.

Die Mittel des Krieges.

Die Entwicklung des Infanteriegewehrs.

Von **Ernst Albert**. Mit 8 Abbildungen.

Mehr als in jedem anderen bisherigen Krieg ist im Weltkrieg die Schußwaffe der Infanterie, das Gewehr, zur Geltung gekommen. Wenn daneben der Weltkrieg in geradezu ungeahnter Weise auch dem Maschinengewehr oder anderen Schnellfeuergewehren Gelegenheit zur Entfaltung gab, so blieb doch immerhin auch das gewöhnliche Infanteriegewehr in außerordentlich hohem Maße an der Kriegführung beteiligt, da verlohnt es sich schon, einmal rückschauend die Entwicklung der Schußwaffen unserer Infanterie in kurzem Abriß von ihrem Urbeginn bis zum heutigen Stand zu verfolgen. Es weiß heute jedermann, daß es vieler Abstufungen und mehrerer Jahrhunderte bedurfte, ehe die Waffentechnik das Gewehr zu erzeugen vermochte, das wir heute besitzen und das mit seiner außerordentlich großen Durchschlagskraft dem Gegner so gefährlich werden kann. Welcher himmelweite Unterschied besteht allein schon in der Einrichtung des Mehrladers gegenüber der früheren Flinte, die nur eine Kugel aufzunehmen vermochte. Noch gewaltiger tritt dieser Unterschied hervor, wenn man sich der Zeit erinnert — und sie liegt ja erst knapp ein Jahrhundert zurück — da man noch außerordentlich umständlich die Patronen von oben in den Lauf einschieben mußte, ehe man sich der Waffe zu bedienen vermochte.

Es wäre gewiß interessant, wenn man überhaupt einmal in übersichtlicher Weise eine Darstellung geben würde, wie so allmählich die Menschheit von der Steinschleuder und von Pfeil und Bogen zur Feuerwaffe und zum heutigen Schnellladegewehr gekommen ist. Da dies aber für den Rahmen dieses Aufsatzes zu weit führen würde, mag es für uns genügen, die Erfindung des Schießgewehrs als gegeben und vollzogen zu betrachten. Wir wollen unsere Ausführungen mit dem Zeitpunkt einsetzen lassen, da auch der Armbrust in ihren verschiedenen Formen durch das Feuerrohr ein bedrohlicher Wettbewerber entstand.

Als die Handfeuerwaffe erstmalig auftrat, war sie noch so unvollkommen, daß kaum ein

Mensch die Meinung hegte, diese Feuerwaffe sei berufen, die bis dahin bewährten Bogen und Armbrüste überhaupt zu verdrängen. Äußerst einfach, roh und unbehilflich, von verhältnismäßig kleinem Kaliber, präsentierte sich die erste Feuerwaffe. Unhandlich, schwer im Gewicht, abhängig von der Witterung und, was die Hauptsache ist, ohne nennenswerte Treffsicherheit und von sehr geringer Feuergeschwindigkeit, hatte die Waffe alles in allem zunächst kaum begründete Aussicht, bei den Schützen beliebt zu werden. Das einzige, das als Vorzug gegenüber den bisherigen Waffen genannt werden mußte, war die erheblich größere Durchschlagskraft. Hiezu kam als taktisch völlig wertloses aber zur damaligen Zeit doch beachtenswertes Moment der moralische Eindruck, den allein der Knall hervorrief. Vor einer Waffe, die sich mit lautem Getöse entlud, bekam zu jener Zeit auch mancher Angst, der sich mutig dem Armbrustschützen gegenüber stellte. Dieser moralische Faktor ist es denn in der Hauptsache auch gewesen, der der Feuerwaffe verhältnismäßig bald das Übergewicht verlieh und es zuwege brachte, daß Bogen und Armbrust nach und nach gänzlich verschwanden.

Die Ursache, die zu der Erfindung des Feuergewehrs geführt hat, bestand in dem Vorhandensein des im Orient schon seit dem grauen Altertum bekannten Schwarzpulvers. Es ist unzweifelhaft, daß das Schwarzpulver eine Wiedererfindung deutschen Ursprungs ist. Auch die Verwendung dieses Schwarzpulvers als Schießpulver, darf ohne weiteres den Deutschen zugeschrieben werden. Und daraus geht hervor, daß auch die Feuerwaffe eine deutsche Erfindung ist. Höchst wahrscheinlich ist diese Erfindung um die Mitte des 13. Jahrhunderts gemacht worden, denn um jene Zeit schon tauchte die erste Feuerwaffe auf.



Abb. 1. Bogenschütze und Schleuderer.



Abb. 2. Armbrust mit Flaschenzugspannung. Abb. 3. Abschießen des Standrohres.

Das Germanische Museum in Nürnberg bewahrt noch heute die sogen. Tannenberger Büchse auf, die man wohl als die Urahne aller Handfeuerwaffen ansehen darf, wenigstens insoweit, als sie heute den ältesten Zeugen jener Anfänge dieser Infanteriewaffen darstellt. Nachweislich hat man es bei dieser Tannenberger Büchse auch mit einem historischen Waffenstück zu tun, denn sie fand 1399 gelegentlich der Belagerung des Tannenbergs bei Darmstadt Verwendung. Gefunden wurde dieser Zeuge alter Waffentechnik 1849 in den Ruinen des Tannenbergs. Nach den Angaben Sachverständiger stammt diese Tannenberger Büchse indes erst aus dem letzten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts. Sie ist aus Bronze gefertigt, zeigt einen achtkantigen, etwa 33 cm langen Lauf, dessen Seelendurchmesser 17 Millimeter mißt. Anschließend an den Lauf ist eine Pulverkammer angebracht, deren Weite ungefähr 10 mm beträgt. Am hinteren Ende besaß der Lauf noch ein Zündloch nebst einer zylindrischen Bohrung, in die ein nach hinten sich verjüngender Holzklotz oder ein Stab als Schaft eingeführt wurde. Die Handhabung dieser Büchse war einigermaßen merkwürdig, der Schütze zielte, indem er über die obere Lauffläche hinwegblickte und mit einer Hand die Waffe in der Richtung des Ziels hielt, mit der andern Hand brachte er sodann die glimmende Lunte an das Zündloch, um so die Entladung zu bewirken. Dabei trat allerdings der Umstand ein, daß in dem Augenblick, da der Schütze die Lunte dem Zündloch näherte, er das Zielen außer acht ließ, wodurch die Kugel dann oftmals ganz wo anders hinflog, als er beabsichtigt hatte. Man sieht also, die Visierung an

der Tannenberger Büchse war noch recht ungenau. Es muß auch bald herausgefunden worden sein, daß die Durchschlagskraft dieses Gewehres eine recht geringe war. Man suchte sie zu verbessern, indem man zu einer Verengung des Laufs überging, und in der Tat zeitigte man damit auch verhältnismäßig bald schon wesentlich bessere Ergebnisse. Man ging aber noch weiter und ersetzte zunächst das Bronzerohr durch



Abb. 4. Altes Handrohr mit Haken, sog. Bockbüchse.

ein geschmiedetes Eisenrohr, verwendete zum Laden einen besonderen Ladestock, den man zumeist im Schaft unterbrachte. Darüber war man in das 15. Jahrhundert eingetreten, das auch an dem Feuergewehr nicht ohne recht wesentliche Änderungen vorbeigehen sollte. Die erste Neuerung, die kam, war der Haken, den man an der Mündung hinzufügte, um die Waffe auf Brustwehren oder Böcken anhängen zu können und so den Rückstoß aufzufangen. Daraus erklärt sich der Name Haken- oder Bockbüchse. Als nächste Verbesserung erschien dann eine Veränderung des Schaftes, der nun im Gegensatz zur Tannenberger Büchse auch zum Anlegen an die Schulter des Schützen dienen konnte und es ermöglichte, das Zündloch von der Oberfläche des Laufes in dessen rechte Seite zu verlegen.

Einen Übelstand hatten die Hakenbüchsen, der darin bestand, daß sie von zwei Mann bedient werden mußten. Diese Art der Bedienung blieb noch bis fast zur Mitte des 16. Jahrhunderts bestehen und es liegt auf der Hand, daß nur eine geringe Feuergeschwindigkeit mit diesen Waffen erzielt werden konnte. Die Handhabung war sogar derartig umständlich, daß bei ungünstiger Witterung das Gewehr überhaupt versagte. In solchen Fällen kam es vor, daß man wieder zum bewährten Bogen und zur Armbrust griff, namentlich dann, wenn es sich um Fernkämpfe handelte. Wir haben in der Geschichte Beispiele, wie die zeitliche Unbrauchbarkeit der Hakenbüchsen sogar dazu geführt hat, daß siegreiche Heerführer sich zurückziehen mußten. So gab Heinrich II. im Jahr 1540 den Kampf gegen Boulogne auf, weil seine Hakenbüchsen infolge des anhaltenden Regenwetters völlig versagten, wohingegen, die etwa 1200 englischen Bogenschützen die Angreifer mit Erfolg beschossen. Ein Jahr später schon wurden die Truppen Karls V. von den türkischen Bogenschützen zurückgeschlagen, da von seinen rund 10 000 Hakenbüchsen kaum eine einzige losging. Wie gering man auch noch zur Zeit des 30jährigen Krieges die Ansprüche an die Feuergeschwindigkeit stellte, geht daraus hervor, daß es schon als eine bedeutende Leistung galt, wenn ein Soldat sein ungefüges Gewehr im Laufe eines Tages fünf- bis siebenmal zur Entladung brachte. Aus dem Jahr 1686 berichtet ein Chronist von der Schlacht bei Kitzingen, daß die Schweden mit bewundernswürdiger Schnelligkeit geschossen haben — und dabei feuerten die schnellsten Schützen in 8 Stunden siebenmal.

Obwohl die Hakenbüchsen noch bis weit in die Mitte des 16. Jahrhunderts hinein ihre Vorherrschaft behaupten konnten, so war ihnen doch frühzeitig schon ein ernstlicher Rivale erstanden und zwar in der Form des Luntengewehrs. Die Anfänge dazu gehen zurück bis zum Jahr 1378. In diesem Jahr ist das Luntenschloß erfunden worden. Aber seine ersten Anfänge waren durchaus ungenügend, sie hatten nur das Gute, daß sie versprachen, einmal etwas zu werden. Im wesentlichen bestand das Luntenschloß darin, daß man an der rechten Seite der Waffe neben der Pfanne einen sogenannten Haken oder Drachen anbrachte. Das ist ein Haken, an dem eine Lunte befestigt war. Es mußte also, wie gesagt, auch das Luntenschloß erst eine Reihe Verbesserungen durchlaufen, ehe es so weit war, daß es für die Waffe zu nennenswertem Vorteil werden konnte. Durch Verlängerung des Fußes jenes vorerwähnten Hakens entstand allmählich

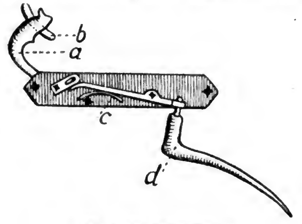


Abb. 5. Ein Luntenschloß.
a Luntenhahn, b Lunte, c Feder, d Abzug.

ein Abzug, den man mit dem Finger der rechten Hand bedienen konnte ohne dabei den Schaft des Gewehres loslassen zu müssen. Bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts dauerte es, ehe man diese Stufe des gewöhnlichen Luntenschlosses erreicht hatte. Dann ging es etwas rascher, indem man noch gegen Ende desselben Jahrhunderts das sogen. Luntenschnappschloß herauskon-

struierte. Aber auch das Luntenschnappschloß hatte noch recht erhebliche Nachteile. Vor allem war es sehr teuer, dabei zerbrechlich und unsicher. Das führte dazu, daß man neben der Schloßzündung noch eine Reihe anderer Vorrichtungen zum Abfeuern mit der in der Hand gehaltenen Lunte vorfindet und zwar bei den Gewehren des 15. und 16. Jahrhunderts. Noch im 17. Jahrhundert begegnen wir dem Luntenschloß. Man verwendete die Luntenschloßbüchsen in der Hauptsache zur Verteidigung fester Plätze und nannte sie Haken. Neben jenen gab es noch leichtere für den Feldgebrauch bestimmte, sogenannte Halbhaken, Handrohre, Handbüchsen oder Arkebusen. Von letzteren namentlich hat uns die Geschichte so manches aufbewahrt.

Die inzwischen gemachte Verbesserung durfte insofern als solche unbedingt bezeichnet werden, als sie es ermöglichte, das Gewehr leichter im Gewicht herzustellen und dadurch nur einen Schützen statt bisher zwei zu seiner Bedienung zu benötigen. Aber Durchschlagskraft und Treffsicherheit blieben trotzdem immer noch sehr gering, denn es fehlte vor allem eine besondere Vorrichtung zum Zielen.

Daß die Vervollkommnung der Feuerwaffen allenthalben notwendig erschien und der Gedanke nimmer zur Ruhe kam, wird bekundet durch die Entstehung einer dritten Art des Infanteriegewehrs, der sogen. Muskete. Das Wort ist heute noch bei unserer Infanterie im Gebrauch und es erscheint deshalb nicht unlohnend, über die Bedeutung und Herkunft des Wortes einige Bemerkungen zu geben. Muskete kommt her von Muschete und bedeutet ursprünglich Sperber. Der Ausdruck war auch früher schon im Gebrauch, zur Zeit als die Armbrust noch florierte. Man nannte so die Bolzen, die von der Armbrust fortgeschnellt, im Bogen die Luft durchsausten und sperberähnlich dahinschossen. Vom Bolzen kam das Wort dann auf die größere Art der Armbrust selbst. Schließlich nannte man auch die langen schweren Haken so. Eingeführt wurde die Bezeichnung übrigens durch die Spanier, insbesondere durch den Herzog Alba. So eine spanische Muskete wog etwa 20 kg, also etwa das 5fache, was unser gegenwärtiges Gewehr Modell 98 wiegt, das ein Gewicht von 4 kg und 100 g aufweist.

Mit den Musketen wurden auf 300 Schritt Entfernung vierlötige Bleikugeln verschossen. Beim Schießen mußte die Muskete auf eine mitgeführte Gabel (Abb. 6) aufgelegt werden, und, um den Rückstoß einigermaßen abzuschwächen, benützte der Schütze ein Kissen, das er zwischen Schaft und Schulter einlegte. Man hat später das Kaliber der Muskete vergrößert. So führten beispielsweise im Jahr 1567 die Spanier Waffen, die achtlötige Kugeln verschossen. Welche Erfolge sie mit ihren Gabelmusketen erzielten, erhellt daraus, daß bald alle Armeen sich diese Waffe zulegten. Gustav Adolf schaffte 1626 die Gabelmusketen wieder ab und setzte an ihre Stelle Waffen, die ein Gewicht von 5 kg und ein Kaliber von 18,4 mm besaßen. Eine starke Verkürzung des Laufes ermöglichte das Weglassen der Gabel. Die Geschosse der Musketen Gustav Adolfs bestanden in zweilötigen Bleikugeln von



Abb. 6. Musketier mit Musketengabel schießend.

30 g Gewicht, die Pulverladung wog 25 g und die wirksame Schußweite war auf 250 m berechnet. Die Feuergeschwindigkeit hatte bis zu diesem Gewehr schon derartige Fortschritte gemacht, daß es jetzt möglich war, in der Minute einen Schuß abzugeben. Diese Fortschritte erhöhten naturgemäß auch den Munitionsbedarf der Truppen und verlangten nach Vorkehrungen für deren praktische Unterbringung. Nachdem die Reiterei sich schon seit Mitte des 16. Jahrhunderts der Papierpatronen bediente, führte sie Gustav Adolf auch für die Infanterie ein und gab seinen Schützen dazu eine besondere Patronentasche, die 12 Stück solcher Patronen faßte.

Immer noch wurden aber auch jetzt Lunte und Luntenschloß verwendet, deren Nachteile trotz aller Bemühungen und Versuche hartnäckig bestehen blieben. Das führte schließlich dazu, sich nach einer andern Art von Zündung umzusehen. Sie lag gar nicht so fern und war eigentlich lange schon vorhanden bevor man sie ernstlich verlangte. Noch ehe das 16. Jahrhundert ganz zur Neige gegangen, war sie schon beschafft und auch bereits in ziemlicher Weise

vervollkommnet. Ein recht einfaches Mittel gab den Anstoß dazu, ein Mittel, das man schon seit längerer Zeit kannte und das zur Feuerzündung in den Familien im Gebrauch war. Die bekannten Reibfeuerzeuge, bei denen durch Streichen einer Feile auf hartem Stein ein Funken erzeugt wurde, lieferten dem Büchsenmacher Johann Kiefuß die Anregung zur Erfindung des

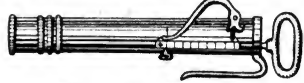


Abb. 7. Die sogen. Mönchsbüchse.

Steinschlosses. Damit wurde der erste Schritt zur Selbstzündung der Gewehre getan. Kiefuß und Rocknadel verbesserten das Reibfeuerzeug und wandten es an der Feuerwaffe an. Das Dresdener Historische Museum bewahrt eine sogen. Mönchsbüchse (Abb. 7) aus jener Zeit auf, die solch ein Steinschloß zeigt. Ein Schwefelkiesstück mit einer daran streichenden Funken erzeugenden Feile ist der ganze Mechanismus, der diese Büchse zur Entladung bringen konnte.

Es lag nun nahe, der anfänglich geraden Feile, durch andere Form, eine vergrößerte Reibungsfläche zu geben. Man gestaltete sie bogenförmig, halbmondförmig und schließlich radförmig. Mit der letzten Art war das sogen. Radschloß entstanden (Abb. 8), das man merkwürdigerweise das Deutsche Schloß nannte. Dieses Schloß war unstreitig eine sehr wesentliche Verbesserung. Es machte den Schützen unabhängiger, vor allem von der Witterung, denn die Zündung erfolgte nun auch bei Regen. Als wesentlich muß dabei erwähnt werden, daß sich dieses Schloß sehr rasch bei den Feuerwaffen der Reiterei einführte. Die sogen. Kurzgewehre und das Faustrohr gewannen durch dieses Schloß sehr bedeutende Vorteile; und daß das Radschloß sich auch in der Praxis gut bewährt hat, ist daraus ersichtlich, daß wir es noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts bei den Scheibenbüchsen vorfinden. Weniger verbreitet war das Radschloß hingegen bei der Infanterie, denn, so eigentümlich das klingen mag, es besaß gegenüber dem Luntenschloß doch auch mancherlei Nachteile. So wurde vor allem durch die rasche Umdrehung des Rades der Stein meist sehr schnell abgenutzt und man mußte ihn bald wieder ersetzen. Auch war das Schloß ziemlich kompliziert und versagte gerne, sobald es nicht fleißig unter Öl gehalten wurde.

Eine besondere Eigentümlichkeit der Radschloßbüchsen ist es, daß sie eine sehr sorgfältige Arbeit aufweisen und sehr reich verziert sind, woraus hervorgeht, wie luxuriös man zu damaliger Zeit die Waffen hielt. Technisch mag es von Wert erscheinen, daß einige der Waffen bereits

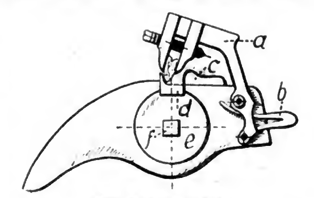


Abb. 8. Das Radschloß.
a Hahn, b Hahnfeder, c Pfannendeckel, d Pfanne, e Wellbaum, f Rast.

auch eine besondere Sicherung gegen das vorzeitige Losgehen zeigen. Das läßt darauf schließen, daß auch Unfälle mit dieser Waffe nicht ausgeschlossen waren. Auch ist hie und da das Rad gegen äußere Einflüsse durch eine Bedeckung geschützt. Ferner finden sich auch verschiedenfach Vorrichtungen, die ein Selbstspannen des Schlosses ermöglichen.

Schluß folgt.

Vom feldgrauen Knopf.

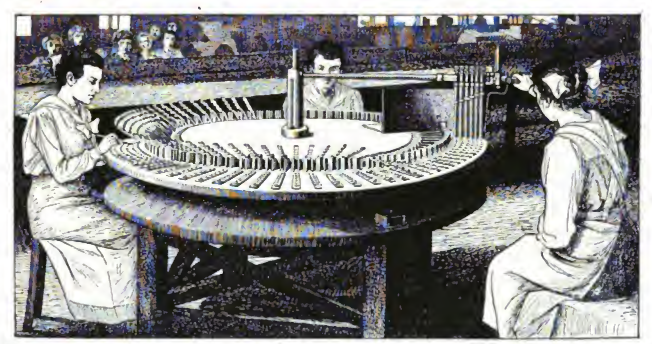
Von Albert Schmidt. Mit 1 Abbildung.

Mit der bunten Uniform mußte natürlich auch der blanke Knopf verschwinden. Das Feldgrau, das den Soldaten auf gewisse Entfernung schon unkenntlich macht, bedingte auch einen Knopf, der sich nicht von der Uniform abhob, und vor allem im Sonnenlicht nicht mehr blitzte und blinkte. So kam es ganz von selbst, daß auch der Knopf feldgrau wurde. In Millionen und aber Millionen von Exemplaren ist dieser Knopf nun inzwischen mit ins Feld gezogen. Seine Herstellung mußte demzufolge von Anbeginn durchaus fabrikmäßig als Massenartikel erfolgen, und es ist schließlich ganz interessant zu wissen, wie solch an sich ja ganz unbedeutender Teil der militärischen Ausrüstung entsteht. Bei der ins einzelne gehenden Genauigkeit unserer militärischen Einrichtungen nimmt es nicht wunder, daß auch für die Herstellung des feldgrauen Knopfes besondere Vorschriften bestehen, die sich nicht nur auf Größe, Form und Prägung erstrecken, sondern auch auf die

Dauerhaftigkeit, die Art der Färbung und die Anbringung der Öse ausgedehnt sind. Die deutsche Militärverwaltung legt eben auch auf die kleinste Sache großen Wert. So muß beispielsweise nach den Vorschriften die Öse des feldgrauen Knopfes hart eingelötet sein, d. h. es muß zum Einlöten Messing verwendet werden, weiter aber muß die Öse auch eine Belastung von 20—30 kg aushalten können, ohne daß sich dadurch auf der Oberfläche des Knopfes Einsenkungen zeigen.

Man verwendete bisher für die Herstellung des Knopfes entweder Tombak, Silber, Blech oder Nickelblech, je nachdem es sich um gelbe oder weiße Knöpfe handelte. Der Verlauf des Krieges hat es mit sich gebracht, daß man in neuerer Zeit auch verzinktes Stahlblech hiezu verwendet. In seinen Grundteilen besteht der Knopf aus der runden Metallplatte (Scheibe) und der zum Annähen dienenden Öse. Die sogen. Scheibe wird auf dem Wege der Stanzung aus den Blechtafeln ausgeschnitten, wobei ein Stempel auf das Blech niedergepreßt wird, das in mehreren Platten übereinander liegt. Auf diese Weise werden zu gleicher Zeit mit einem einzigen Druck eine ganze Anzahl solcher Knopfscheiben hergestellt. Vor der Weiterbehandlung erfolgt dann zunächst eine gründliche Reinigung der Scheiben, daran schließt sich sofort das Prägen an, das dem Knopf nicht nur seinen Rand, sondern auch gleichzeitig die Verzierung gibt. Je nachdem ist diese Verzierung eine ganz verschiedene. Für preußische Regimenter besteht sie in einer Krone, für bayrische in einem Löwen. Außerdem gibt es aber auch noch Knöpfe mit anderen Einprägungen. Das bayrische Infanterieleibregiment z. B. hat im Knopf die bayrische Krone, Knöpfe für Beamte tragen mitunter Abzeichen ihres Berufes, Eisenbahner z. B. eine Lokomotive, Postbeamte einen Adler, ein Posthorn usf.

Nachdem die Prägung und die Randung erfolgt ist, gilt es nunmehr, die Ösen einzulöten; wollte man dies von Hand vornehmen, so wäre das nicht nur eine sehr langwierige Arbeit, sondern es wäre dies auch mit sehr erheblichen Kosten verknüpft. Man hat deshalb für diesen Zweck Spezialmaschinen konstruiert, die das Einlöten in großer Zahl schnell und nahezu völlig mechanisch verrichten. Eine solche Maschine besteht ihrer Form nach aus einem großen runden Tisch, dessen obere Platte drehbar ist, am äußeren Rande der Platte sind Halter angebracht, in die je sechs Knöpfe bzw. deren Oberteile eingelegt werden können. Das Einlegen wird von Arbeiterinnen besorgt, so daß die untere Seite, auf die die Öse zu sitzen kommt, nach oben zeigt. Ein wenig Hartlot, also Messingpulver, wird in die gehöhlte Platte eingeschüttet, womit dann die Vorbereitung für das Einlöten der Öse erfüllt ist. Die Ösen selber kommen wieder zunächst in nach oben stehende Halter, diese sind so angeordnet, daß sie genau in die Mitte der Scheiben sich einlegen, sobald sie heruntergedrückt werden. Ein Mechanismus bringt nach Bedarf die obere Tischscheibe in Drehung und nacheinander wandern nun die einzelnen Knopfhalter an einem Lötapparat vorüber. Der Lötapparat ist ein Gebläse mit sechs Lötflammen, deren Glut gegen die Ösen strahlt. Die Hitze bringt das Messingpulver zum Schmelzen, wodurch dann die Öse in der Knopfscheibe eingelötet ist. Die Lötstelle kühlt sich beim Weiterdrehen des Tisches sehr bald ab und eine ebenfalls am Tisch sitzende Arbeiterin hat jetzt nur noch nötig, die an ihr vorbeipassierenden Knöpfe mit einer Bürste aus der Maschine herauszubürsten.



Maschine zur Fertigstellung feldgrauer Knöpfe. Die am äußeren Rand der runden drehbaren Tischplatte aufgelegten Knopfscheiben werden mit den Ösen versehen. Rechts der von einer Arbeiterin bediente sechsfache Lötapparat. Die Arbeiterin links entfernt die fertigen Knöpfe, die nur noch gefärbt werden müssen, um gebrauchsfertig zu sein.

Noch hat aber jeder Knopf sein glänzendes Äußere. Um es zu beseitigen, bedarf es der Mattierung. Man spannt zu diesem Zweck die Knöpfe abermals auf Tischen in Reihen auf, wonach ein Sandstrahlgebläse seinen Sand darüber hinbläst. Dadurch wird die blanke Oberfläche rauh und matt.

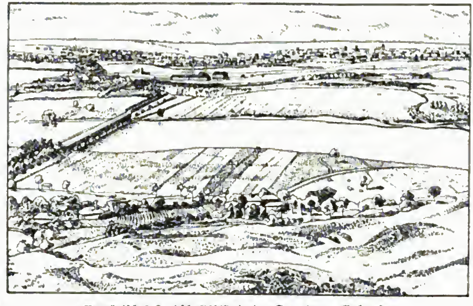
Der Knopf ist nun fertig bis zur Färbung, die in folgender Weise bewerkstelligt wird: Eine besondere Spritzvorrichtung spritzt gleichzeitig Farbstoff und Zapon auf die Knopfoberfläche. Das Zapon ist in Äther gelöstes Zelluloid. Sobald die Mischung auf die Oberfläche des Knopfes gespritzt wird, verdunstet der Äther und es bleibt nur ein dünner Überzug von Zelluloid. Dieses Zelluloid ist notwendig, um den Farbstoff auf dem Knopf festzuhalten und seinen oberen Teil vor Abnützung zu schützen. Nach dieser Färbung ist der Knopf fix und fertig und kann jetzt ohne weiteres an die Uniform angenäht werden. Das umstehend hier beigefügte Bild zeigt jenen Tisch, in dem die Knöpfe mit der Öse versehen werden. Es ist darauf gut zu erkennen, in welch großem Maße die Herstellung der Knöpfe erfolgt und wie diese Herstellung auch verhältnismäßig rasch vor sich geht. Ist der feldgraue Knopf an sich auch eine winzige Kleinigkeit im Vergleich zu den tausend Dingen, die die Ausrüstung eines Heeres bilden, so ist sein Vorhandensein doch sehr wichtig und ein wesentliches Stück der militärischen Uniform, seine sorgfältige Herstellung ist ebenso notwendig, wie manches andere, das für Krieg und Kriegführung ungleich größere Bedeutung besitzt.

Die Explosion unter Wasser.

Der Gang des Seekriegs hat gezeigt, daß die sicheren Erfolge in der Hauptsache auf dem Angriff unter Wasser zu erreichen sind. Die Arbeit unserer U-Boote bestätigt dies tagtäglich aufs neue. So sind es also Torpedos und Minen, die die feindliche Schiffahrt am meisten und am sichersten zu bedrohen vermögen. Mancher hat sich nun wohl schon gefragt, worauf denn eigentlich die mächtige Wirkung dieser beiden Seekriegsmittel beruht, hat man doch Beispiele dafür, daß große, festgebaute Schiffe, sogar stark gepanzerte Kriegsschiffe, in überraschend kurzer Zeit nach erfolgter Explosion zu den Fischen gegangen sind. Dieses Ergebnis erscheint um so augenfälliger, wenn man weiß, wie verhältnismäßig klein die angewandte Sprengladung im Vergleich zu dem zur Strecke gebrachten Schiffskoloß ist. Die Sache wird jedoch sofort verständlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß eine Explosion unter Wasser wesentlich anders und unter beträchtlich stärkerer Wirkung vor sich geht, als eine Explosion derselben Sprengladung in der Luft. Jede Explosion unter Wasser ruft gewissermaßen zwei einander rasch folgende Erscheinungen hervor, zwei einzelne Wirkungen, die zusammen das oft bestaunte Ergebnis zeitigen. Diese beiden einzelnen Wirkungen sind die Stoßwirkung des Wassers und die Druckwirkung der Gase, die infolge der Explosion zur Entfaltung kommen. Den unbefangenen Laien wird es deshalb überraschen, zu hören, daß nicht eigentlich das Torpedo, sondern die Stoßkraft des Wassers es ist, die das Leck in der Schiffswand hervorruft. Maßgebend ist dabei auch die Dichtigkeit des Sprengstoffs und der Gasmenge. Während die Kraft der Sprengladung der Explosionswärme als Maß dient, richtet sich die Dichtigkeit und die Gasmenge nach der Schnelligkeit, mit der sich der Zerfall der Sprengladung vollzieht, je rascher letzteres vor sich geht, desto gewaltiger ist die zerstörende Wirkung. Man hat nachgewiesen, daß die Stoßwelle, die den Zerfall des Sprengstoffes herbeiführt, bei modernen Torpedo- und Minenladungen eine Schnelligkeit von 7000 m in der Sekunde erreicht. Diesem riesigen Vorwärtsschreiten setzt das Wasser, dessen Zusammendrückbarkeit bekanntlich sehr minimal ist, einen Widerstand entgegen, der dem eines festen Körpers nahezu gleichkommt; daraus erklärt sich als Hauptwirkung der Explosion jene Stoßwirkung, deren Gewalt keine noch so starke Schiffswand gewachsen ist. Im Gefolge der Stoßwirkung erscheint die Druckwirkung, die auf 1 m Abstand in etwa $^4/_{100}$ Sekunden später anlangt. Sie bewirkt, daß das Wasser mit außerordentlicher Gewalt in das durch den Stoß geschaffene Leck eindringt. Mit welchem Erfolg Stoßwirkung und Druckwirkung auftreten, ist weiterhin abhängig von der Zündung. Diese erst liefert den Gradmesser für die mehr oder weniger volle Ausnützung der Sprengladung. Ist die Zündung stark und rasch genug, so verläuft sie in der richtigen Richtung, nämlich auf das Ziel zu, und dann wird immer der gewünschte Erfolg eintreten. Er ist um so besser, je größer die Kraftaufspeicherung in der Sprengmasse ist. Ihre Steigerung wird durch eine Zusammenpressung erreicht, die allerdings nicht zu weit gehen darf, da sie sonst die Detonationsgeschwindigkeit verlangsamen würde. Für die richtige Wirkung des Torpedoschusses kommt sodann noch in Betracht, daß die Explosion im richtigen Abstand von der Schiffswand erfolgt. Je geringer dieser Abstand ist, desto stärker wird die Wirkung sein. Interessant sind die in dieser Richtung hin gemachten Versuche, die ergeben haben, daß bei einem Abstand von 0 cm 100 kg Schießbaumwolle einen Stoß von 8900 kg auf den Quadratzentimeter entwickeln. Bei 25 cm Abstand beträgt die Wirkung noch 2480 kg, bei 50 cm immer noch 1147 kg, bei 1 m dagegen ist sie schon auf 425 kg herabgesunken. Im selben Maße wie die Stoßwirkung nimmt auch die Druckwirkung ab, die bei 0 cm 1801 kg, bei 1 m aber nur noch 85 kg auf den Quadratzentimeter beträgt. Man ersieht daraus, wie wichtig es ist, einen Torpedo richtig zu lanzieren, um ihn vollwirkend zur Geltung zu bringen. Man sieht aber auch ferner daraus, welch überragende Rolle die Explosion unter Wasser spielt und wie sie auf dem Gebiet der Explosionen überhaupt eine Wissenschaft für sich geworden ist.

Vermischtes.

Die Entstehung einer schaurigen Kriegsfabel. Es gibt Lügen, die in der Kriegszeit ganz plötzlich — oft an verschiedenen Orten gleichzeitig — auftauchen und zwar gleich in einer so vollendeten Gestalt, daß sie nicht mehr übertroffen werden können. Andere entwickeln sich erst allmählich indem sie aus verschiedenen Bestandteilen entstehen. Ein bezeichnendes Beispiel ist die Fabel von der Fettgewinnung aus deutschen Leichen, mit der unsere Feinde den Höhepunkt ihrer Schimpfereien über die deutschen Barbaren erreicht haben. Diese Fabel ist nicht plötzlich entstanden. Sie hat sich vielmehr ganz allmählich entwickelt. Den ersten Anstoß gaben die schon bei Beginn des Krieges im Ausland geflissentlich verbreiteten Meldungen über die riesigen Verluste der Deutschen. Um diese Nachrichten besonders glaubhaft zu gestalten, wurde berichtet, die Deutschen schickten ganze Eisenbahnzüge voll Leichen hinter die Front. Der „Daily Telegraph" ließ die Leichen nach Löwen und Lüttich senden, wo sie in den Hochöfen verbrannt werden sollten. Das war natürlich erlogen; nebenbei bemerkt, gibt es in Löwen keine Hochöfen. Trotzdem ging die Meldung sogar in ein amerikanisches Fachblatt der Eisenindustrie „Iron Trade Review" in Cleveland (13. Dez. 1914) über. Im Frühjahr 1915 wurde die Nachricht immer wieder aufgefrischt. So berichtete die „Indépendance Belge", die in der Kriegszeit in London erscheint, am 8. Mai, in der ersten Hälfte des Monats Mai seien in Löwen 33 Züge mit je 3000 Leichen deutscher Soldaten angekommen; je drei Leichen seien zusammengebunden gewesen, um im Krematorium in Löwen verbrannt zu werden. Nun befindet sich aber auch kein Krematorium in Löwen, und wie kann eine Zeitung schon am 8. eine Statistik über die erste Hälfte des Monats bringen? Auch das Organ der flämischen Flüchtlinge „Het Vaterland" im Haag brachte eine Meldung von zahlreichen Zügen mit zusammengebundenen Soldatenleichen, ließ diese aber nach Charleroi und Seraing fahren, um dort verbrannt zu werden, vermutlich, weil es dort wenigstens Hochöfen gibt. Während diese Nachricht immer wieder durch die Presse des feindlichen und neutralen Auslandes ging, kam allmählich ein anderer Bestandteil hinzu: die übertriebene Schilderung der Lebensmittelnot, speziell des Fettmangels in Deutschland. Offenbar aus der niederträchtigsten Bosheit hat dann irgend jemand die beiden Gedankengänge verbunden. Soweit sich bisher feststellen ließ, war die Fabel in ihrer vollendeten Gestalt zum erstenmal in einer südfranzösischen Zeitung, und zwar in der in Bordeaux erscheinenden „Liberté du Sud-Ouest" vom 25. Mai 1916 zu lesen. Dort hieß es: „Daß die Boches die Leichen ihrer Soldaten in besonderen Zügen, wie die gewöhnlichsten Handelswaren, möglichst schnell und diskret nach den großen Metallwerken, z. B. nach Löwen, schaffen, deren Hochöfen in Krematorien umgewandelt wurden, wußte man schon lange. Unser Gewährsmann versichert uns jedoch, daß deutsche Barbarei und raffinierte, abgefeimte Gewinnsucht neuerdings ein grauenvolles Verfahren ins Werk gesetzt hat, das auch aus dieser abscheulichen Leichenverbrennung Vorteile zu ziehen sucht." Dann ward erzählt, wie man den Leichen „mittelst einer höchst kunstvollen Destillation" Gelatine, Glyzerine und Margarine für die Sprengstoffabrikation und für den Genuß auf Brot, die Zubereitung der Kartoffeln usw., entzieht. Daran wurden schließlich Kommentare von einer solchen Roheit geknüpft, daß sie hier nicht wiedergegeben werden können. Alle Dementis halfen natürlich nichts gegenüber einer so niederträchtigen Lüge. Sie wurden geflissentlich in den feindlichen und neutralen Zeitungen verbreitet. Dabei hütete man sich natürlich, die ursprüngliche Quelle anzugeben, denn auch der verbissenste Deutschenfeind hätte nicht leicht ein so unbedeutendes Blatt wie die „Liberté du Sud-Ouest" als eine besonders vertrauenswürdige Quelle angesehen, sondern man sprach immer von einer Tatsache, die als bekannt galt und in keiner Weise bestritten worden sei. Diesen Kniff der feindlichen Presse konnte man übrigens in diesem Kriege immer wieder feststellen.

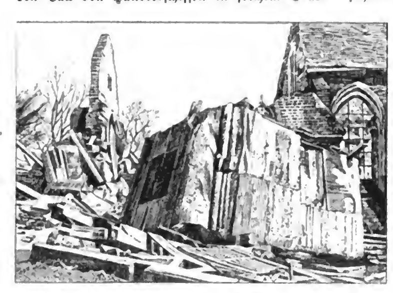


Rumänisches Landschaftsbild in der Gegend von Bukarest.

Was ein Franzose 1885 von einer russischen Revolution prophezeite. G. Combes de l'Estrade hat in seinem 1885 in Paris erschienenen Werke „L'Empire russe" die Beobachtungen verzeichnet, die er über die sozialen Zustände in Rußland gemacht hat. Er beurteilt die Russen sehr wohlwollend und sucht sich in ihre Lage zu versetzen, was bekanntlich für einen Franzosen mit seinen

vielen vorgefaßten Anschauungen nicht leicht ist. Namentlich seine Ansichten von der menschlichen Freiheit brachten ihn bei der Beurteilung der russischen Zustände, besonders der Allmacht des Zaren, in eine gewisse Verlegenheit, und doch zögerte er nicht, zu bekennen: „Trotz allem, obschon sich alle liberalen Ideen in uns empören, müssen wir erkennen und erklären: Von der Beibehaltung der Autokratie hängt bei den Russen die Zivilisation ab. Nicht bloß weil der Sturz des Zarismus eine Ära gemeiner Streber, blutiger Torheiten und wahnsinniger Umwälzungen hervorrufen würde. Außer dieser negativen Eigenschaft hat die Autokratie auch positive Vorzüge: Sie ist die einzige Regierungsform, die Rußland zur Freiheit führen kann. Man ziehe diese eiserne Hand zurück, und das Reich wird zerfallen. Alles wird ungleichartig verteilt werden und nicht mit der ethnologischen Zusammensetzung übereinstimmen. Aus den hundert Millionen Menschen, die jetzt als ein Reserveheer des Fortschritts betrachtet werden können, werden hundert Millionen drohender und gefährlicher Barbaren werden." Der Verfasser führt dies dann weiter aus und bemerkt dabei: „Jedes Stimmrecht, das man dem Volke gewähren würde, müßte entweder zu einer Verstärkung der persönlichen Macht oder zu einer ziellosen Revolution, einer blödsinnigen, nie wieder gut zu machenden Umwälzung führen." — Wenn ein Deutscher sich so geäußert hätte, würde man ihn natürlich als einen barbarischen Reaktionär verschrien haben, aber wenn G. Combes de l'Estrade noch lebt, so wird er angesichts der Ereignisse in Rußland im Frühjahr und Sommer 1917 vielleicht mit einem gewissen Behagen feststellen, daß er mit seiner Prophezeiung nicht ganz unrecht hatte . . .

Amerikas Wettbewerb im Schiffbau und Reedereibetrieb. Die Vereinigten Staaten von Amerika haben im bisherigen Kriegsverlauf nicht bloß die Gelegenheit wahrgenommen, eine Anzahl neuer Schiffahrtslinien ins Leben zu rufen, sondern auch den Bau von Handelsschiffen in solchem Grade betrieben, daß die Reedereien der am Kriege beteiligten Großmächte beim Eintritt normaler Verhältnisse mit einer großen amerikanischen Handelsflotte als Wettbewerber rechnen müssen. Bei Ausbruch des Krieges umfaßte die Handelsflotte der Vereinigten Staaten zusammen nur eine Million Registertonnen, während die Handelsflotte Deutschlands fünf Millionen und diejenige Englands gegen 20 Millionen groß war. Inzwischen wird die englische Handelsflotte durch den Krieg und insbesondere die erhöhte Wirksamkeit der deutschen U-Boote beständig geringer, und die vorhandenen Schiffe sind aufs äußerste in Anspruch genommen, ohne daß sie wesentliche Ausbesserungen erfahren können. Die amerikanischen Reeder dagegen arbeiteten eifrig an der Vermehrung ihres Schiffsbestandes und haben diesen seit August 1914 um mindestens 150% vergrößert. Hiervon ist eine halbe Million Tonnen auf amerikanischen Werften gebaut worden, während eine Million Tonnen im Auslande angekauft wurde. Im Bau befinden sich in den Vereinigten Staaten für einheimische Rechnung mindestens eine Million Tonnen, und nach Ansicht Sachkundiger werden amerikanische Werften im Laufe des Jahres 1917 mindestens 1 250 000 Tonnen neuer Schiffe liefern. Danach wird der Tonnengehalt der Schiffe, die in diesem Jahr in Amerika vom Stapel laufen, die Bauten der englischen Werften, sowie auch überhaupt der sonstigen Schiffbautätigkeit der Welt übertreffen. Daß der Anteil der Vereinigten Staaten am gesamten Schiffbau der Erde von den früheren 8% bis über 14% gestiegen ist und wohl eine weitere Steigerung erfährt, bedeutet eine völlige Neuorientierung auf dem Gebiete des internationalen Schiffbauwesens. Die Wirkung wird in erster Linie England zu spüren bekommen, dessen Reeder denn auch schon bekümmert der Zukunft entgegensehen. Im Interesse der weiteren Förderung der Handelsschiffahrt wurde ein Gesetz über Ankauf von Fahrzeugen beschlossen, und eine neugeschaffene Behörde überwacht die ganze amerikanische Schiffahrt.



Beobachtungsposten in einem Betonblock.

Beobachtungsposten in einem Betonblock. Nach einer Aufnahme, die in engl. Zeitschriften erschien, soll dieser Block deutschen Beobachtern gedient haben und so festgefügt gewesen sein, daß er auch dem stärksten Feuer standhielt. Als das Gebäude, auf dem er aufgebaut war, schließlich unter der Wucht der Granaten zusammensank, blieb der Block auch da noch ganz und legte sich in seiner massigen Klotzigkeit auf die Trümmer des zusammengestürzten Hauses. Hier wollten ihn die edlen Söhne Albions oder Mariannens gefunden haben. Und sie bannten ihn auf die Platte, um damit zu zeigen, wie fest die Deutschen sich zu verschanzen vermögen. Ja, die eiserne Hindenburglinie . . . .



Ein deutsches Kulturbild aus der Etappengegend der Sommeschlacht.

Von **Karl Bruno.** Mit 7 Abbildungen.

Das Sammeln darf nicht nur ein Anhäufen von allerhand schönen (oder — das gehört unter Umständen auch dazu — unschönen) Dingen auf einem bestimmten Gebiete sein, was es allzu oft leider ist; es muß vielmehr auch von dem Streben begleitet werden, in die Natur dieser Dinge und in ihre Zusammenhänge tiefer einzudringen, ein Bild des Ganzen zu gewinnen, in dem die Einzelstücke der Sammlung, mögen sie auch noch so zahlreich sein, doch gewissermaßen nur die Illustrationen zu einem ausgedehnten Texte bilden. Den jetzigen Kriegssammlern wird das nicht leicht gemacht bei den schon in die Millionen gehenden und so verschiedenartigen Dokumenten der Zeit, die auf sie einstürmen. Von


DER SCHÜTZENGRABEN.

2. Jahrg.	Den 21. August 1916	Nr. 21

„Furchtlos und treu“

(Zum dritten Kriegsjahr)

Furchtlos und treu gehalten
Habt ihr die lange Wache
[illegible]
[illegible]

[illegible]
Gold sei uns Spruch und Schlag
Dann ist's ein Wort zum Siegen
Was auch noch kommen mag

Ein Brief an den „Schützengraben“ aus dem Schützengraben

[illegible]

Abb. 1. Eine Nummer der Kriegszeitung „Der Schützengraben“ mit hübschem Titelkopf.

Anfang an haben sie es sich wohl alle anders gedacht, und so haben viele ihre Sammlungen auf einer breiten Grundlage angelegt, haben aber bald erkennen müssen, daß die sich notwendigerweise zu beschränken haben, wenn sie die Übersicht und den Genuß bei ihrem Zusammentragen



Abb. 2. Anzeige der „Bapaumer Lichtspiele“.

nicht völlig verlieren wollen. Wo die ganze Welt seit Jahren im Kampfe untereinander steht, lassen nicht einmal die Erzeugnisse der Druckerpresse — wie zahlreich und verschiedenartig sind sie doch — in großen Bibliotheken und Museen restlos einfangen, geschweige denn in einer Privatsammlung.

Es soll nun der Versuch gemacht werden, an einem kleinen Ausschnitt aus dem Etappenleben an unserer westlichen Front leichthin zu zeigen, wie man sich durch Beschränkung auf ein begrenztes Gebiet Nutzen und Genuß an der eigenen Sammlung wesentlich erhöhen kann.

Am 18. Oktober 1914 erreichten unsere Truppen die belgische Küste in der Gegend von Nieuport und damit war von der schweizerischen Grenze an die durch ganz Frankreich und das noch übrig gebliebene Restchen von Belgien


Der Erlös der Abende ist zum Besten der Kriegsfürsorge bestimmt.

Bapaumer
Künstler-Abende
(Rathaus-Saal)

I.

Sonnabend, den 13. November 1915
(Zum Gedächtnis Friedr. Schillers)
geb. 10. 11. 1759.
Beginn 5.30 nachmittags und 8.30 abends

VORTRAEGE

Leutnant d. L. Friedrich Basil (Hofschauspieler und Spielleiter am Königlichen Hoftheater zu München)
AM FLUEGEL: Assistenzarzt Dr. Apitz

Vortragsfolge

1. Largo aus der Sonate op. 2 . . . . L. v. Beethoven
2. a. Epilog zu Schillers »Glocke« . . . . W. v. Goethe
   b. Szene aus »Wallensteins Tod«
   c. Schluss-Monolog a. d. Vorspiel zur »Jungfrau von Orléans«
   d. Tell-Monolog

PAUSE

3. Deutsche Ballade . . . . J. Raff
4. Wallensteins Lager
5. a. Bürgschaft
   b. Handschuh
6. Festliches Nachspiel (op. 18) . . . . Kretschmer

Flügel: Pleyel — Paris

Mittwoch, 17. 11.: Lieder-Abend — Schell

Gültig als Eintrittskarte — Preis 1,00 M
Nur Vorverkauf, keine Abendkasse!

Beim Eintritt vorzuzeigen!
Rauchen verboten!

Abb. 3. Programm des ersten der Bapaumer Künstlerabende.

sich hinziehende Schützengrabenlinie vollendet, wie sie in der Hauptsache noch heute steht. Im Hinterlande haben wir uns inzwischen häuslich eingerichtet. In den großen Etappenorten ist es lebhaft geworden. Unter der militärischen Verwaltung hat sich dort ein ungeheurer Verkehr entwickelt, wie er den Bedürfnissen eines gewaltigen Heereskörpers entspricht. Aber auch das geistige Leben hat hier seine Nahrung gefunden und ist in der Zeit von mehr als zwei Jahren zum Teil gar mächtig erblüht. Wer denkt dabei nicht sofort an Brügge, an Lille, an Bapaume und andere Orte!

Wir wollen Bapaume und Cambrai uns zum Vorwurf nehmen und zeigen, wie auch wir in der Heimat mit Hilfe unserer Sammlungen teilnehmen können an dem, was dort geleistet und geschaffen worden ist.

Alsbald nach der Besetzung Bapaumes erfuhr man aus der Berliner Zeitung „B. Z. am Mittag", daß dort nach ihrem Muster eine „Bapaumer Zeitung am Mittag" erschiene. Das war aber keine solche Kriegszeitung, wie sie dann allenthalben entstanden sind, sie enthielt vielmehr nur den sogenannten „Zeitungsdienst", nämlich die amtlichen Heeresberichte und die sonstigen Telegramme, die den Truppen überall an der Front bekanntgegeben und teils in Maschinenschrift, teils im Druck zum Aushang gebracht werden. Das Unterscheidende davon war hier eigentlich nur die äußere Form und die originelle Benennung. — Es hat sogar noch recht lange gedauert, bis in Bapaume eine wirkliche Kriegszeitung zu erscheinen begann. Dafür ist diese dann zu einer der schönsten und gehaltvollsten von allen, die existieren, geworden. Am 22. August 1915 erschien „Der Schützengraben" unter der Leitung des Stabsarztes Dr. Körber zum ersten Male. Im ersten Jahre sind 12, im zweiten 33 Nummern herausgekommen, im dritten ist von Nr. 3 ab die Redaktion an Dr. Schnabel übergegangen. Die Zeitung ragt äußerlich dadurch hervor, daß eine jede Nummer einen anderen von Mitgliedern des dort liegenden Reserve-Korps gezeichneten Titelkopf aufweist (Abb. 1). Diese Titelköpfe sind zum Teil so schön, auch vom buchkünstlerischen Standpunkt aus betrachtet, daß man tatsächlich über die Zahl der hier auftretenden zeichnerischen Talente erstaunt sein muß. Auch der Inhalt ist hervorragend. Gleich in der ersten Nummer ergreift der damalige Oberbefehlshaber des Korps, der jetzige Kriegsminister von Stein, in seiner abgeklärten Schreibart das Wort zu einer Skizze „Der Granathof", die durch drei Nummern läuft, übrigens auch in unserer Zeitschrift zum Abdruck gekommen ist. Wir treffen ihn noch öfter darin, zuletzt mit einem prächtigen Abschiedswort „An mein liebes Reserve-Korps" in Nr. 29 des 2. Jahrgangs vom 12. November 1916. — Ernsthafte, man kann sogar sagen wissenschaftliche, aber gemeinverständliche Aufsätze, hübsche Gedichte, humoristische Erzählungen und kleinere Scherze, oft mit niedlichen Bildchen ge-


Bapaumer Künstler-Abende

XVIII.

Shakespeare-
Abend
von Friedrich Basil

VORTRAGSFOLGE

Gültig als Eintrittskarte

Abb. 4. Programm eines Shakespeare-Abends in Bapaume.

schmückt, wechseln darin ab. Die geschmackvolle typographische Ausstattung macht der „Felddruckerei der Korpsintendantur" alle Ehre. Einfarbige Plakate: „Die Feldzeitung ‚Der Schützengraben' ist hier zu haben. Preis 10 Pfg." werden überall, wo das zutrifft, ausgehängt. Dieser Preis gilt natürlich nur für die Soldaten im Felde.

Anfang Oktober 1915 erfolgte die Errichtung eines Lichtspielhauses, das sich Bali (Bapaumer Lichtspiele) nannte und in zum Teil recht originell gezeichneten Anzeigen Reklame machte (Abb. 2). Es hatte Zweigstellen in den umliegenden Ortschaften, z. B. in dem nordöstlich von Bapaume gelegenen Croisilles, aus dem wir ein Plakat kennen, in dem für die handschriftliche Eintragung des Tagesprogramms freier Raum gelassen ist.

Einen Monat später, am 13. November 1915, wurden mit einer Schillergedächtnisfeier die „Bapaumer Künstler-Abende" eröffnet (Abb. 3), die sich ungemein abwechslungsreich gestalteten. Instrumental- und Vokalmusik in reichem Wechsel: Klavierabende, Streichkonzerte, Duo- und Trio-Abende, Kammermusik, ein Mozart-Beethoven-Abend, ein Konzert von Mitgliedern des Hoftheaters in Stuttgart; viele Liederabende: Volkslieder, Lieder zur Laute, Arien, Tanzweisen, Balladen, Kriegs- und Soldatenlieder; Vorleseabende, Schiller-, Goethe-



Abb. 5. Programm eines Lichtbilder-Vortrags in Bapaume.

BAPAUMER KÜNSTLER VEREINIGUNG
Klavier-Abend
Beethoven – Chopin
Eduard Nowowiejski-Berlin
VORTRAGSFOLGE

Abb. 6. Programm der „Bapaumer Künstler-Vereinigung".

und Shakespeare-Abende (Abb. 4); Vorträge von Lt. d. L. Prof. Sieveking aus Zürich („Konstantinopel" — „Der deutsche Bund und das Deutsche Reich" — „Die deutsche Stadt") und von Prof. Goeßler aus Stuttgart: „Vom alten und neuen Griechenland" (Abb. 5). — Zunächst fanden die Konzerte und Vorträge im Rathaussaale statt, später vom 10. und 11. Juni 1916 ab in einem besonderen, von unseren Feldgrauen errichteten „Neuen Bapaumer Theater", das durch ein Gastspiel des Stuttgarter Hoftheaters eingeweiht wurde. Lange freilich hat die Freude daran nicht gedauert; denn alsbald begann die große Offensive, und Bapaume wurde das Ziel der englischen Granaten, die es allmählich in einen Schutthaufen verwandelt haben.

Die „Bapaumer Künstler-Vereinigung", die diese unterhaltenden Veranstaltungen traf, bestand aus tüchtigen Künstlern, die Angehörige des Korps waren, unter ihnen Lt. Basil, Hofschauspieler aus München, Eduard Nowowiejski aus Berlin und Otto Gebühr vom Deutschen Künstlertheater in Berlin (Abb. 6). Häufig kamen Gäste aus Deutschland oder von anderen Teilen der Front, so das „Siepermann-Quartett aus St. Quentin", das einen Kammermusik-Abend bestritt. Umgekehrt veranstaltete die „Vereinigung" wiederum Konzerte und Vorträge an anderen Orten, z. B. in St. Quentin.

Die Programme waren zunächst ganz ein-



Deutsches Theater an der Westfront

Ortskommandantur Havrincourt

Behelfsmæssige Oster-Festspiele zu Havrincourt

Kriegstheater

Speicher der Zuckerfabrik

Freitag, den 28. April 1916 : Beginn 7 Uhr abends

Herrschaftlicher Diener gesucht!

Schwank in 3 Akten von E. Burg und L. Taufstein

Personen

Die spanische Fliege

Abb. 7. Programm des Deutschen Theaters an der Westfront.

fach und schmucklos, später trugen sie am Kopf das Bild des Rathauses von Bapaume, dann auch eine Gesamtansicht der Stadt im „brüllenden Dampf der Geschütze" und schließlich für die Gastspielreisen der Bapaumer Künstler-Vereinigung eine Karikatur ihrer Hauptmitglieder.

Auch in den umliegenden Ortschaften regte sich ähnlicher Eifer, unseren Feldgrauen Erholung in geistiger Nahrung zu bieten. In Achiet-le-Petit — jetzt ist es nach unserem strategischen Rückzug den Engländern überlassen worden — fanden Vortragsabende statt; das „Deutsche Theater an der Westfront" unter Leitung von Fritz Grunwald veranstaltete Aufführungen in Bihucourt „in der Scheune der Feldintendantur" und in Havrincourt „Behelfsmäßige Oster-Festspiele" in dem Speicher der Zuckerfarbik (Abb. 7) usw. Schluß folgt.

Polnisches Papiergeld. An die Stelle der von verschiedenen Städten Polens im Laufe des Krieges herausgegebenen Notgeldes sind jetzt einheitlich polnische Banknoten in Werten von ½ bis 5 Mark getreten, die auf farbigem Grund den polnischen Adler, die übliche Inschrift für Banknoten und die Unterschriften der Mitglieder des Staatsrates tragen. Damit ist zum Vorteil des ganzen Landes hier ein einheitliches Zahlungsmittel geschaffen. O.

Kriegszeitung der Feste Borkum. Auf Borkum, dem vormals vielbesuchten Seebad, das seit den Tagen des Weltkrieges ein weit vorgeschobener Posten der deutschen Küstenwacht geworden, erscheint seit Jahr und Tag schon eine Kriegszeitung, die besondererer Beachtung wert ist. Ihr Schriftleiter, Hauptmann Carl Lange, genießt als Dichter in weiten Kreisen besten Ruf. Es ist deshalb kein Wunder, wenn die Zeitung vieles vom dichterischen Geist atmet und wenn die Zahl der Mitarbeiter ständig zunimmt und sich Namen von hohem Klang darunter befinden. Einen recht willkommenen Vorzug der Borkumer Kriegszeitung bilden die von Zeit zu Zeit herausgegebenen, besonders hübsch ausgestatteten Sondernummern, deren einzelne sich mit Dichtern und hervorragenden Persönlichkeiten, andere mit Städten und Landschaften beschäftigen. So sind bisher u. a. Ausgaben erschienen, die Hermann Löns, Detlev v. Liliencron, Gorch Fock, der Stadt Bremen, unserer Flotte, der Nordsee und der Insel Borkum gewidmet sind. Format, Papier, Druck, zeichnerische Ausstattung und recht geschickte Anordnung des Stoffes zeichnen nicht nur diese Sondernummern, sondern auch die Zeitung selbst immer wieder aus. Die dargebotene große Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit kommt in erster Linie wohl denen zu statten, für die diese Zeitung zunächst bestimmt ist, sie wird aber auch von jenen geschätzt, die weit abseits davon stehen. Auch den Sammlern wird die Borkumer Kriegszeitung sowohl wegen ihres Inhalts, als auch wegen ihrer Ausstattung wertvoll sein — denn sie gehört entschieden zu den Erzeugnissen der Kriegspresse, die man gern zur Hand nimmt und sich als Erinnerung an den Weltkrieg aufhebt. Das literarische Denkmal, das Hauptmann Lange mit seiner Kriegszeitung sich und seinen Getreuen auf jener Nordseeinsel mitten im Weltkrieg gesetzt hat, wird noch bestehen bleiben, wenn Ebbe und Flut längst schon wieder im Sonnenlicht des Friedens den Strand Borkums umspülen, zumal sich in dieser Kriegszeitung eben ein Blatt darbietet, das man allen, die sich für die Soldatenpresse der Gegenwart interessieren, in uneingeschränkter Weise empfehlen kann. -z-

Neue Weltkriegsmedaillen. In Pforzheim gibt B. H. Mayers Kunstprägeanstalt eine talergroße Medaille, entworfen vom Vorsteher des Münchner Münzkabinetts, dem bekannten Forscher Prof. Dr. Buchenau, in Silber und Eisen heraus. Sie erinnert an die Kämpfe der deutschen Truppen 1914 bis 1917 im Elsaß und an der Wasgaugrenze. Die Firma hat in den letzten Monaten auch eine Reihe weiterer Kriegsmedaillen in vorzüglicher Prägung herausgebracht, auf die wir demnächst in besonderem Aufsatz zu sprechen kommen werden.



Aus Brüssel: 1. Justizpalast, 2. Börse, 3. Hafenbild, 4. Abgeordnetenhaus, 5. Regentenstr. mit Bl
(Wohnsitz des Vaters von König Albert), 11. Schloß Laeken bei Brüssel, 12. Haler Tor. – **Aus**
und Haus des kathol. Klubs. – **Aus Hal:** 14. Wallfahrtskirche, 15 Rathaus. – **Aus Mons:** 1
St. Germain. – **Aus Waterloo:** 21. Die 3 Denkmäler auf dem Schlachtfeld von 1815,

Bilder aus Belgien II:



ck auf das Justizgebäude, 6. Rathaus, 7. Kgl. Schloß (von König Leopold erbaut), 8. Kgl. Palais,
Löwen: 9. Partie am Kanal, 10. Rathaus von Osten, 16. Kathedrale. – **Aus Aalst:** 13. Rathaus
. Kathedrale St. Daudru, 18. Großer Platz und Belfried, 19. Rathaus. – **Aus Tirlemont:** 20. Kirche
2. Das Schlachtfeld mit dem Gehöft von Hale-Sainte und den Denkmälern im Mittelpunkt.

Gut und Blut für Volk und Freiheit geben —
Nenn' die Tat, die sich der Tat vergleicht.
Theodor Körner.

Chronik des Krieges

Vom 30. Mai bis 22. Juni 1917.

30. Mai. Lebhafte Artillerietätigkeit im Wytschaete-Abschnitt. Erkundungsvorstöße der Engländer im Artois und der Franzosen am Damenweg abgewiesen. — Abflauen der Isonzoschlacht; italienische Angriffe bei Vodice und Jamiano gescheitert. — Im Mai bisher rund 900000 Tonnen als versenkt gemeldet. — Weitere 76000 Tonnen versenkt. — Brasilien gibt seine Neutralität auf.

31. Mai. Englische Angriffe an der Scarpe und zwischen Monchy und Guémappe abgewiesen. Am südlichen Aisne-Ufer mehrere französische Gräben erstürmt. — Zwei italienische Vorstöße bei San Giovanni südöstl. Monfalcone abgewiesen. — Wieder 21500 Tonnen versenkt. — Marineflugzeugangriff auf den Hafen von Sulina.

1. Juni. Andauernd heftige Artilleriekämpfe in Flandern. — Starke Erkundungsvorstöße des Feindes im Ypern- und Wytschaete-Abschnitt, bei Hulluch, Chérisy und Fontaine abgeschlagen. Am Hochberg südöstlich Nauroy 60 Franzosen gefangen. — Steigerung des Artilleriekampfes bei Smorgon, Baranowitschi, Brody und bei Tarnopol.

2. Juni. Im Mai an der Westfront 237 Offiziere, darunter ein General und 12500 Mann gefangen, 3 Geschütze, 211 Maschinengewehre, 18 Minenwerfer und 434 Schnellladegewehre erbeutet. Gesteigerte Artillerietätigkeit im Wytschaete-Bogen. Bei Allemant, nordöstlich Soissons, 1000 Meter französischen Graben erstürmt, 181 Gefangene eingebracht. — Ribot tritt in der franz. Kammer für einen französischen Frieden ein und spricht gegen die Stockholmer Konferenz. — 21000 Tonnen versenkt. — Nächtliche Fliegerkämpfe im Golf von Triest.

3. Juni. Englische Angriffe bei Loos, am Souchez-Bach und bei Monchy abgewiesen. Erfolgreiche Erkundungsvorstöße unserer Sturmtrupps am Damenweg. — Rumänische Vorstöße in der Moldau abgeschlagen. — Ein siegreicher Angriff gegen die italienischen Stellungen im San Marco-Gelände bei Görz, 510 Italiener gefangen, 4 Maschinengewehre erbeutet. — 85000 Tonnen versenkt.

4. Juni. Noch immer heftigster Artilleriekampf im Wytschaete-Bogen; zunehmende Kampftätigkeit an der Küste, bei La Bassée und an der Scarpe. Englische Vorstöße bei Hulluch, Lens, Monchy und Chérisy werden abgewiesen. Am Winterberge und bei Braye werden durch gewaltsame Erkundungsvorstöße wertvolle Feststellungen eingebracht; 250 Franzosen gefangen, 30 Maschinengewehre erbeutet. — Italienische Angriffe östlich Görz gescheitert; 960 Italiener gefangen. — 18000 Tonnen versenkt. — Italien erklärt Albaniens Einheit und Unabhängigkeit unter italienischem Schutz.

5. Juni. Lebhafte, für den Feind erfolglose Kampftätigkeit zwischen dem La Bassée-Kanal und der Straße Bapaume-Cambrai. An der Aisne und in der Westchampagne zunehmende Feuertätigkeit. — Leutnant Voß brachte den 32., Leutnant Schäfer den 30., Leutnant Allmenröder den 24. Gegner durch Luftangriff zum Absturz. — Gegenangriff und Sieg österreich.-ungar. Truppen südlich Jamiano zwischen Monfalcone und der Hermada. — Eine schwere Niederlage Sarrails in Mazedonien.

6. Juni. Fortdauer der Artillerieschlacht im Wytschaete-Bogen. Starke, tiefgegliederte Angriffe der Engländer am Nordufer der Scarpe; der Feind zwischen Gavrelle und Rampoux geworfen. Französische Angriffe nordwestlich von Braye und am Winterberg gescheitert. Elf feindliche Flugzeuge abgeschossen. — Deutscher erfolgreicher Luftangriff auf Sherneß mit 5000 kg Bomben. — 22000 Tonnen im Atlant. Ozean, 34900 Tonnen im Mittelmeer versenkt. — Nikaragua bricht die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland ab.

7. Juni. Nach gewaltigen Sprengungen und stärkstem Trommelfeuer Beginn des feindlichen Infanterieangriffs auf der flandrischen Front. Scheitern englischer Teilangriffe bei Hulluch, Loos, Lievin und Roeux. Südlich Pargny-Filain werden französische Stellungen am Damenweg in zwei Kilometer Frontbreite besetzt; 14 französische Offiziere und 543 Mann gefangen. Acht englische Flugzeuge abgeschossen. — Fortdauer der Schlacht am Karst; von unseren Verbündeten bisher im ganzen 27000 Gefangene eingebracht. — Über 44000 Tonnen versenkt. — Dem Geschäftsträger von Haiti werden die Pässe zugestellt.

8. Juni. Fortdauer des großen Ringens im Wytschaete-Bogen. Die englischen Angriffe südöstlich Ypern und am Südflügel des Schlachtfeldes werden abgewiesen. — Bei St. Eloi, Wytschaete und Messines dringt der Feind in die deutschen Stellungen ein. Im Gegenstoß werden die Engländer aus Messines zurückgeworfen. An der Arrasfront und in der Champagne zunehmender Feuerkampf. Im Sundgau scheitern fran-

zösische Erkundungsvorstöße. — 20500 Tonnen versenkt.

9. Juni. Starkes Zerstörungsfeuer bei Wytschaete und Messines. Australische Truppen werden östlich von Messines abgewiesen. Erfolglose englische Angriffe am Kanal Ypern—Comines. Südlich und südwestlich Lens, an beiden Seiten des Souchez-Baches werden starke feindliche Angriffe in erbitterten Nahkämpfen abgewehrt. Französische Sturmangriffe gegen den Damenweg werden abgeschlagen. — Aufleben der Artillerietätigkeit im Gebiet der „Sieben Gemeinden". — 21500 Tonnen versenkt.

10. Juni. Zwischen Ypern und dem Ploegsteert-Wald werden englische Kompagnien im Nachtkampf abgewiesen. Bei Ablaincourt, südlich Beine, vor Verdun und im Apremont-Walde werden von unseren Sturmtrupps zahlreiche Gefangene eingebracht. In den letzten zwei Tagen 16 feindliche Flugzeuge abgeschossen. — Auf der Hochfläche der „Sieben Gemeinden" heftiger Artilleriekampf. — Die Italiener besetzen Janina. — 47200 Tonnen versenkt.

11. Juni. Erhebliche Feuertätigkeit im Abschnitt von Flandern und bei Ypern. Westlich Hollebeke und Wambeke werden die Engländer zurückgeschlagen. Erkannte feindliche Angriffsabsichten am La Bassée-Kanal und südlich der Scarpe werden durch Vernichtungsfeuer unterbunden. Dagegen unternehmen die Deutschen erfolgreiche Vorstöße am Damenweg. — Die von der sechsten italienischen Armee angesetzten Infanteriestürme zwischen Asiago und Brenta scheitern. — 19600 Tonnen im Atlant. Ozean, weitere 23327 a. a. O. versenkt.

12. Juni. An der flandrischen Front teilweise erhöhte Gefechtstätigkeit, auch Reiterangriffe östlich Messines. Westlich Cerny fünf Angriffe der Franzosen gescheitert. — Im Mai 285 feindliche Flugzeuge und 26 Fesselballone abgeschossen. — Erfolgreicher Flugzeugangriff auf die russischen Flugstützpunkte Lebara und Arensberg. — „U 52" mit beschädigten Maschinen in Cadix interniert.

13. Juni. König Konstantin von Griechenland wird von der Entente gezwungen, zugunsten seines zweiten Sohnes, des Prinzen Alexander, auf den Thron zu verzichten. — Schwerer Artilleriekampf in Flandern. Englische Angriffe bei Warneton und am Souchez-Bach gescheitert. — Im Mittelmeer 33370 Tonnen versenkt.

14. Juni. Bei einem Fliegerangriff auf London wird die City eine Viertelstunde lang erfolgreich mit Bomben beworfen. Sämtliche deutsche Flugzeuge kehren unversehrt zurück. — 20100 Tonnen versenkt.

15. Juni. Vergebliche englische Angriffe zwischen Ypern und Armentières. Wiederaufleben des Kampfes am Chemin des Dames. — Erfolge deutscher Sturmtruppen bei Braye, in der Suippes-Niederung und an der Maas. — Ergebnislose italienische Angriffe gegen die Kärntnerfront. — Eine große Kriegszielrede Wilsons. — 23000 Tonnen versenkt. — Abreise der griechischen Königsfamilie nach der Schweiz.

16. Juni. Heftige Feuertätigkeit in Flandern bei Hollebeke und westlich Warneton. Teilangriffe östlich von Loos von Altenburgern und Anhaltinern abgeschlagen. Gefechte bei Bullecourt. — Die Angriffe gegen verschiedene Abschnitte der Alpenfront abgewiesen. — Der neue griechische König erläßt eine Proklamation an sein Volk. — 19500 Tonnen versenkt.

17. Juni. Deutsche Marineluftschiffe über England; wichtige Festungen Südenglands werden mit Erfolg angegriffen. „L 48" von einem feindlichen Flieger über See brennend zum Absturz gebracht. — Kühner Handstreich deutscher Marineflieger im Rigaer Meerbusen. — Im Mittelmeer ein japanischer Zerstörer schwer beschädigt. — 53460 Tonnen versenkt.

18. Juni. Fünf große englische Dampfer im Kanal versenkt. — Lebhafte Artillerietätigkeit beiderseits Ypern, an der Lys und von La Bassée bis zum Sensée-Bach. Zunehmende Feuertätigkeit an der Aisne und in der Westchampagne. — In Mazedonien Besetzung englischer Stellungen an der Struma und am Doiran-See durch die Bulgaren.

19. Juni. Lebhafter Artilleriekampf zwischen Boesinghe und Frélinghien. Nordwestlich des Gehöftes Hurtebise wird ein zweimaliger Angriff zurückgewiesen. — 24000 Tonnen im Atlantischen Ozean versenkt. — Artilleriekämpfe an der Dolomitenfront. — Im Mai insgesamt 869000 Tonnen Schiffsraum vernichtet.

20. Juni. Vor der flandrischen Küste werden drei feindliche Flugzeuge abgeschossen, ein englisches Torpedoboot versenkt. — An der Westfront lebhaftere Gefechtstätigkeit nur östlich von Soissons. — Beginn eines neuen italienischen Infanterieangriffs auf der Hochfläche der „Sieben Gemeinden". Stärkster italienischer Ansturm im Gebiet des Monte Forno und des Grenzkammes. Die Angriffe scheitern. — 45000 Tonnen versenkt.

21. Juni. Bei Vauxaillon nordöstlich Soissons 1500 Meter französische Gräben genommen, über 160 Franzosen gefangen, 16 Maschinengewehre erbeutet. An der flandrischen Küste ein nächtlicher Überfall auf englische Gräben. Starke englische Erkundungsvorstöße bei Hooge abgewiesen. — 31500 Tonnen versenkt. — Auf der Hochfläche der „Sieben Gemeinden" von unseren Verbündeten 16 Offiziere, 650 Mann und 7 Maschinengewehre eingebracht.

22. Juni. Englische Vorstöße bei Warneton, Houplines und Lens gescheitert. Zähe Nahkämpfe um die kürzlich eroberten französischen Stellungen bei Vauxaillon, schwere Verluste der Franzosen. Rege Kampftätigkeit in der Westchampagne. Erfolgreiche deutsche Vorstöße bei Prunay und am Poehlberg; 130 Franzosen gefangen.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die Schlacht an der Aa.

Von Dr. Kurt Floericke. Mit 6 Abbildungen.

Seit die große Sommeroffensive der Mittelmächte auf der Ostfront im September 1915 gebremst worden war und der aufregende Bewegungskrieg sich in einen langwierigen Stellungskampf verwandelt hatte, ist die Frontlinie auf dem äußersten Nordflügel, über deren ungefähren Verlauf unser Kärtchen (Abb. 2) Auskunft gibt, fast unverändert geblieben. Die schwer erschütterten und arg zermürbten russischen Heere waren zu einer Offensive großen Stils mit weitgesteckten operativen Zielen offenbar überhaupt nicht mehr fähig, und die deutsche Heeresleitung, die durch dringendere Aufgaben auf anderen Kriegsschauplätzen in Anspruch genommen war, hatte keine Veranlassung, über die selbstgewählte Scheidungslinie hinauszugehen. Kuropatkins einziger größerer Offensivversuch erstickte am Naroczsee in Sumpf und Blut. Er und Rußkij, die sich im Oberbefehl an der Dünafront zweimal ablösten, begnügten sich im übrigen mit dem Ausbau der eigenen Stellungen und mit der beständigen Beunruhigung des Gegners durch sogen. Jagdkommandos oder mit dem gelegentlichen Vortreiben stärkerer gemischter Abteilungen. Dies führte zwar häufig genug zu erbitterten Gefechten, aber sie hatten stets nur örtliche Bedeutung, ihr Ziel waren nur Stellungsverbesserungen, ihr Ergebnis nur geringfügige Grabenverschiebungen, die auf den Verlauf des Ganzen ohne Einfluß blieben. Zu einer machtvoll geführten Offensive, wie es südlich des Pripet diejenige Brussilows war, kam es nirgends. So hat die Dünalinie 1915—1917 im allgemeinen eine ähnliche untergeordnete Rolle gespielt, wie im Feldzuge Napoleons, nur daß damals der Brennpunkt der Kampfhandlungen, die auf französischer Seite hauptsächlich mit dem Blute preußischer und schweizerischer Regimenter bestritten wurden, mehr nach Osten hin verschoben war.



Abb. 1. Der äußerste linke Flügel der deutschen Ostfront.

Inzwischen ging der Weltkrieg seinen ehernen Gang. Brussilow brach mit seinen wider Erwarten schnell wieder schlagkräftig gewordenen Heeresmassen überraschend in Wolhynien vor und schlug durch rücksichtsloses Einsetzen seiner Übermacht die Österreicher und Ungarn bei Luck,

vermochte aber nicht, den taktischen Sieg zur strategischen Auswertung zu bringen, da die rasch herbeigeeilte deutsche Heeresreserve ihm den Weitermarsch versperrte. Dann griff, vom Jubelgeschrei der Entente begrüßt, Rumänien in den Krieg ein. Aber es enttäuschte und wurde sehr bald selbst hilfsbedürftig. Rußland leistete diese Hilfe mit gutem Willen und nach besten Kräften, aber mit dem Ergebnis, daß seine Streitkräfte in die rumänische Niederlage mitverwickelt wurden und unter den wuchtigen Stößen Mackensens und Falkenhayns am Sereth in eine hartbedrängte Lage gerieten.

Abb. 2. Das Wald- und Sumpfgebiet um Riga, mit der ungefähren Frontlinie zu Beginn des Jahres 1917.

Unter diesen schwierigen Umständen schien eine Entlastungsoffensive an einer andern Stelle der weitgespannten Front dringend geboten, und die Wahl der russischen Heeresleitung fiel auf den äußersten Nordflügel, der noch immer in der verhältnismäßigen Ruhe eines schleppend geführten Stellungskrieges verharrte. Dort oben an der Dünafront hatte inzwischen Radko Dimitriew den Befehl über die russische 12. Armee übernommen, der feurige bulgarische Brausekopf, der sich schon vor Przemysl den Ruf eines rücksichtslosen Menschenschlächters erworben hatte und der deshalb ganz als der geeignete Mann zur Durchführung eines so gewagten Unternehmens erschien. Zudem konnte die russische Heeresleitung wohl der Meinung sein, daß die kurländische Front der Deutschen durch starke Entsendungen nach andern Punkten geschwächt sei, und daß sie sich deshalb durch ein handstreichartiges Vorbrechen aus dem Brückenkopfe von Riga heraus überrennen lassen würde. Trug die Schwungkraft eines solchen Stoßes aber auch nur eine kurze Strecke weit, so mußte ihm das dicht hinter der Front gelegene und als Knotenpunkt hochwichtige Mitau in die Hände fallen. Dann aber erschien die Zurückeroberung ganz Kurlands in greifbare Nähe gerückt, und von hier aus hätte eine Aufrollung der deutschen Gesamtfront ins Werk gesetzt werden können. Das waren große und verlockende Ziele, zu große für die Streitkräfte, die dem bulgarischen Renegaten zur Verfügung standen. Wenn auch die fünf ausgewählten Divisionen, die Dimitriew zunächst ins Feuer führen konnte und zu denen später noch eine Besatzungsdivision aus Riga trat, eine starke örtliche Übermacht bedeuten, so reichten sie doch nicht aus zur nachdrücklichen Durchführung einer starke deutsche Kräfte fesselnden Entlastungsoffensive, geschweige denn zu einem Durchbruch in genügend breiter Front und zu seiner strategischen Auswertung, die allein einen Umschwung der Verhältnisse hätte herbeiführen können.

Der alte, verhängnisvolle Fehler der russischen Feldherrn, die wichtigsten Unternehmungen in eine Reihe von Einzelzielen zu zersplittern und zu ihrer Ausführung ganz ungenügende Truppenmassen aufzubieten, wiederholte sich auch hier. So erreichte Dimitriew trotz geschickter Vorbereitungen, Wettergunst und anerkennenswerter Tapferkeit seiner Truppen nichts als die vorübergehende Eindrückung eines deutschen Divisionsabschnittes, und das Endergebnis war eine neue, blutige Niederlage, die verhängnisvoll werden mußte, sobald das Frostwetter in Tauwetter umschlug und die Tirulsümpfe unüberschreitbar machte. Sein Stoß entbehrte der



Phot.: Kühlewindt.

Abb. 3. Blick auf den Marktplatz in Mitau vom Turm der Trinitatiskirche aus.

nachhaltigen Kraft und blieb mitten in der Ausführung stecken; vom gleichen Augenblicke an befand sich aber sein vorgetriebener Angriffskeil in ständiger Gefahr, von den herangezogenen deutschen Reserven abgequetscht zu werden. Diese unvorsichtige Entlastungsoffensive bewirkte nur, daß sich die russische Heeresleitung nun auch auf dem Nordflügel einen tätigen Gegner selbst auf den Hals zog, der in geschickter Ausnutzung der erstrittenen Vorteile den Halbring um die Rigaer Brückenköpfe nur noch enger zog. Auch dieses Unternehmen legte somit nur erneutes Zeugnis ab für das augenblickliche Unvermögen der russischen Heere, durch eine groß angelegte und kräftig durchgeführte Operation einen Umschwung in der Kriegslage herbeizuführen.

Wie aus dem Kärtchen (Abb. 2) ersichtlich ist, bildete die deutsche Front am Neujahrstage 1917 einen ziemlich eng gezogenen Halbkreis um Riga und Dünamünde mit dem Zweck, die Russen in einer beengten Defensivstellung festzuhalten, aus der sie sich nicht leicht zu einer großen Offensive entwickeln könnten. Die Gegend, die hier zum Kampfgelände werden sollte, kennzeichnet sich durch zahlreiche idyllische, größere und kleinere Seen, die meist von bewaldeten Inseln und Inselchen durchsetzt sind. Nur ärmliche Siedlungen bescheidenster Art sind in diese weitgedehnten Wald- und Sumpfflächen eingestreut, dazwischen ab und zu ein besser gebauter Gutshof oder das freundliche Sommerheim einer wohlhabenden Rigaer oder Petersburger Familie. Stärker häufen sich die Ortschaften an den ausgedehnten, welligen oder in steile Kuppen zerklüfteten und teilweise mit krüppeligem Kiefernwald bestandenen Dünenzügen an, die als „Bergmannsdüne" und „Lange Düne" östlich der Aa sich hinziehen und den Tirulsumpf nach Westen und Norden abriegeln. Gepflegter Hochwald ist selten, aber das urwüchsige Gemisch von niedrigen Tannen und Kiefern mit leuchtenden Birken gibt doch Bilder von eigenartigem Reiz, zwischen denen immer wieder Sumpf und See hervorstechen. Jetzt im Winter waren die Wasser zu Eis erstarrt und das Land lag unter Schnee vergraben, den die grausam einherbrausenden Stürme teils bis auf eine dünne Schicht hinweggefegt, teils zu gewaltigen Mauern und Wehen aufgetürmt hatten. Nördlich und nordöstlich der kurischen Hauptstadt dehnt sich der große Mitauer Kronforst aus, den besten Schutz für Riga und Dünamünde von der Landseite aus bilden aber die vielgezackten, tiefmorastigen Tirulsümpfe, deren Geheimnisse nur den leidenschaftlichsten Jägern der benachbarten Städte bekannt sind. Ihre Tücke hatten auch die deutschen Truppen schon erfahren, als sie hier im Oktober und November 1915 weiter vordringen wollten, aber bis an

die Brust im Sumpf und Morast stecken blieben und deshalb schleunigst zurückgerufen werden mußten. Auch im Winter ist diesen Sümpfen nicht zu trauen. Das mußten mehrere russische Kompagnien erfahren, die im Januar 1916 bei Olai vorzustoßen versuchten, aber durch die dünne Eisdecke einbrachen und elend im eiskalten Schlamm versanken. Nur selten und in sehr strengen Wintern friert der etwa 200 km² große Tirulsumpf völlig zu und bietet eine tragfähige Decke. Jetzt war es der Fall, und somit schien die Natur selbst hilfsbereit dem gewagten Unternehmen Dimitriews in die Hände zu arbeiten, und dieser zögerte nicht, die günstige Gelegenheit zu nutzen, denn er glühte vor Kampflust und lechzte danach, die Schmach von Gorlice wett zu machen. Seine Truppen hatten schon im Herbst zur Verbesserung der Wege manch schönes Waldstück als Knüppeldamm im Schlamm verschwinden lassen, und so war es ihm jetzt möglich, schwere Artillerie heranzuziehen und unbemerkt im Waldgelände anzuhäufen.

Gleich nach Neujahr ließ der russische Feldherr zahlreiche Jagdkommandos, Streif- und Erkundungsabteilungen vorfühlen, aber sie stießen überall auf die nimmermüde Wachsamkeit der dünnen deutschen Postenketten, die sich trotz aller Unbilden der winterlichen Witterung für alle Fälle bereit hielten. Waren doch sogar die Batterien nicht nur vortrefflich gegen Sicht und Schuß eingebuddelt, sondern auch jede einzelne durch Drahtverhaue und Schützengräben für die Nahverteidigung eingerichtet, damit im Notfalle die Bedienungsmannschaft mit Gewehr und Handgranate sich des Gegners erwehren könne. Zur Verschleierung des Hauptangriffs waren russischerseits noch Scheinangriffe am Ostseestrande und bei Smorgon vorgesehen; sie wurden aber nur matt oder ungeschickt durchgeführt, deshalb ihrem Wesen nach bald erkannt und leicht abgewiesen. Für den Hauptangriff selbst, der sich unmittelbar gegen Mitau zu richten hatte, stellte Dimitriew ein besonders tüchtiges, in vielen Kämpfen erprobtes und jetzt frisch aufgefülltes sibirisches Korps bereit, ferner ein aus lettischen Freiwilligenregimentern zusammengesetztes Korps, bei dem blinder Deutschenhaß und finsterer Fanatismus die mangelnde Schulung ersetzen mußten. Mitten in diese Vorbereitungen hinein fiel aber als äußerst störend ein schneidiger Vorstoß oldenburgischer Bataillone, die über das Eis der Düna gingen und den Russen die Insel Glandon (nordwestlich von Dünaburg) entrissen. Sie mußten von da erst wieder vertrieben werden, ehe der Hauptstoß sich frei entfalten durfte. Dieser richtete sich unmittelbar gegen Mitau, denn Dimitriew wollte dem Zaren die kurische Hauptstadt als Weihnachtsgeschenk darbringen; auch mochte er wohl damit rechnen, daß die Deutschen gerade zur Zeit der russischen Feiertage am wenigsten eines Angriffs gewärtig sein würden.

In der Nacht vom 4. zum 5. Januar 1917 brach das Unwetter los, die gesamte russische Artillerie eröffnete überraschend ein wütendes Trommelfeuer, das den deutschen Gräben und Unterständen bös genug mitspielte. Noch vor dem Anbruch des späten Wintertages stürmte auch russisches Fußvolk über den fest gefrorenen Tirulsumpf vor, teilweise in Schneehemden gehüllt und dadurch im Morgennebel und Schneegestöber fast unsichtbar. Aber Hannoveraner, Pommern und Hamburger hielten trotz der Ungunst der Verhältnisse scharfe Wacht auf dem alten deutschen Ordensboden und vereitelten in zäher, hingebungsvoller Verteidigung das vom Feinde mit Sicherheit erwartete Überrennen der deutschen Linien. Dadurch wurde ein Hauptfaktor in der Berechnung Dimitriews von vornherein ausgeschaltet. So begann bei grimmigster Winterkälte und schneidend scharfen Ostwinden inmitten von Schnee und Eis die furchtbare Januarschlacht an der Aa, über deren taktischen Verlauf wir durch die eingehenden Mitteilungen der Kriegsberichterstatter Wertheimer, Brandt, Herold und Riggenbach verhältnismäßig gut unterrichtet sind. Der russische Hauptangriff, zu dem die genannten beiden Korps verwendet wurden, beschränkte sich auf die Gegend zwischen Wisman und Olai (vgl. das Kärtchen S. 79), und an drei Stellen gelang hier der feindlichen Übermacht zunächst der Einbruch, nachdem sie glücklich über den Tirulsumpf herübergekommen war, freilich, ohne sich dabei um die kläglich Versinkenden zu kümmern: bei Buobai sowie südöstlich und nordwestlich von Mangal. Aber das bei Buobai fechtende deutsche Reserveregiment hielt wacker stand und schleuderte, nachdem es einige Verstärkungen erhalten hatte, die Russen durch kraftvollen Gegenstoß wieder in den Sumpf zurück, wobei der Reichstagsabgeordnete v. Meding den Heldentod fand. Damit war auch die Hoffnung der Russen, durch weiteres Vordringen über Buobai hinaus die wichtige Straße und Bahnlinie Riga—Mitau zu gewinnen, von vornherein vereitelt. Kritischer sah eine Zeitlang die Lage bei Mangal aus. Es wurde hier bei dichtem Schneegestöber Tag und Nacht mit äußerster Erbitterung gerungen, wobei das Bajonett und die Handgranate zu ihrem Rechte kamen

und das Sperrfeuer der beiderseitigen Artillerie die Kämpfer in einen feurigen Ring einengte. Die wilden Letten gaben keinen Pardon und ließen sich die scheußlichsten Grausamkeiten gegen wehrlose Verwundete zuschulden kommen, wodurch wiederum die Erbitterung der Deutschen bis zur Siedehitze aufgepeitscht wurde. Das in Mangal liegende deutsche Landwehrregiment behauptete heldenmütig seine Stellung und schmetterte alle frontalen Angriffe blutig zurück. Aber im Sumpfwalde rechts und links des Ortes kamen die fortwährend Verstärkungen nachziehenden Russen unter furchtbaren Nahkämpfen doch allmählich vorwärts, überschütteten die unerschütterlichen Verteidiger von Mangal mit Flankenfeuer, schnitten die rückwärtigen Telephondrähte durch und drohten die Besatzung von Mangal durch die Besetzung von Skangal vollends abzuschnüren.

Es wurde für die deutsche Heldenschar höchste Zeit zum Rückzuge, für den teilweise erst mit dem Bajonett Bahn durch die umringenden Feindesmassen gebrochen werden mußte. Aber nun kamen im rechten Augenblick auch deutsche Reserven heran und faßten die Russen in der Waldlichtung von Skangal. Ein mörderisches nächtliches Waldgefecht entbrannte. Das klare Mondlicht überflutete die Waldlichtung und den tief verschneiten Wald selbst mit fast Tageshelle, und so boten die dicht massierten Russen den deutschen Maschinengewehren furchtbar lohnende Ziele. Einige litauische Bataillone wurden hier derart mitgenommen, daß von manchen kaum 50 Mann am Leben blieben. Auch 4 Obersten mußten die Russen auf ihrer Verlustliste buchen. Den ganzen 6. Januar über tobte dieser rasende Kampf weiter, und schließlich sahen sich die Russen auch hier an den Rand des Tirulsumpfes zurückgeschleudert. Beim Rückzuge in der Nacht zum 7. gerieten ihre Massen nochmals in das deutsche Geschütz- und Maschinengewehrfeuer, und was nicht durch Schneehemden gegen Sicht geschützt war, wurde buchstäblich niedergemäht. Damit war auch das zweite Einbruchsloch verstopft. Erschöpft warfen sich die Sieger bei 10° Kälte und eisigem Nordoststurm in den Schnee.

Nur kleine, vorsichtige Feuerchen durften zur notdürftigsten Erwärmung angezündet werden, und erst spät konnte etwas warmes Essen für die durchfrorenen Körper herangeschafft werden. Jämmerlich frierend trat man im Weißgrau des frühen Winterabends von einem Fuß auf den andern, während das Mündungsfeuer der Geschütze gleich unaufhörlichem Wetterleuchten über den dunklen Waldwipfeln zuckte und die Leuchtraketen lichten Schein zwischen die gespenstisch schimmernden Stämme warfen.

Ein etwas nachhaltigerer Erfolg war dem lettischen Ungestüm und der sibirischen Zähigkeit an der dritten Einbruchsstelle nordwestlich von

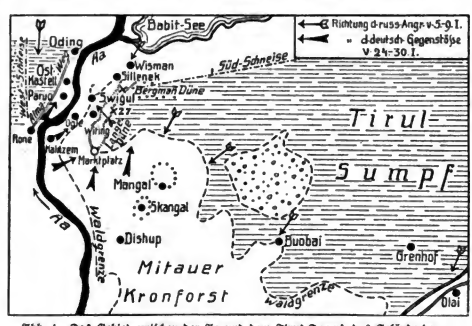


Abb. 4. Das Gebiet zwischen der Aa und dem Tirul-Sumpf, das Gelände der Januarschlacht 1917 an der Aa.

Mangal beschieden. Es gelang hier den Russen, das aufgerissene Loch zu erweitern, sich langsam bis zur Langen Düne heranzuarbeiten und dadurch die deutsche Besatzung der Wisman-Stellung, die bis dahin alle Frontalangriffe kaltblütig abgewiesen hatte, in den Rücken zu kommen. Um nicht eingeschlossen zu werden, mußten die Deutschen am Morgen des 7. Januar von Wisman aus südwestlich gegen die Aa zurückgehen, aber es war der trotzige Rückzug eines verwundeten und gereizten Löwen. Ab und zu machte das heldenmütige Regiment wieder halt und bot dem nachdringenden Gegner die Stirn. Der Russe ließ nunmehr Kavallerie anreiten, um der Sache ein Ende zu machen. Durch Schnellfeuer und Maschinengewehre wurden die vordersten Schwadronen förmlich weggeblasen. Die nächstfolgenden sprangen von den Rossen, ließen diese laufen und griffen tapfer mit dem Karabiner zu Fuß an. Auch sie wurden durch

das sichere Feuer der Deutschen nahezu aufgerieben. Eine lange Reihe von Russen blieb vor der feuerspeienden deutschen Linie liegen, das Gewehr im Anschlag. Aber diese mutigen Männer schossen nicht mehr, sie waren sämtlich — tot. Ungestört konnte nun das tapfere deutsche Regiment über das Eis des Flusses nach dem Westufer der Aa hinübergehen, zumal dort die russischen Vorstöße an der Westschneise und auf dem Almaweg völlig gescheitert waren. Den Russen glückte noch die Wegnahme von Kaluzem, dann aber war ihre Angriffskraft auch auf diesem Frontteile gebrochen. Vergebens versuchten sie während des 8. Januar weiter vorwärts zu kommen; ihre Vorstöße wurden ersichtlich matter, und am 9. mußte das Fußvolk schon nach „altbewährter" Manier durch Kosakenschwärme zum Angriff vorgepeitscht werden, ja das 17. und 18. sibirische Schützenregiment widersetzten sich in offener Meuterei und mußten hinter die Front zurückgenommen werden. Am 10. für wenige Tage einsetzendes Tauwetter, das alle Truppenbewegungen aufs äußerste erschwerte, führte dann ohnehin zu einer längeren Kampfpause. Sie war beiden Teilen willkommen: den völlig ausgepumpten Russen, um sich zu erholen, den Deutschen, um ihre Reserven heranzuziehen und alles zu einem wirkungsvollen Gegenstoß vorzubereiten.

Dieser setzte mit unwiderstehlicher Wucht am 23. Januar in 10 km Breite an der Aa ein und drängte auf beiden Flußufern nordwärts, galt aber in der Hauptsache dem mehrfach erwähnten Dünenzuge, dessen erhöhte Stellungen die ganze Umgegend und namentlich die Ausgänge aus dem Tirulsumpf beherrschten. Die beiden ostpreußischen Divisionen, die diese bis zum Monatsschluß sich hinziehenden Kämpfe zu führen hatten, bestanden zwar aus alten, sieggewohnten und abgehärteten Soldaten, aber ihre Leistungsfähigkeit wurde hier auch auf die denkbar härteste Probe gestellt. Das Wetter war nämlich wieder umgeschlagen und scharfer Frost hatte eingesetzt, der sich bald bis zu 25° steigerte. Dabei gab es weder Gräben noch Unterstände, und die steinhart gefrorene Erde verhinderte jedes Einbauen, so daß man auf wenige, rasch errichtete Blockhütten angewiesen war, während es die Russen in den alten deutschen Unterständen verhältnismäßig gut hatten. Das zerrissene und zerklüftete Dünengelände, dessen Gestaltung und verwilderte Bewaldung stark an die Argonnen erinnerte, erwies sich wie geschaffen zu zäher Verteidigung. Kuppe für Kuppe mußte in schwerem Ringen genommen, Nest für Nest gesäubert werden, und nur langsam und ruckweise vermochte man vorwärts zu kommen. Dazu stand den Ostpreußen in den Sibiriern ein ungemein tapferer und hartnäckiger, in den Letten ein grausamer und heimtückischer Feind gegenüber. Beim Vorgehen versank man bis auf die Koppeln im tiefen Schnee, und so mancher mußte in voller Ausrüstung unter dem feindlichen Feuer über ein Gelände hinweg, das in früherer Zeit jedermann für ungangbar erklärt haben würde. War endlich der Gegner aus seiner Stellung geworfen, so fand man in ihr nichts als ein greuliches Wirrwarr von Balken, Draht, Erde, Schmutz, aufgewühltem Schnee und Toten, und mußte dies angesichts der sofort zu erwartenden Gegenangriffe schleunigst zur Verteidigung herrichten, was unendliche Mühe machte, da alle Gegenstände fest angefroren und die Hände der Sieger vollständig verklammt waren. Kurz hinter der eroberten Stellung türmte sich aber immer und immer wieder eine neue auf. Die Russen hatten überall mit großem Geschick flankierende Maschinengewehre eingebaut und arbeiteten auch viel mit Flügelminen, einer bisher auf der Ostfront noch nicht zur Verwendung gelangten Waffe. Ihr Sperrfeuer, das zum Teil von großen Marinegeschützen genährt wurde, lag schwer im Rücken der stürmenden Ostpreußen und ließ die Straßen in dem winterlich stillen, tief verschneiten Mitau erzittern. Aber für die wackeren, wettergestählten Ostpreußen gab es weder Schrecknisse noch Hindernisse. Langsam zwar, aber unaufhaltsam kamen sie vorwärts. Von geradezu unheimlicher Furchtbarkeit waren die Nacht- und Nahkämpfe in den dichten Wäldern, die vom klaren Sternhimmel, der hellen Mondsichel und der blendenden Schneedecke fast taghell erleuchtet waren, und in denen die flüchtenden Russen bei gutem Büchsenlicht öfters abgeschossen wurden wie die Hasen auf einer Treibjagd. Wenn trotz alledem die Verluste der Angreifer verhältnismäßig gering blieben, so ist dies vor allem wieder einmal dem mustergültigen Zusammenwirken von Artillerie und Infanterie auf deutscher Seite zu verdanken.

Nach nur zweistündiger, aber kräftiger Artillerievorbereitung begann im Morgengrauen des 23. Januar der Sturm und führte zunächst auf dem Ostufer der Aa zur Zurückeroberung von Kaluzem und gleich darauf auch zur Einnahme der von den Soldaten „Marktplatz" getauften Stellung am Südende des Dünenzuges (vgl. Kärtchen auf S. 79). Dann ging es diesen selbst hinauf und entlang. Aber bald mußte man wieder stoppen, da der Angriff auf dem



Phot: Kühlewindt.

Abb. 5. Kolonnen in einem Engpaß im nördlichen Kurland.

linken Aaufer nicht so rasch hatte vorgetragen werden können und deshalb jetzt von dort aus Flankenfeuer in die Reihen der Stürmenden schlug und die schwere russische Artillerie den Wald rodete. Aber der Vorwärtsdrang der ostpreußischen Füsiliere war nicht aufzuhalten. Noch in der Nacht wurde hart an der Aa das festungsartig ausgebaute Dorf Ogle genommen, nachdem Sprengladungen schmale Gassen durch den 6 m breiten Drahtverhau gebahnt hatten. Auch am Westrand der Düne konnte noch ein großes Russennest ausgehoben werden. Der hier befehligende feindliche Offizier wurde von seinen eigenen Leuten niedergeschossen, als er Übergabe oder schleunigen Rückzug weigerte.

Am nächsten Tage kam auch der deutsche Westflügel gut vorwärts, indem er sich zunächst russischer Gegenangriffe zu erwehren hatte, dann aber im Nachstoßen bis zum Ostkastell vordrang. Dadurch bekamen auch die auf und zu beiden Seiten der Langen Düne fechtenden Regimenter wieder Luft und brachten sie in schwerer Blutarbeit fast völlig in ihren Besitz. Es war ein hartes Ringen, denn die Russen waren sehr in der Übermacht, da sie noch eine Besatzungsdivision aus Riga herangezogen und auch die in der ersten Hälfte der Schlacht so grausam mitgenommenen lettischen Regimenter frisch aufgefüllt und sofort von neuem ins Feuer geworfen hatten. In knietiefem Schnee, über teilweise noch offene Sumpfstellen und kaum zugefrorene Granattrichter stürmten die Deutschen vorwärts und bemächtigten sich der vom Feinde zäh verteidigten Stellungen. Nur in einigen Blockhäusern hielten sich die Sibirier bis zum Abend, mußten aber auch hier schließlich unter blutigen Verlusten weichen. In der Kampfeshitze hatte man die Eiseskälte kaum empfunden, aber nun kannte die Truppe, die insgesamt 12 feindliche Grabenlinien genommen hatte, nur noch ein Bedürfnis — Schlaf. Die ostpreußischen Füsiliere erkannten ihre Gefangenen als alte Bekannte, denn demselben sibirischen Schützenregiment hatten sie im Sommer 1915 schon einmal gegenüber gestanden.

Die Tage vom 25. bis 27. Januar wurden durch starke russische Gegenangriffe ausgefüllt, gegen die man die eroberte Stellung durch Schnelldrahthindernisse zu sichern suchte. Der Hauptsturm der Russen brach aus den Tirulsümpfen, also aus östlicher Richtung, gegen die Lange Düne vor, um die Deutschen in der Flanke zu packen. Durch heftiges Artilleriefeuer unterstützt, stürmten sie mit immer neuen Truppenmassen vor, aber ihre Reihen wurden durch das Feuer der zähen Verteidigung niedergemäht, wenn sie auch in sechs Wellen anliefen und diese

Angriffe fünfmal hintereinander wiederholten. Immer wieder füllte der Russe seine Lücken auf, immer neue Reserven trieb er in den sicheren Tod. Wo er eindrang, wurde er in schneidigem Gegenstoß sofort wieder hinausgeworfen. Nicht ein Zollbreit des blutgetränkten Bodens ging verloren. In wilder Flucht stob der Rest der Eingedrungenen durch das Drahthindernis über die Waldblößen und wurde auf der taghellen Schneefläche durch Scharfschützen und Maschinengewehre niedergemäht. Auf sumpfigem Waldboden kam es zu verzweifelten Bajonettkämpfen, aber sie vermochten das Schicksal des Tages nicht zu wenden. Schauerlich gellten die Trompetensignale und Trommelwirbel der verfolgenden Sieger durch die klare Winterluft. Ganze Abteilungen der flüchtenden Russen brachen durch das dünne Sumpfeis in den Morast ein, vermochten sich nicht mehr zu befreien und mußten in dieser schauerlichen Lage das wütende Trommelfeuer der deutschen Artillerie über sich ergehen lassen. Einzelne sibirische Regimenter verloren hier ihre Befehlshaber und neun Zehntel der Mannschaftsbestände. Weiter südlich, wo deutscherseits die Landwehren aus Hannover, Pommern und Hamburg angesetzt waren, versuchten es die Russen am Abend des 26. mit dem bei ihnen sonst wenig beliebten Mittel des Gasangriffs. Eine 5 m hohe Nebelwand kroch träge und drohend heran, und erwies sich als so dicht, daß selbst abgeschossene Leuchtkugeln nicht mehr wahrgenommen werden konnten. Eine zweite, dünnere Wolke folgte, und zugleich überschüttete die russische Artillerie die deutsche Stellung in wenigen Minuten mit mehr als 2000 Gasgranaten. Aber man war auch gegen diesen tückischen Feind gerüstet, und die zur Hand liegenden Gasschutzmittel bewährten sich so vortrefflich, daß überhaupt niemand diesem Gasüberfall zum Opfer fiel und nur wenige leichte Vergiftungserscheinungen vorkamen. Die siegesgewiß vorstoßenden Russen wurden durch wohlgezieltes Salvenfeuer sehr schmerzlich hierüber belehrt.

Am 28. und 29. Januar unterband diesiges Schnee- und Nebelwetter jede größere Gefechtshandlung, aber am 30. trat die kalte Wintersonne wieder mit blendender Klarheit hervor und zugleich steigerte sich der grimmige Frost auf 25°, ja an den folgenden Tagen auf 30° und stellenweise selbst auf 34°. Die tapferen Ostpreußen benutzten das klare Wetter, um dem Feinde nun auch noch seinen Hauptstützpunkt auf der Bergmann-Düne zu entreißen und mit der Entwurzelung dieses Dreh- und Schulterpunktes die ganze russische Stellung aus den Angeln zu heben. Der kühne Versuch gelang, denn die Russen waren moralisch schon zu sehr erschüttert, als daß sie ostpreußischer Stoßkraft noch hätten Widerstand leisten können. Auch die verschanzte Ortschaft Sillenek wurde im ersten Anlauf genommen, und auf dem Ostflügel drangen die Sieger bis zur Südschneise vor, sahen sich hier unter dem Drucke frisch eingetroffener russischer Verstärkungen zwar vorübergehend wieder zum Rückzug gezwungen, klemmten dabei aber ihrerseits noch eine Abteilung Russen ab und führten sie gefangen fort. Unter den Gefangenen befanden sich 2 Oberste, ein dritter fand den Schlachtentod, ein Brigadekommandeur wurde schwer verwundet, und überhaupt waren die russischen Blutverluste unheimlich hoch, während die Gesamtzahl der Gefangenen 4500 betrug, wozu noch über 60 Maschinengewehre und zahlreiches anderes Kriegsgerät kam. Die Russen hatten in Kurland ein gar trauriges und blutiges Weihnachts- und Neujahrsfest gefeiert! Die deutschen Truppen aber, deren Leistungen über jedes Lob erhaben sind, hatten bis auf einen unbedeutenden Grabenteil ihre sämtlichen früheren Stellungen glanzvoll zurückerobert. Die Russen behaupteten sich zwar noch in ihren alten Stellungen im Vorgelände von Riga, allein sie mochten fürchten, bei einer Fortsetzung der deutschen Offensive ins Meer geworfen zu werden und ihren wertvollen Geschützpark einzubüßen, und dem wollten sie durch eine neue Gegenoffensive zuvorkommen.

Indessen blieb es am 31. bei bloßen Ansätzen dazu, denn die in diesem Kriege so grausam mißhandelte Natur selbst rief dem Menschenmorden ein gebieterisches Halt zu. Die Kälte steigerte sich zu einer unerträglichen Höhe und ließ alle Angriffsversuche beider Parteien im Keime erstarren; Eiskellerluft kühlte die heiße Kampfeshölle. Die aufgestiegenen Flieger mußten Notlandungen vornehmen, da ihnen das Öl gefroren war, und ebenso wurde das Benzin in den Kraftwagen rebellisch. Weder bei der Artillerie noch bei den Minenwerfern war mehr ein genaues Schießen möglich. Die erstarrten Hände der Soldaten vermochten kaum mehr das Gewehr zu halten, und wer stehen blieb, war in Gefahr, anzufrieren. Der Schnee knisterte, als ob die ganze Welt mit lauter feinen Glassplittern übersät wäre. Dabei keine warmen Unterstände, nichts als harter Schnee, blankes Eis und ein erbarmungslos blauer Himmel! Das mögen sich einmal die ausmalen, die daheim über ein bißchen Kohlenknappheit jammern! Die braven Truppen hatten bisher das Menschenmögliche ge-



Phot.: Kühlewindt.

Abb. 6. Winterstimmung in Kurland. Talsen, das Eingangstor zur kurländischen Schweiz.

leistet, nun aber waren sie am Ende ihrer Kraft und ihrer Leistungsfähigkeit. Hatten sie doch die letzten Maschinengewehre im Gehen genommen, weil die ausgepumpten Lungen und zitternden Knie zum Laufen und Stürmen nicht mehr ausreichen wollten! So ist die wechselvolle Schlacht an der Aa schließlich buchstäblich — eingefroren.

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

General Sarrail.

Mit 1 Abb.

General Sarrail, der das dornenvolle und undankbare Kommando an der mazedonischen Front unserer Feinde führt und seit Jahr und Tag in Saloniki sitzt, gilt als einer der geistreichsten und bedeutendsten französischen Feldherrn. Er ist 61 Jahre alt und in Carcasson geboren. 1875 trat er in die Militärschule von Saint Cyr ein und 1897 wurde er Bataillonskommandant und Ordonnanzoffizier bei General André. Später leitete er die Militärschule von Saint Maixent und erhielt 1906 als Oberst den Befehl über das 39. Infanterieregiment in Rouen. Ein Jahr darauf wurde er Militärkommandant des Palais Bourbon und Chef der Infanterie beim Kriegsministerium. Diese Stellung behielt er bis 1911, in welchem Jahr er Divisionsgeneral wurde. Bei Ausbruch des Weltkrieges stand er an der Spitze des 8. Armeekorps in Bourges. Die Urteile über seine Leistungen an der Westfront lauten auch bei den Franzosen sehr verschieden, je nach ihrer Parteizugehörigkeit, denn Sarrail ist ein ausgesprochener politischer General. Er gilt als entschiedener Republikaner und warmer Freund der radikalen Partei, weshalb die radikale Senats- und Kammermehrheit auch stets sehr lebhaft für ihn eintrat, wenn er von den anders gesinnten Militärs angegriffen wurde. Angeblich hat Sarrail bei dem französischen Rückzug im August 1914 wertvolle Dienste geleistet und sich auch in den ersten Kämpfen bei Verdun hervorgetan. Dann aber schnitt er als Führer der 3. französischen Armee, an deren Spitze er an Stelle des Generals Ruffey nach der Schlacht von Charleroi getreten war, in den Argonnen gegen unsern Kronprinzen recht schlecht ab. Er wurde deshalb von Joffre ganz unverblümt der Unfähigkeit bezichtigt und seiner Stellung enthoben. Seine Freunde hielten das natürlich für einen politischen Racheakt und waren bemüht, den gekränkten General durch Verleihung eines anderen, höheren und selbständigeren Kommandos zu entschädigen. Dabei ist nicht zu vergessen, daß Sarrail in der französischen Freimaurerei, die sich bekanntlich im Gegensatz zur deutschen auch politisch lebhaft betätigt, eine

hervorragende und führende Rolle spielt. Dem Einfluß seiner zahlreichen Freunde gelang es deshalb auch, ihm ein Kommando bei den Orientarmeen zu erwirken, denn an unserer Westfront konnte man ihn doch nicht wieder unterbringen, da dies eine Brüskierung des damals noch allmächtigen Joffre bedeutet hätte, während die Orientarmeen dem Befehl Joffres nicht unterstanden. Zunächst für Gallipoli bestimmt, kam Sarrail nach Saloniki, nachdem man sich für dieses unglückselige Unternehmen entschieden hatte, obwohl kein Geringerer als Kitchener es als aussichtslos bezeichnete. Gerechterweise wird man zugeben müssen, daß die Stellung Sarrails dort von vornherein eine außerordentlich schwierige war, denn, abgesehen von der ungünstigen strategischen, geographischen und verkehrspolitischen Lage seiner Armee, war diese selbst höchst buntscheckig und aus zum Teil recht minderwertigen Truppen zusammengesetzt. Immerhin hat Sarrail es verstanden, sie nach anfänglichen Mißerfolgen zu einer leidlichen Einheit zu verschmelzen, seine ursprünglich viel zu schmale Operationsbasis zu erweitern und schließlich durch die Zurückeroberung von Monastir auch einen greifbaren Erfolg zu erringen. Weiter ist er dann freilich nicht mehr gekommen, denn gleich hinter Monastir schoben ihm deutsche und bulgarische Divisionen einen unverrückbaren Riegel vor. Da überdies seine rückwärtigen Verbindungslinien über See von den deutschen Unterseebooten immer mehr bedroht wurden, schritt die Entente zur Vergewaltigung des neutralen Griechenlands, wodurch Sarrails Rolle in noch bedenklicherem Licht erscheinen mußte. Persönlich hat er sich bei der Vergewaltigung des unglücklichen griechischen Volkes allerdings als vornehme Natur möglichst im Hintergrunde gehalten und lieber andere diese Henkersarbeit verrichten lassen. K. F.



General Sarrail,
der französische Oberbefehlshaber der Streitkräfte der Alliierten in Griechenland.

Die Mittel des Krieges.

Die Bedeutung der Reiterei im Kriege der Gegenwart.

Von Dr. Kurt Floericke. Mit 2 Abbildungen.

Man wird leicht geneigt sein, der Reiterei, die zwar eine der glänzendsten, aber auch eine der kostspieligsten Waffen ist, heutzutage, im Zeitalter des Stellungskampfes und Maulwurfkrieges die praktische Bedeutung abzusprechen, und wenn in späteren Zeiten einmal im Reichstag Forderungen für die Ausgestaltung der Reiterei geltend gemacht werden, würde es sicherlich nicht an Stimmen fehlen, die diese Truppengattung für etwas Überflüssiges, nicht mehr Zeitgemäßes und längst Überholtes erklären.

Allerdings sind ja die Zeiten, wo große Reitermassen mit dem Durchbruch der feindlichen Stellung die Schlacht entscheiden, wie bei Hohenfriedberg, Borodino und Ligny, wohl endgültig vorüber. Aber trotzdem wäre die obige Anschauung eine durchaus irrige und sie würde sich bitter rächen, wenn man sie grundsätzlich in die Praxis übertragen wollte. Bei langwierigen Stellungskämpfen muß ja wohl auch die Reiterei, soweit sie nicht anderwärts Verwendung finden kann, sich der Pferde entäußern und mit Spaten und Karabiner als Fußvolk Dienst tun. Aber darüber dürfen wir nicht vergessen, daß eine eigentliche Kriegsentscheidung niemals im zermürbenden Stellungskrieg, sondern immer erst nach einem geglückten Durchbruch mit Aufrollung der feindlichen Front fällt, und dabei wird dann einer rastlos vorwärts drängenden, gut geschulten Reiterei nach wie vor immer eine sehr bedeutsame Rolle zufallen. Das haben ja die Ereignisse nach der glorreichen Schlacht von Gorlice mit zwingender Deutlichkeit gelehrt.

Auch für Erkundungszwecke ist die Reiterei trotz aller Flugzeuge und Luftschiffe noch keineswegs überflüssig geworden, denn es wird immer, namentlich im Herbst und Winter, neblige Tage

geben, an denen jede Luftaufklärung vollständig versagen muß und wo der Aufklärungsdienst nur durch intelligente Patrouillenführer der Reiterei erfolgen kann. Die Schlacht bei Limanova z. B. hätte niemals zu einem so glänzenden Ergebnis führen können, wenn nicht vorher die waghalsigen österreichisch-ungarischen Reiter in den dicht bewaldeten Vorbergen der Karpathen bei Sturm und Nebel so vorzüglich aufgeklärt und das Oberkommando über alle Heeresbewegungen der Russen so genau unterrichtet hätten.

Die weitaus größte Bedeutung der Reiterei liegt im neuzeitlichen Kriege aber auf einem ganz andern Gebiet und soll hier wenigstens kurz gestreift werden, da dieser Punkt meines Wissens noch nirgens gewürdigt worden ist. Es handelt sich nämlich um die wirtschaftliche Bedeutung der Reiterei. Jeder Krieg wird ja heutzutage ebensogut auf wirtschaftlichem, wie militärischem Gebiet geführt und es wird in jedem zukünftigen Krieg sehr darauf ankommen, den Gegner wirtschaftlich zu schädigen, sich selbst aber wirtschaftliche Vorteile zu sichern. Deshalb zerstört ein zurückgehendes Heer in weitem Umkreis alle wirtschaftlichen Kraftquellen, Fabriken, Vorräte und dergl., damit sie nicht dem Gegner zugute kommen. Der Verfolger dagegen wird bemüht sein, die Zerstörung dieser wichtigen Objekte zu verhindern und wird deshalb dem weichenden Gegner so dicht als möglich an der Klinge bleiben, um ihm für seine Zerstörungsarbeit keine Zeit zu lassen. Das ist das ureigenste Arbeitsfeld der heutigen Reiterei.

Wir wären so mancher wirtschaftlichen Vorteile verlustig gegangen, wenn unsere braven Reiter in dieser Beziehung nicht jederzeit vollauf ihre Schuldigkeit getan hätten. Es sei nur auf das fabelhaft rasche Vordringen der deutschen Reiterharste bei dem Einmarsch in Kurland erinnert, wo infolgedessen den Russen wenig Zeit für die Zerstörungsarbeit blieb, in der sie Meister sind, und daher ungeheure Vorräte in unsere Hände fielen. Besonders willkommen waren da z. B. die gewaltigen Ledervorräte, die in Schaulen aufgestapelt waren. Daß diese dann wieder verloren gingen, weil sie nicht schleunigst abtransportiert wurden, sondern unsere Bureaukraten so lange an ihnen herumregistrierten und einteilten, bis die Russen wieder zurückkamen, das steht auf einem andern Blatt und ist nicht Schuld der tapferen Reiterei.



Phot.: Bufa.

Abb. 1. Deutsche Husaren-Abteilung auf einem Erkundungsritt in Mazedonien.

Noch stärker tritt ihre wirtschaftliche Bedeutung in dem kurzen, aber glänzenden Feldzug gegen Rumänien hervor, und man braucht hier nur an den großartigen Ritt der beiden berühmten Kavalleriedivisionen v. d. Goltz und v. Schmettow zu erinnern. Daß die Russen, denen eigens zu diesem Zweck engl. Ingenieure beigegeben waren, nicht alle wirtschaftlichen Werte bei ihrem Rückzug zerstören konnten, können wir unserer Reiterei gar nicht hoch genug anrechnen, denn es hat äußerst erfreuliche und wichtige Folgen gehabt. Bekommen wir doch gegenwärtig noch von der vorjährigen Ernte Rumäniens, nachdem endlich genügend Transportmittel frei geworden sind, so viel Getreide herein, daß Deutschland einen ganzen Monat, und zwar gerade den schlimmsten Monat über, zehren kann. Ohne das rasche Vorprallen unserer Reiter wäre die Erbeutung

so großer alter Getreidevorräte aber ganz unmöglich gewesen, sondern alles den Flammen zum Opfer gefallen. Wenn man, wie ich selbst, gesehen hat, wie gründlich z. B. die Zerstörungsarbeit in der großen Zellulosefabrik (9 Millionen Wert, 800 Arbeiter), sowie in der Zementfabrik (7 Millionen Wert, 500 Arbeiter) von Braila innerhalb 24 Stunden unter englischer Leitung ausgeführt wurde, so begreift man, von wie ungeheurer Bedeutung es war, daß unsere Reiterei zeitig genug eintraf, um weitere derartige Verwüstungen zu verhindern.

Auf diese Weise ist z. B. auch die großartige Mühle in Braila, die täglich 200 000 Mann mit Mehl zu versorgen vermag, gerettet worden, zumal man mit ihrer Zerstörung etwas zögerte, weil die Aktien dieses Unternehmens größtenteils dem berüchtigten Bratianu gehören. Die Erhaltung dieser Mühle war ein ungeheurer Vorteil für die in Braila einrückenden Truppen der Armee Mackensen, sowie auch für den ärmeren Teil der Bevölkerung, der sonst bitteren Hunger hätte leiden müssen. Daß auch die Bierbrauerei in Braila durch rasches Vordringen vor der Vernichtung bewahrt wurde, werden unsere Truppen mit besonderem Jubel begrüßt haben, denn sie bekamen dadurch während des ganzen Sommers in diesem heißen Lande ein trinkbares, frisches Bier.

Von ungleich größerer Bedeutung war es aber, daß der Feind die großen Petroleumfelder von Ploesti zwar größtenteils, aber doch nicht völlig zu zerstören und in Brand zu stecken vermochte. Auch hier zwang sie das rasche Anrücken der deutschen Reiter zu beschleunigtem Rückzug, und infolgedessen blieben wenigstens einige Petroleumquellen gebrauchsfähig erhalten und die andern konnten nach und nach wieder in Betrieb gesetzt werden. Nur mit Hilfe dieser Petroleumquellen aber war es möglich, das nötige Betriebsmaterial für unsere Unterseeboote zu gewinnen, die anscheinend zur ausschlaggebenden Rolle bei dem zähen Kampfe gegen England, unsern hartnäckigsten und gefährlichsten Feind, berufen sind. Erst seitdem die Betriebsstoff-Frage gelöst war, konnte der verschärfte Tauchbootkrieg beginnen.

Man ersieht daraus, wie sich die Wirkung der Reiterei oft auch auf scheinbar ganz entlegenem Gebiet in schwerwiegender Weise geltend macht. Bei solchen Vormärschen kommt auch heutzutage immer noch der frischfröhliche Reitergeist zu seinem Recht, und unsere schneidigen Kürassiere, Ulanen, Dragoner und Husaren haben auf rumänischem Boden manche prachtvolle Attacke geritten, die an die besten Zeiten der Reiterwaffe gemahnt und uns lehrt, daß für Säbel und Lanze auch im heutigen Krieg noch Platz ist. Erinnert sei hier nur an die Heldentat einer Eskadron der Pasewalker Kürassiere unter Rittmeister Alfred von Borke, der mit seiner Handvoll Reiter bei Ciolanesti über 1200 Rumänen gefangennahm und eine reiche Beute an Geschützen und anderem Kriegsmaterial machte. Das war ein Reiterstücklein, bei dem auch dem alten Fritz das Herz im Leibe gelacht hätte, der doch von Hohenfriedberg her wahrlich nicht wenig verwöhnt war.



Phot.: Bufa.

Abb. 2. Reiterpatrouille an der Westfront auf der Wacht.

Die Entwicklung des Infanteriegewehrs.

Schluß. Von Ernst Albert. Mit 6 Abbildungen.

Immer wieder ist festzustellen, daß trotz allem jede der bisher beschriebenen Erfindungen ihre nicht unerheblichen Nachteile besaß, die auszugleichen das eifrige Bemühen der damaligen Gewehrerzeuger bildete. So war es ein wesentlicher Fortschritt, als man in Spanien noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts das sogen. Spanische oder Steinschnappschloß (Abb. 1) erfand. Es ist aufgebaut aus dem alten Schnappschloß, und zwar trug hier der Hahn statt der Lunte einen durch Schrauben festgehaltenen Klemmer, in dem der Stein, der anfangs ein Brocken Schwefelkies, späterhin ein Feuerstein war, festgehalten wurde. Dieser Stein schlug beim Schuß auf eine über der Zündfläche angebrachte Schlagfläche. Die dabei hervorsprühenden Funken brachten dann das auf der Pfanne befindliche Pulver zur Entzündung. Wiewohl

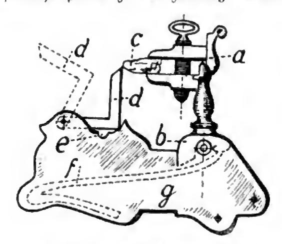


Abb. 1. Das Steinschnappschloß.
a Hahn, b Hahnfuß, c Stein, d Batterie, e Pfanne, f Schlagfeder, g Schloßblech.

das Steinschnappschloß gegenüber dem Radschloß verhältnismäßig einfacher ist und dabei zuverlässiger war, konnte es doch bei dem deutschen Fußvolk nicht zur allgemeinen Einführung kommen.

Ebenfalls im 16. Jahrhundert soll dann durch einen gewissen Wolff Danner der sogen. Stecher oder Doppelabzug erfunden worden sein. Man brachte ihn sowohl an Radschlössern wie an Lunten und Steinschlössern an. Verhältnismäßig rasch entwickelte sich dann aus dem Steinschnappschloß durch unausgesetzte Verbesserungen das Steinschloß, auch Batterie oder Französisches Schloß (Abb. 2) genannt.

Dieses Steinschloß hat sich gleichfalls bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts erhalten und nach und nach alle anderen Schlösser verdrängt. Aber auch das Steinschloß zeigte verschiedentlich unverkennbare Mängel. So wurde das Pulver leicht feucht und die Funken konnten zur Seite getrieben werden. Außerdem wurde das Zünd-

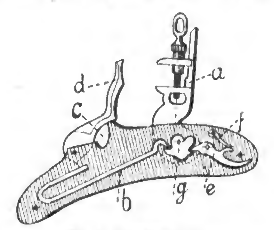


Abb. 2. Das Steinschloß.
a Hahn, b Hahnfeder, c Pfanne, d Batterie, e Abzug, f Abzugfeder, g Nuß.

loch leicht durch den sogen. Pulverschleim verstopft. Man rechnete sogar 1810 noch damit, daß selbst bei günstigster Gelegenheit von 8 Schuß immer einer ein Versager war. Das Geschoß, dessen man sich schon vor dem 30jährigen Krieg bediente, war die sog. Papierpatrone (Abb. 3). Das ist eine Patrone, die in einer Papierhülse die Kugel und das Pulver enthielt. Ihre Einführung beim Fußvolk wird auf Gustav Adolf zurückgeführt, dem die Schützen auch die Patronentaschen zu verdanken haben. Allgemein gebräuchlich wurde diese Geschoßart indes erst mit dem ausgedehnten Gebrauch des Steinschloßgewehres. So beispielsweise eignete es sich Brandenburg im Jahr 1670, Frankreich im Jahr 1690 an. Ein knappes Jahrzehnt später ist dann auch von Gottl. Heitz in Nürnberg das kegelförmige Zündloch konstruiert worden. Das war eine Neuerung, die rein aus der



Abb. 3. Eine Papierpatrone aus der Zeit um 1590.

Praxis hervorgegangen ist und die das früher übliche umständliche Öffnen der Pfanne beim Beschütten aus der Pulverflasche erübrigte. Daß hiebei oft das Pulver naß oder zerstreut werden konnte, liegt auf der Hand. Durch das konische Zündloch wurde beides verhütet. Die trichterförmige Erweiterung des Zündloches auf der Pfanne bewirkte, daß der Zündkanal immer voll

Pulver blieb, was natürlich auch für die Feuergeschwindigkeit von vorteilhaftem Einfluß war.

Mit der allgemeinen Einführung der Papierpatrone war in der Entwicklung der Infanterieschußwaffe eine Stufe erreicht, die einen gewissen Höhepunkt darstellte, zumal bis zu diesem Zeitpunkt auch einige andere zur Waffe gehörige Dinge wie der Ladestock und das Bajonett, von denen noch zu reden sein wird, sich ebenfalls schon ziemlich weit entwickelt hatten. Fortan galten darum auch alle Verbesserungsbestrebungen fast ausschließlich der Erhöhung der Feuergeschwindigkeit. Diese wurde abermals wesentlich gefördert, als an die Stelle des Feuersteins das in England erfundene Zündhütchen trat. Die dadurch gewonnene Perkussionszündung führte zur Konstruktion des Perkussions- oder Krappenschlosses (Abb. 4), dessen Vorteile vor allem in der Unabhängigkeit von Wind und

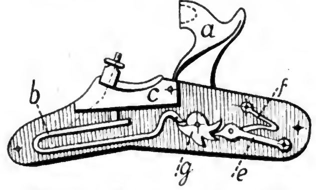


Abb. 4. Das Perkussions- oder Krappenschloß.
a Hahn, b Schlagfeder, c Krappen, e Abzug, f Abzugfeder, g Nuß.

Wetter bestanden. Da gleichzeitig damit eine Verminderung der Versager und eine Einschränkung der Gasentweichungen erzielt worden war, bedeutete dies erneut eine augenfällige Verbesserung auch der Leistungsfähigkeit des Infanteriegewehrs, dessen Vollkommenheit nach damaligen Begriffen allerdings noch sehr unter der geringen Treffähigkeit litt, die es aufwies. Doch auch dieser Mangel ist im Lauf der Zeit noch durch allerlei kleine und größere Neuerungen beseitigt worden.

Es ist schon erwähnt worden, daß man zum Laden der Gewehre einen besonderen Ladestock verwendete. Er war ursprünglich aus Holz und dann aus Eisen hergestellt. Leopold von Dessau hat im Jahr 1730 die eisernen Ladestöcke bei der preußischen Armee eingeführt. Die Ladestöcke jener Zeit waren ebenfalls konisch und hatten am Ende einen flachen Knopf. Man mußte sie beim Laden umwenden und zwar zweimal, erstlich zum Hinabstoßen der Ladung in den Lauf und dann zum An-den-Ort-Bringen der Patronen. Diese doppelte Bewegung konnte in Fortfall kommen bei den allerdings etwas schweren zylindrischen Ladestöcken, die man dann im Jahr 1763 in der hannoverschen und preußischen Armee einführte.

Die Läufe für Steinschloßgewehre wurden aus Schmiedeeisen gefertigt; sie waren meist blank und ihren hinteren Abschluß bildete eine einfache Blockschraube. Die Leistungsfähigkeit und Ausdauer dieser Gewehre waren recht gut. Man rechnete heraus, daß ein Gewehr bis zu 10000 Schuß auszuhalten vermochte; für die damalige Zeit eine recht respektable Leistung. Das preußische Gewehr, das im Jahr 1762 im Gebrauch war, hatte 110 cm Länge; es wog 11 Pfund 25 Lot nach damaligem Gewicht und zeigte ein Kaliber von 20,14 mm. Der Schaft war aus Eichenholz gefertigt, später kam Ahornholz und schließlich Nußbaumholz in Verwendung. Der Kolben war anfangs geradlinig, später erhielt er eine Absenkung. Dies bedeutete eine wesentliche Verbesserung des Anschlags.

Recht einfach war dazumal noch die Visierung. Das Zielkorn, ebenfalls eine Erfindung des 16. Jahrhunderts, bestand aus einem kleinen, die Mitte des Rohres einschneidenden Ansatz am Mündungsende. Später trat dann noch eine muldenförmige Vertiefung auf den sogen. Schwanzschrauben hinzu, die als Visier diente. Die größte Schußweite ging nicht über 1200 m, wobei die Kernschußweite etwa 120 m betrug, die Treffsicherheit aber trotzdem immer noch gering blieb.

Der langsame Gang in der Entwicklung und in der Vervollkommnung der Feuerwaffen hat es mit sich gebracht, daß die Einführung und Verbreitung nur ganz allmählich erfolgte. Aber selbst noch lange nach Einrichtung der stehenden Heere in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts war trotzdem das Luntengewehr die allgemeine Waffe des Fußvolks. Erst mit den Steinschloßgewehren erlangte die Feuerwaffe überhaupt die Alleinherrschaft bei den Fußtruppen sämtlicher Armeen. Und wiederum mußte eine besondere Erfindung dazu den Anstoß geben. Sie bestand im Bajonett, das angeblich in Bajonne ums Jahr 1640 erstmalig auftrat. Die Urform dieses Bajonetts war ein einfacher Dolch, den man in die Mündung des Gewehres steckte und so eine Art Knebelspieß erhielt. Bei dieser Art des Bajonetts war es aber nicht möglich, zu feuern. Dieser Übelstand soll schließlich dazu geführt haben, daß der englische General Mackey

das Düllen-Bajonett erfand, wodurch dann jene Waffe geschaffen wurde, die je nach Umständen sofort als Nah- oder Fernwaffe verwendet werden konnte.

Zunächst beließ man dieses Bajonett dauernd im Gewehr, was jedoch die Waffe im Gewicht bedeutend erhöhte und den Schwerpunkt zu sehr nach vorn verlegte. Aber es hat lange gedauert, ehe man sich von der Unzweckmäßigkeit der dauernden Befestigung des Bajonetts am Gewehr überzeugt hatte. Erst gegen das Ende des 18. Jahrhunderts ging man dazu über, das Seitengewehr auch als Bajonett zu verwenden, resp. beide Waffen in eines zu vereinigen. Doch auch dieser Fortschritt wurde erst nach 1870 völlig eingeführt. Noch im Jahr 1870 war ein Teil der Gewehre mit dem besonderen Düllen-Bajonett versehen.

Die gewaltigsten Fortschritte in der Entwicklung der Infanteriewaffe verzeichnet das 19. Jahrhundert, das man ja überhaupt das Jahrhundert der Technik genannt hat. Auch die Waffentechnik hat hier ihren Anteil, für sie war speziell die Häufung der kriegerischen Ereignisse von besonderer Gunst. Auch dadurch, daß in den verschiedenen Teilen Europas die Truppen die Waffen kreuzten und so sich die einen die Errungenschaften der anderen leicht zu eigen machen konnten. Das, was die Völker im gegenwärtigen Weltkrieg erstreben, die unbedingte Niederringung des Gegners, spornt allein schon dazu an, immer mit dem besten Material zu Felde zu ziehen und unausgesetzt sich darüber zu besinnen, welche Mittel und welche Verbesserungen sich an den vorhandenen Waffen ermöglichen lassen. Hinzu kommt allerdings auch weiterhin, daß die mancherlei Erfindungen auf chemisch-technischem Gebiet dazu zwangen, Ausgleiche herbeizuführen. So bedingte beispielsweise die Vervollkommnung der Treibmittel auch für die Infanteriewaffe die Konstruierung besonderer Formen, die Verstärkung des Laufes der Gewehre und die Umarbeitung in der Patronenzuführung und in den Abfeuervorrichtungen dieser Waffen.

Ein Wesentliches hatte schon die um die 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts erfolgte Erfindung der gewundenen Züge in den Laufwänden der Gewehre bewirkt. Bekanntlich dienen diese Züge dazu, das nach dem Abschuß sich durch den Lauf hindurchzwängende Geschoß in Rotation zu versetzen, die ihm eine beträchtliche Fluggeschwindigkeit verleiht, seinen Drall, wie man technisch es auszudrücken pflegt, gewaltig erhöht. Merkwürdigerweise hat man auch von dieser ungemein wichtigen Erfindung lange Zeit nur für die Scheibenbüchsen Gebrauch gemacht. Beim Gewehr für den Feldgebrauch bildete zu ihrer Anwendung die umständliche Form des Ladens ein Hindernis. Erst das 17. Jahrhundert sah die ersten Kriegsgewehre mit gewundenen Zügen und zwar wurden nur die damals schon vorhandenen Scharfschützen damit versehen. Noch im 18. Jahrhundert befand sich das Gewehr mit gezogenem Lauf sehr wenig im Gebrauch und es erscheint sonderbar, daß sogar Friedrich der Große noch zu den Gegnern dieser Art von Gewehren zählte.

Häufiger schon kamen diese neuartigen Gewehre während der napoleonischen und der Befreiungskriege zur Anwendung, und auch hier ist ihre Anwendung der Zahl nach im Vergleich zu dem infanteristischen Aufgebot eine verschwindend kleine. Ihre Anwendung in großem Maßstab blieb der Mitte des 19. Jahrhunderts vorbehalten, und zwar sollte der Krimkrieg (1853—56) die ersten großartigen Proben auf die Leistungsfähigkeit der gezogenen Schußwaffe liefern. Wie sehr sich die Überlegenheit dabei in den Vordergrund stellte, mag schon daraus ersichtlich sein, daß fernerhin alle Großmächte durchweg gezogene Vorderlader einführten.

Noch ein anderes bewirkte die Anwendung des gezogenen Gewehres. Während man bis zum Krimkriege dem Rundgeschoß (d. h. der Kugel) den Vorzug gab, ging man danach fast allgemein zur Einführung des Langgeschosses über, das sich für den gezogenen Gewehrlauf vorteilhafter erwies. Zudem hatte man herausgefunden, daß die Treffsicherheit des Langgeschosses die des Rundgeschosses doch bei weitem überwog. Außerdem bot das Langgeschoß noch in anderer Hinsicht entschiedene Vorteile. Nicht zuletzt die, daß der einzelne Mann mehr Munition zu fassen vermochte, weil die Langgeschosse im Gewicht auch leichter wie die Rundgeschosse waren. Trotzdem aber behielt man merkwürdigerweise auch jetzt noch längere Zeit das an den heutigen Verhältnissen gemessene unförmige Kaliber von durchschnittlich 18 (genau 17,5—18,5) mm bei. Einer Verringerung des Kalibers trat man erst näher, nachdem man sich überzeugt hatte, daß das große Kaliber einen unverhältnismäßig starken Rückstoß hervorrief, die Geschoßgeschwindigkeit nur gering und die Flugbahn stark gekrümmt war. Diese Eigentümlichkeiten waren übrigens teilweise schon bei dem Rundgeschoß unangenehm in die Erscheinung getreten. Deshalb stand, als man weiterhin gar noch festgestellt hatte, daß das Langgeschoß eine wesentlich

flachere Flugbahn aufwies als das Rundgeschoß und daß diese Flachbahn noch vervollkommnet werden konnte, wenn man das Kaliber entsprechend verringerte, fortan der Einführung eines kleinkalibrigen Gewehrs nichts mehr im Wege. So ging man denn allmählich von 18,5 bis auf 11 mm herunter, die Schweiz sogar bis auf 10,5 mm.

Dann trat abermals eine entscheidende Wendung in der Entwicklung der Gewehre ein, als man nämlich sich entschloß, die bisher ganz vereinzelt aufgetretenen Hinterlader durchweg einzuführen. Das Bestreben, die umständliche Vorderladung zu beseitigen, war schon sehr alt, ja es geht bis fast zum Ursprung der Feuerwaffe zurück, aber man hat jahrhundertelang den Gedanken nicht ernstlich verfolgt und verwertet. Erst im 16. Jahrhundert begannen die Versuche, Hinterlader zu konstruieren. Da sie aber mißlangen, blieb es doch erst dem 19. Jahrhundert vorbehalten, auch hierin Endgültiges hervorzubringen. Dreyse war es, der im Jahre 1840

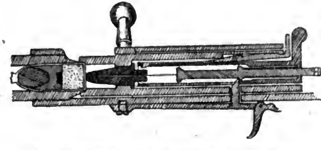


Abb. 5. Zündnadelgewehr nach Dreyse, gespannt.

der preußischen Militärverwaltung den ersten wirklich brauchbaren Hinterlader, das Zündnadelgewehr anbot. Preußischerseits erkannte man sofort den großen Wert dieses neuen Gewehres, und man machte sich durch rasche Einführung diesen Vorteil zunutze und sicherte damit zugleich der preußischen Armee eine taktische Überlegenheit. Durch Kabinettsorder vom 4. Dezember 1840 wurde in Preußen die Herstellung des von Dreyse konstruierten leichten Perkussionsgewehrs, des späteren M 41, angeordnet. Rasche Gebrauchsfähigkeit und große Feuergeschwindigkeit in allen Stellungen des Schützen waren die besonderen Vorzüge des neuen Gewehrs, und schon 1849 konnte es zum erstenmal seine Kriegsbrauchbarkeit erweisen.

Einen weiteren Umschwung brachten dann die Kriege von 1864 und 66, die dazu führten, daß alle Armeen sich mit Hinterladern versahen. Gleichzeitig aber ging man auch dazu über, das Kaliber abermals nicht unwesentlich zu verringern. Hand in Hand damit ging die Vergrößerung der Schußweite. Hatte man bislang noch auch beim Hinterlader der Papierpatrone den Vorzug gegeben, so gewann sich nach 1866 rasch auch die Metallpatrone allgemeine Anerkennung. Man hatte bei der Papierpatrone schon seit längerer Zeit eine sog. Gewehreinheitspatrone im Gebrauch, die in einer Papierumhüllung das Geschoß und die Pulverladung barg. Ein Zündhütchen, das beim Abschuß durch einen Schlagbolzen zur Explosion gebracht wurde, bewirkte die Abfeuerung. Die Metallpatrone ist eine Erfindung amerikanischen Ursprungs. Durch sie ist eigentlich erst der Hinterlader zu seiner Überlegenheit gegenüber allen andern Waffen gekommen. Die Anwendung der Metallpatrone bedingte denn auch eine Verbesserung der Verschlüsse des Hinterladers, und zwar waren es verschiedene Systeme, die dabei Verwendung fanden. Einmal der Scharnier- oder Klappverschluß, dann der Blockverschluß und endlich der Zylinder- oder Kolbenverschluß. Sich über die Einzelheiten und Unterschiede dieser drei Verschlußarten hier eingehend zu verbreiten, fehlt leider der Raum. Es erübrigt sich wohl auch dadurch, daß die beiden erstgenannten Systeme nur sehr kurze Zeit in der preußischen Armee benützt wurden. Im Gebrauche erhalten hat sich dagegen der Kolbenverschluß. Je nach der Abfeuerungsvorrichtung unterschied man hier den Zündnadel- und den Schlagbolzen-Verschluß. Betätigt werden diese Verschlüsse durch den in der Laufachse vor- und rückwärtsbewegten Verschlußkolben. Bei der Vorbewegung wird die Patrone selbsttätig in den Lauf eingeschoben, während bei der Rückwärtsbewegung die leere Hülse sicher wieder herausgeworfen wird.

Rasch nacheinander treten nun allenthalben neue Gewehrsysteme auf, die durch teils kleinere, teils größere Abweichungen oder Verbesserungen voneinander geschieden waren. Jeder Staat begann danach zu streben, seine Infanteriewaffe vor der des Nachbarn überlegen auszugestalten, und die Zahl der auf diese Weise nach und nach in den Jahren 1867—1875 entstandenen Infanteriegewehr-Systeme ist nahezu Legion. Sie wäre gewiß noch größer, wenn nicht immer mehr einige wenige Systeme bald eine vorherrschende Stellung sich errungen hätten und die Staaten nicht zur Sparsamkeit gezwungen gewesen wären, zumal nach 1870 es galt, außer der Infanterie auch andere Waffen neuzeitlich umzugestalten und auszurüsten. Immerhin brachten eine Reihe weiterer Verbesserungen, die in den Jahren 1866—70 und nach dem Kriege 1870/71 an den Gewehren vorge-

nommen wurden, uns schließlich das M 71, das erste Mauser-Gewehr. Zu diesen Verbesserungen sind zu rechnen: die Verkürzung des Laufes, die Anwendung des Stahls anstatt des Eisens sowie die Verbesserung der Schäftung und des Bajonetts, Verminderung des Kalibers und einige andere Kleinigkeiten. Erwähnenswert ist dann auch das Visier, durch das das Mausersche Gewehr eine bedeutende Verbesserung erfuhr. Die Schußweite bei diesen Gewehren betrug schon 1200 m; eine bis dahin noch nie erreichte Entfernung. Ein besonderer Vorteil war es schließlich auch, daß das neue Gewehr durchweg als Selbstspanner ausgebildet war. Das erhöhte die Schnelligkeit im Gebrauch ganz beträchtlich und sicherte dem damit ausgerüsteten Mann eine Überlegenheit, die je länger, je mehr die Bedingung in der weiteren Entwicklung der Schußwaffe bildete.

Man kam sonach auch darauf, daß der Schlagbolzen gegenüber der Zündnadel ein Übergewicht besaß und so entfernte man die letztere schließlich ganz. Das M 71 hat sich ziemlich lange im Gebrauch erhalten. Wir verzeichnen in der deutschen Armee als nächstes das M 88, dessen besonderer Fortschritt in einer abermaligen Verringerung des Kalibers von 11 auf 7,9 mm bestand. Gleichzeitig tauchte mit ihm auch der erste Mehrlader auf, der den lange vorher gehegten Wunsch, eine weitere Steigerung der inzwischen schon ganz respektabel gestiegenen Feuergeschwindigkeit herbeizuführen, erfüllte und bei uns nur in dem M 98 einen verbesserten Nachfolger fand. Beide, das M 88 und das M 98, sind mit einem Kastenmagazin versehen, wobei der Unterschied nur darin besteht, ob es sich um ein Kolbenmagazin oder um ein Schaftmagazin handelt. Die Geschoßform, die Verbesserung des Visiers und eine wesentliche Vereinfachung der Mehrladeeinrichtung sind die feineren Unterschiede dieser beiden Modelle. Nebenbei sei noch bemerkt, daß die Magazine bis zu 15 Patronen aufzunehmen vermögen. Mit dem M 98 sind unsere aktiven Truppen 1914 in den Krieg gezogen. Beim Massenaufgebot aber, das der Mehrfrontenkrieg mit sich brachte, ist es bald nötig geworden, auch die noch vorhandenen Bestände des M 88 wieder in Gebrauch zu nehmen; und so stehen die beiden Gewehre heute noch in der siegreichen Abwehr des Feindes von den heimatlichen Grenzen, wenn auch nicht gesagt werden kann, daß sie hiebei von ausschlaggebender Bedeutung sind. Denn inzwischen haben die in vieltausendfacher Zahl verwendeten Maschinengewehre und andere Kriegsmittel, nicht zuletzt auch die Eigenartigkeit des Grabenkrieges mit seinen besonderen Kampfmitteln und manches andere mehr den modernen Krieg überhaupt in ganz neue Bahnen gelenkt, so daß er mit der Infanteriewaffe wohl schwerlich zum Abschluß gebracht werden kann.

Auch das Infanteriegewehr hat schließlich den veränderten Verhältnissen Rechnung tragen müssen und wir werden nach dem Krieg gewiß hören, daß mancherlei Neuerungen auch an dem Infanteriegewehr inzwischen vorgenommen werden mußten und vorgenommen worden sind. Man weiß heute schon, daß das M 98 ebenso wie das M 88 für die neuzeitliche Form des Krieges einen zu langen Lauf aufweist und daß der kurze Lauf, wie ihn beispielsweise der Karabiner besitzt, sich im Grabenkrieg praktischer erwiesen hat, als der dieser beiden Modelle.

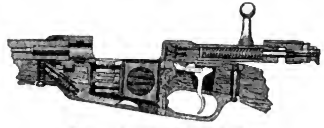


Abb. 6. Deutsches Gewehr M 88.

Eine Beschreibung der Infanteriebewaffnung zu Beginn und während des Krieges, auch über die Infanteriegewehre unserer Gegner und unserer Verbündeten muß einem besonderen Aufsatz vorbehalten bleiben. Das in den vorliegenden Ausführungen entrollte Bild wird aber sicher dazu beigetragen haben, vielen Lesern einen interessanten Einblick in die Entwicklung der hauptsächlichsten Waffe unserer Fußtruppen zu geben.

Das Flugzeug-Mutterschiff.

Von Hans Schipper. Mit 2 Abbildungen.

Zu den neuen Errungenschaften dieses Krieges gehört auch das Flugzeugmutterschiff.

Es ist noch nicht lange her, daß in englischen und türkischen Berichten über die Dardanellenkämpfe die Bezeichnung „Flugzeugmutterschiff" auftauchte. Seit einiger Zeit haben auch wir Deutschen in Berichten des Chefs des Admiralstabs der Marine diese neue Bezeichnung für eine moderne Schiffsart angewandt. Da viele Leser über deren Zweck und Verwendung nicht genau oder gar

nicht unterrichtet sind, sollen hier einige aufklärende Darlegungen gegeben werden.

Falls nicht eigens für die Verwendung als Flugzeugmutterschiffe hergestellte Schiffe vorhanden waren, wurden fast durchweg geeignete größere Handelsdampfer umgebaut. Auf dem obersten Deck, etwa in der Mitte, steht der Flugzeugschuppen. Von diesem läuft bis zum Bug des Schiffes eine Bahn, von wo aus die Wasserflugzeuge, falls bewegte See ist, abgleiten können. Außerdem befinden sich an den Seiten große Krane, die ein Aussetzen der Flugzeuge bei ruhiger See ermöglichen, so daß sie dann vom Wasser aufsteigen können. Durch die Krane findet auch die Wiederaufnahme statt. Die Flugzeugmutterschiffe bezwecken, den nicht für große Meerfahrten geeigneten Flugzeugen den weiten Weg zu ersparen. Sie ermöglichen eine bessere Bereitschaft, eine leichtere Instruktion der Flieger über die Lage und eine raschere Verwertung der eingehenden Meldungen. Kurz gesagt: die Flotten führen vermöge dieser Neuerung ihre Flieger bei sich, ähnlich wie beim Landheer, und brauchen sie nicht erst funkentelegraphisch vom Flugplatz auf dem Festlande heranzurufen. Vielmehr führt das Flugzeugmutterschiff die Flugzeuge und sämtliche Geräte, Ersatzteile und Betriebsstoffe mit sich, die zum Instandhalten und zum Ausbessern der Flugzeuge nötig sind. Wenn also ein Flugzeug beschädigt wird, kann es gleich an Bord wieder verwendungsfähig gemacht werden. Es versteht sich von selbst, daß genügendes, gut geschultes Personal vorhanden ist.

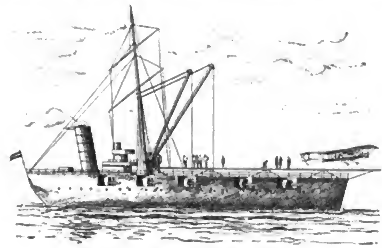


Abb. 1. Ein Flugzeug-Mutterschiff.

Den Vorteilen stehen aber nicht geringe Nachteile gegenüber. Wenn die Flotte im Gefecht ist, muß immer dafür gesorgt werden, daß das Flugzeugmutterschiff sich außerhalb des Feuerbereichs befindet, da das Schiff sich gegen die Angriffe feindlicher Kriegsschiffe nicht oder nur schwach zu wehren vermag. Es führt als Armierung nur mehrere Luftabwehrgeschütze sowie einige Geschütze kleinen Kalibers und Maschinengewehre, womit es aber gegen gepanzerte Schiffe nicht viel ausrichten kann. Außerdem muß es sich vor Angriffen feindlicher Flieger schützen, die als Hauptziel Flugzeugmutterschiffe ansehen, deren Gefährlichkeit für sie ohne weiteres auf der Hand liegt. Es hat sich gezeigt, daß es den vom Flugzeugmutterschiff aufsteigenden Fliegern unmöglich ist, hochzukommen, wenn das Mutterschiff einmal vom Gegner erspäht und mit Bomben unter Feuer gehalten werden kann. Ferner scheinen die Flugzeugmutterschiffe einem durch Volltreffer verursachten Brand gute Nahrung zu bieten, namentlich wenn viele Aufbauten und Geräte im Augenblick der Gefahr nicht unter Deck gebracht werden können.

* * *

Wie schon erwähnt, benutzten die Engländer und Franzosen hauptsächlich vor den Dardanellen Flugzeugmutterschiffe. Wir hörten zum erstenmal von ihrer Tätigkeit auf unserer Seite am 12. September 1915, und zwar handelte es sich um einen Angriff unserer Flieger auf russische Torpedo- und Unterseeboote, Flugzeugmutterschiffe und andere Einheiten, sowie gegen die Küstenplätze im Rigaer Meerbusen.

Nachdem die deutschen Seestreitkräfte in genügende Nähe gekommen waren, erfolgte bei gutem Wetter der Anflug der Luftstreitkräfte. Sie sollten nicht allein aufklären, sondern auch nach Möglichkeit dem Feind durch Bombenwürfe Schaden zufügen.

Der Angriff war außerordentlich vom Glück begünstigt. So gelang es gleich einem der ersten Flugzeuge, auf einem vor der Bucht liegenden Flugzeugmutterschiff mit Bomben einen Treffer zu erzielen. Flammen und Rauch kündeten die gute Wirkung an. In ähnlicher Weise gelang es dem Flugzeug, nach Bombenabwurf auf einem Zerstörer Brandwirkung festzustellen. Von einem zweiten Flugzeug wurde auf einem anderen Zerstörer ebenfalls ein Treffer beobachtet. Ein drittes erspähte in der Arensburger Bucht wiederum ein Flugzeugmutterschiff, auf dem zwei Treffer angebracht werden konnten. Das vierte Flugzeug hatte einen Kampf mit zwei, wahrscheinlich rechtzeitig von einem der Mutterschiffe aufgestiegenen, feindlichen Fliegern zu bestehen, der damit endete, daß beide die Flucht ergriffen.. Vor Windau lagen zwei untergetauchte Unterseeboote. Sie wurden von einem fünften Flugzeug aufs Korn genommen. Da es ziemlich niedrig flog, hatte das geübte Fliegerauge die beiden Fahrzeuge in der Meerestiefe leicht gefunden. Zwei Bomben nahmen ihren Weg hinunter und schlugen wie berechnet ein. Der Erfolg konnte jedoch, wie es meist bei untergetauchten Objekten der Fall ist, nicht festgestellt werden. Ein sechstes Flugzeug hatte sich die bekannte russische Werft für Torpedobootsbau in Dünamünde als Angriffsziel ausersehen. Sieben Treffer konnte es auf seine Rechnung buchen. Sechs explodierten in den Werkstätten der Mühlgrabenwerft und scheinen nicht nur große Zerstörungen an Material angerichtet, sondern auch mehrere Militärpersonen, Beamte und Arbeiter getroffen zu haben. Der siebente Treffer barst in der Helligenwerft. Aufwirbelnder dunkler Rauch zeigte die Brandwirkung an. Ein siebentes Flugzeug sichtete aus einer Höhe von etwa 1500 m, 20 Seemeilen nordwestlich Dünamünde, einen russischen Zweimastschoner, der von einem kleinen Schlepper gezogen

wurde. In steilem Gleitfluge ging das Flugzeug zunächst tiefer bis auf eine Höhe von 100 m über dem Meere und umkreiste den Schleppzug, um über dessen Bewaffnung und Mannschaft klar zu werden. Die letztere wollte sich vorerst mit Gewehren zur Wehr setzen, wurde aber durch einige Schüsse aus dem Maschinengewehr des Flugzeugs eines anderen belehrt, so daß sie die Waffen niederlegte. Nun ging das Flugzeug noch tiefer und setzte auf der Wasseroberfläche mit seinen Schwimmkörpern auf. Der Beobachtungsoffizier ging an Bord des Schleppers, während der Führer die Maschine gegen die Wellen steuerte. Hierauf übernahm der Beobachter den Befehl über den Schlepper und fuhr ihn längsseits des geschleppten Schiffes. Letzteres war der russische Schoner „Ila", der mit Kohlen und Eisen beladen und dessen Bestimmungsort Riga war. Nachdem die Mannschaft an Bord des Schleppers gegangen, wurde der Schoner durch Öffnen der Ventile und Sprengung zum Sinken gebracht. Der Schlepper mit der Besatzung beider Schiffe mußte freigegeben werden, da der längere Aufenthalt des Wasserflugzeuges auf den Wogen zu gefährlich wurde. Der Beobachtungsoffizier stieg um, und das Flugzeug flog wieder auf. Es war dies wohl das erstemal, daß ein Wasserflugzeug in dieser Weise zu Werke ging.

Die deutschen Flugzeuge kehrten nach Erfüllung ihrer Aufgaben wohlbehalten und unversehrt an Bord der Flugzeugmutterschiffe zurück. Die günstigen Ergebnisse des Angriffs riefen bei den Russen große Bestürzung hervor. Zur Vergeltung griffen noch am selben Tage mehrere russische Wasserflugzeuge einen kleinen deutschen Kreuzer vor Windau mit acht Bomben an, die jedoch sämtlich ihr Ziel verfehlten. Dagegen wurde von den Abwehrgeschützen ein Flugzeug heruntergeschossen, nach Windau eingebracht und seine Besatzung, zwei russische Offiziere, gefangen genommen. Man kann hieraus schließen, daß unsere Marineflieger den russischen bedeutend überlegen sind.

Auch in der gewaltigsten aller Seeschlachten, die geschlagen wurde, vor dem Skagerrak, wurde von der Mitwirkung eines Flugzeugmutterschiffes berichtet, und zwar auf englischer Seite. Es war dies der Dampfer „Campania" der Cunard-Linie. Dieser verdrängt 12884 Tonnen. Ein Teilnehmer schildert: „Fern am grauen Himmel taucht ein schwarzes Pünktchen auf. Zusehends nähert es sich, wird größer, deutlicher. Ein mächtiger englischer Kampfflieger saust heran. Der gepanzerte Körper blinkt und blitzt.

Jetzt haben ihn die Abwehrgeschütze im Ziele. Wie ein Kranz weißer und schwarzer Punkte legen sich die explodierenden Schrapnells um ihn. Dichter und dichter wird die Garbe, die ihm den Weg verlegt. Jetzt scheint ein Schuß gesessen zu haben. Ein Stutzen geht durch den Körper. Er hat ge-

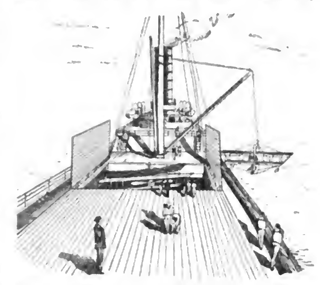


Abb. 2. Deck eines Flugzeug-Mutterschiffes mit geöffneter Luke, durch die die Flugzeuge ins Innere versenkt werden.

nung. Steil steigt er hoch, schlägt einen scharfen Bogen und entschwindet wieder, woher er kam."

Während des weiteren Verlaufes der Schlacht — der Vorfall ereignete sich gleich zu Anfang — erschien auch kein weiterer feindlicher Flieger. Dagegen mußte das Flugzeugmutterschiff den Panzerkreuzer „Warrior", der von den deutschen Schiffen kampfunfähig gemacht worden war, beiseite schleppen. Übrigens nutzte es nicht viel, da das Schiff infolge seiner erlittenen Beschädigungen schon bald darauf sank. —

So kann, wie diese Beispiele zeigen, das Flugzeugmutterschiff im Kriege recht gute Dienste leisten.

Das „Schiff der Wüste" im Weltkrieg.

Von W. Bautzner. Mit 3 Abbildungen

Bei den Kämpfen, die sich in Kleinasien zwischen Türken und Engländern abspielen, nicht minder auch bei denen, die in unseren Kolonien, vorab in Deutsch-Südwestafrika stattfanden, sind auch die Kamele für den Kriegsdienst herangezogen worden. In jenen wüstenreichen Gegenden ist es selbstverständlich, daß das Kamel, das eigentliche und genügsamste Reit- und Lasttier der Wüste, auch für militärische Zwecke ausgiebige Verwendung findet. Im Orient wurde das Kamel ja schon in den ältesten Zeiten als Reittier benützt und die kriegerischen Stämme jener Gegenden haben auch immer schon ganze Kriegszüge auf Kamelen unternommen. Auch Napoleon I. errichtete bekanntlich gelegentlich seines Krieges in Ägypten ein Kamelreiterregiment. Und als die Engländer 1885 gegen den Mahdi zu Felde zogen, besaßen sie ebenfalls schon sogenannte Meharistentruppen (Mehari = das Reitkamel).

Die Türken, deren Reich ja zu einem großen Teil Wüstengebiet umfaßt, haben gleichfalls von jeher Kamelreitertruppen besessen. Deutschland machte von den Kamelen als militärisches Reittier vor dem Kriege nur in Deutsch-Südwestafrika



Abb. 1. Ein deutscher Kamelreiter aus Deutsch-Südwestafrika.

Gebrauch. Kapitänleutnant von Mücke erzählt, daß die türkische Regierung der in Hodeida gelandeten Emdenmannschaft einige Kamele (Reit- und Lasttiere) für ihre Wüstenreise nach Dschidda zur Verfügung gestellt habe. Bekanntlich ist aber dann diese Mannschaft, noch ehe sie Dschidda erreichte, von Beduinen angegriffen worden, die von den Engländern dazu gekauft worden waren. Bei diesen Beduinenangriffen, die sich auf mehrere Tage erstreckten, haben die niedergelegten Kamele den Emdenleuten gute Deckung geboten. So sind heute die Kamelreitertruppen in den Kriegsgebieten mit Wüstenlandschaft nichts Außergewöhnliches mehr, und das Kamel erfüllt im Weltkrieg ebenso seine Doppelaufgabe, als Reit- und Lasttier zu dienen, wie auf anderen Kriegsschauplätzen das Maultier und das Pferd.

Die Verwendung des Kamels in diesen Ländergebieten ist begründet durch die Genügsamkeit und die Ausdauer dieser Tiere, die imstande sind, bei 14—16stündiger Tagesleistung bis zu 140 Kilometern zurückzulegen, eine Strecke, die etwa der dreifachen Leistung eines guten Pferdes entspricht. Unterschieden werden zweierlei Arten von Kamelen. Das eine mit zwei Höckern, auch Trampeltier genannt, und das andere mit einem Höcker, das sogen. Dromedar. Für einen Ritt durch die Wüste und für militärische Reitzwecke eignet sich nur das Dromedar, das einhöckerige Kamel, das auch den Namen Mehari führt. Es überragt seinen zweihöckerigen Verwandten ganz wesentlich an Bedeutung und Leistungsfähigkeit. Seine Schnelligkeit ist so groß, daß die des Pferdes nicht im mindesten an sie heranreicht. Die Ausrüstung eines solchen Mehari ist eine sehr einfache. Der Reitsattel ist ein festes muldenförmiges Gestell, das mit zwei Gurten um den Bauch auf dem Höcker festgeschnallt wird. Ein dritter Gurt wird um den vorderen Hals des Tieres gelegt. Um den Höcker zu schonen, liegt das Sattelgestell auf zwei Kissenpolstern auf jeder Seite. Recht einfach ist auch der Zaum. Er besteht aus einem geflochtenen Strick, der um Kopf und Maul des Tieres geht und beim Anziehen das Maul fest zuzieht. Als Zügel zum Lenken dient weiterhin eine dünne Lederschnur, die in einem durchbohrten Nasenflügel befestigt ist. Da das Kamel ein Paßgänger ist, d. h. es setzt beim Gang im Schritt die beiden Füße einer Körperhälfte gleichzeitig in Bewegung, so wird bei dieser Gangart der Reiter sehr stark hin und her geschaukelt. Deshalb zieht man den Trapp vor, der ein recht angenehmes Reiten ermöglicht. Ganz zu vermeiden



Abb. 2. Eine Gruppe von Militär-Lastkamelen in einer Küstenstadt Kleinasiens, die den Ausgangspunkt für Transporte durch die Wüste bildet.



Phot.: Bufa.

Abb. 3. Türkische Lastkamele an einer Etappenstation des mazedonischen Kriegsschauplatzes.

ist der Galopp, denn bei diesem ist der Reiter sehr in Gefahr, schon bald von seinem hohen Sitz herabgeschleudert zu werden. Im Trapp vermag das Tier viele Stunden lang auszuhalten und große Strecken ununterbrochen zurückzulegen. Notwendig ist nur, daß man ihm während der strengsten Hitze, also in der Mittagszeit, ein paar Stunden Ruhe gönnt. Seine erheblichen Leistungen vermag das Kamel mehrere Tage hintereinander fortzusetzen, ohne dabei sonderlich ermüdet zu werden. Es erweist sich also sehr wertvoll, namentlich auch deshalb, weil es in der Nahrung außerordentlich genügsam ist; ja, eine besonders gute Weide würde ihm nachträglich sein. Dies mag auch der Grund sein, warum das Kamel in den ausgesprochenen Tropengegenden nicht aufkommt. Besonders Laub, Disteln, Gras und Heu sind sein liebstes Futter. Es verschmäht aber auch die von spitzen Stacheln starrenden Mimosen nicht. Auch hinsichtlich des Durstes ist das Kamel sehr leistungsfähig. Es genügt, wenn es alle 3—4 Tage getränkt wird. Durch diese Genügsamkeit und die Schnelligkeit seiner Fortbewegung ist das Dromedar für Reisen in den dürren Wüstengegenden, wie für militärische Unternehmungen (Erkundungen und rasche Vorstöße) ein nicht genug zu schätzendes Tier. Daß es sich auch im Krieg über Erwarten bewährt hat, wird bewiesen durch die Vermehrung, die die Kamelreitertruppen sowohl auf der Seite der Türken wie der Engländer erfahren haben.

Wie als Reittier findet das Kamel, und zwar seine beide Arten, auch als Lasttier ausgiebige Verwendung im Kriege. Zwar zieht man auch hier das einhöckerige Dromedar dem Trampeltier vor, namentlich, wenn es sich um erhöhte Ausdauer, größere Leistungsfähigkeit, weitere und beschwerlichere Wegstrecken und dringlichere Transporte handelt.

Als Lasttier vermag das Kamel 3—5 Zentner zu tragen und mit dieser Last täglich 40 bis 50 Kilometer zu durchlaufen.

Nicht nur werden auf dem Rücken der Kamele Verpflegungs- und Verbandmittel, Munition und Proviant befördert, sogar Maschinengewehre, leichte Geschütze und was der transportablen Kriegsmaterialien und Hilfsmittel mehr sind, selbst Radiostationen nicht ausgeschlossen, trägt das „Schiff der Wüste" in die entlegensten Teile der asiatischen Front des Weltkriegs. Daß es aber auch in Europa im Kriegsdienst steht, zeigt eines der beigegebenen Bilder vom mazedonischen Kriegsschauplatz.

So ist das genügsame Haustier der Beduinen auch zu einem äußerst wertvollen Kriegsmittel geworden, dem seine Eigenart trotz aller Nüchternheit doch einen schimmernden Rest von Romantik bewahrt.

Vermischtes.

Die englischen Küsten. In der Kriegszeit haben die Küsten Großbritanniens für uns naturgemäß ein höheres Interesse gewonnen. Kein anderes Land hat im Vergleich zu der Größe seines Gebiets so ausgedehnte Küsten. Nach amtlicher Berechnung umfassen diese 9392 englische Meilen oder 15 111 Kilometer, und zwar entfallen davon 3860 auf England, 7230 auf Schottland, und 4031 auf Irland. Die Natur der Küsten ist außerordentlich verschieden: Bald sind es steil abfallende Felsen und Riffe, bald Stein- und Sandbänke, bald Dünen mit schönem Sandstrand. Für die Schiffahrt sind zahlreiche Leuchttürme errichtet worden. An der schottischen Küste ist die Schiffahrt



Abb. 1. An der Westfront: Zerschossener französischer Landkreuzer im Kampfgelände bei Z . . . .

am geringsten; immerhin findet sich dort im Durchschnitt auf 54 Kilometer ein Leuchtturm. In Irland, das auf dem nächsten Wege nach Nordamerika liegt, ist schon auf je 42 Kilometer ein Leuchtturm errichtet. An der englischen Küste befinden sich dagegen 2 Leuchttürme auf je 32 Kilometer. Hiernach hätte Großbritannien nicht weniger als 487 Leuchttürme aufzuweisen; in Wirklichkeit sind davon aber nur 256 erster Ordnung, während die übrigen kleinere Signale darstellen. Wieviele von den Leuchttürmen in der Kriegszeit brennen, verrät indes die amtliche Statistik nicht.

Die französischen „Tanks", auch Landkreuzer, Schützengraben-Raupen usw. genannt, sind eine Nachfolge der englischen. Von jenen unterscheiden sie sich einigermaßen in der äußeren Form und im Antrieb. Gleich ist dagegen bei beiden Systemen die Zweckbestimmung: das Niederkämpfen der deutschen Verteidiger in den vordersten Linien, wodurch den nachstürmenden feindlichen Sturmkolonnen der Weg geebnet werden soll. Wie die Engländer, so haben auch die Franzosen auf diese neuartigen Kriegsmaschinen die allergrößten Hoffnungen gesetzt. Aber, obgleich sie gelegentlich der Frühjahrsoffensive 1917 Dutzende dieser Vehikel eingesetzt haben, um den ersehnten Durchbruch zu erzwingen, erreichten sie doch nicht einmal taktisch etwas damit, geschweige denn strategisch. Dafür aber waren die schwerfällig über die Unebenheiten des Geländes dahingleitenden Tanks nur zu oft ein dankbares Ziel für unsere Artillerie. Gar manchen dieser gut gepanzerten und bestückten Wagen ereilte sein Schicksal — ein seine weitere Tätigkeit rasch beendeter Volltreffer aus deutschem Rohr —, noch ehe er selber recht zum Schuß gekommen war. Wie hilflos aber ein solcher Tank liegen bleibt, wenn er getroffen wurde, das zeigt das obige Bild. — Recht interessant sind die beiden kleinen Bilder darunter, die eines der Tankgeschütze von vorn und von rückwärts zeigen. Der besondere Schutzpanzer und der innere Mechanismus lassen sich auf dem letzteren recht gut erkennen. Alle drei Bilder wurden von einem Kriegsteilnehmer an Ort und Stelle aufgenommen.



Abb. 2. Ein Tankgeschütz von innen gesehen, das durch Treffer unbrauchbar wurde.



Abb. 3. Dasselbe Tankgeschütz von außen gesehen mit dem besonderen Schutzpanzer.

Nicht die Heldentaten einzelner, sondern die göttliche Kraft des ganzen Volkes verbürgt trotz aller Wechselfälle den endgültigen Sieg.
Herm. v. Köveß.

Chronik des Krieges

vom 23. Juni bis 14. Juli 1917.

23. Juni. An der flandrischen Front Artilleriefeuer. Am Damenweg werden französische Stellungen in $1\frac{1}{2}$ Kilometer Breite und 500 Meter Tiefe gestürmt und dabei 300 Franzosen gefangen. — In der Woche vom 17. bis 23. Juni wurden 26 Flugzeuge und 4 Fesselballone abgeschossen. — Über 61000 Tonnen versenkt.

24. Juni. Starke Artillerietätigkeit von der Aisne bis zur Maas. Die Franzosen aus dem Gelände östlich des Cornilettberges durch deutsches Wirkungsfeuer vertrieben. — Englische Erkundungsvorstöße nördlich von Warneton und südlich der Scarpe abgewiesen.

25. Juni. Gesteigerter Feuerkampf in Flandern. Englische Angriffe nördlich des Souchez-Baches und östlich der Straße Lens—Arras scheitern. Französische Angriffe werden unter hohen Verlusten bei Vauxaillon abgewiesen. — Acht Flugzeuge und drei Fesselballone abgeschossen. — Heftiges Artilleriefeuer an einigen Stellen der Ostfront. — Über 18500 Tonnen versenkt.

26. Juni. Lebhaftes Artilleriefeuer an der flandrischen Front. Starke französische Angriffe nordwestlich Vauxaillon unter schweren Verlusten fast völlig gescheitert. Erfolgreicher deutscher Vorstoß nördlich Tahure. — Rittmeister von Richthofens 56., Leutnant Allmenröders 30. Luftsieg. — An einzelnen Stellen der Ostfront anhaltend rege Gefechtstätigkeit. — 52580 Tonnen versenkt.

27. Juni. Starke englische Angriffe im Bogen von Lens werden unter schweren Verlusten abgeschlagen. Feindliche Vorstöße bei Fontaines sowie Erkundungsvorstöße an der Arrasfront scheitern. — Leuchtturm und Funkenstation auf der Schlangeninsel zerstört. — Erfolgreiches Gefecht mit russischen Kriegsschiffen. — Große Beute eines deutschen U-Bootes: 40500 Brutto-Registertonnen.

28. Juni. Dünkirchen wird von schweren deutschen Fernfeuerbatterien mit gutem Erfolg beschossen. Zunehmende Feuertätigkeit in Flandern und im Artois. Artilleriekämpfe an der Aisne und in der Westchampagne. — Rege Feuertätigkeit an der ostgalizischen Front. — Bei der Wiedereroberung des Monte Ortigara durch die Österreicher und Ungarn werden 62 Maschinengewehre, 2 Minenwerfer und 2000 Gewehre erbeutet. — Englische Flieger werfen Bomben auf den Ölberg bei Jerusalem. — 21700 Tonnen versenkt.

29. Juni. Erfolgreicher deutscher Angriff bei Verdun. Französische Stellungen am Westhang der Höhe 304 beiderseits der Straße Malancourt-Esnes werden in 2000 Meter Breite und 500 Meter Tiefe genommen. — Wirkungsvoller Einbruch in französische Stellungen im Walde von Avocourt. — Heftige Kämpfe an dem La Bassée-Kanal und der Scarpe, bei Hulluch, Avion und Oppy. — 24500 Tonnen versenkt.

30. Juni. Erweiterung des Geländegewinns bei Verdun; am Osthang der Höhe 304 und bei Béthincourt—Esnes werden feindliche Gräben genommen, ebenso südöstlich von Corbény und südlich Bovelle. — Beginn russischer Angriffe in Ostgalizien. — Griechenland bricht die Beziehungen zu den Mittelmächten ab.

1. Juli. Englische Vorstöße bei Lens und französische Gegenangriffe am Chemin des Dames werden verlustreich abgewiesen. Sonst an der Westfront nur Erkundungsgefechte. — Schwere Kämpfe gegen die Russen zwischen der oberen Strypa und dem Ostufer der Narajowka. Dabei geht das Dorf Konjuchy verloren; im übrigen wird der russische Massenstoß aufgefangen, wobei der Feind ungeheure Verluste erleidet. Ebenso scheitert ein russischer Angriff nördlich der Bahnlinie Kowel—Luck. Längs des Stochod und des Dnjestr entwickelt sich lebhafte Feuertätigkeit. — Im nördlichen Eismeer und in den Sperrgebieten um England werden 24200 Registertonnen durch deutsche Tauchboote versenkt.

2. Juli. Die Franzosen erneuern ihre vergeblichen Gegenangriffe auf der Hochfläche von La Bovelle, am linken Maasufer und im Walde von Avocourt. — Russischen Massenangriffen gelingt es, die Einbruchsstelle des Vortags nordwärts etwas zu erweitern; bei Konjuchy selbst brechen starke russische Anstürme verlustreich zusammen, und auch an den übrigen Brennpunkten des Kampfes wird der russischen Offensive Halt geboten. — Einnahme italienischer Vorstellungen bei Costanievica. — Den deutschen Tauchbooten fallen in der Nordsee 26700 Registertonnen zum Opfer. — Revolution in China zur Wiedereinsetzung des Kaisertums.

3. Juli. Neue französische Angriffe am Chemin des Dames werden durch erfolgreichen deut-

schen Gegenstoß beantwortet. — In Ostgalizien vermögen die Russen ihre Angriffe nur bei Brzeczany zu wiederholen, wo sie blutig abgewiesen werden. — Erfolgreiche Tätigkeit deutscher Tauchboote im Atlantik.

4. Juli. Ein deutsches Fliegergeschwader bombardiert die englischen Befestigungen und Anlagen bei Harwich. — Die Franzosen stoßen am Chemin des Dames 15mal vor, ohne das geringste Ergebnis zu erreichen. — Kampfpause in Ostgalizien. — Deutsche Tauchboote vernichten an der Küste von Tunis ein französisches Unterseeboot, beschießen Ponta Delgada und greifen amerikanische Truppentransporte an; ein englischer Zerstörer läuft in der Nordsee auf eine Mine.

5. Juli. Erfolgreiche deutsche Flugzeugangriffe hinter der englisch-französischen Front. — Starker Artilleriekampf zwischen Zborow und Brzeczany. Rumänische Angriffsversuche im Casinutal werden im Keime erstickt. — Deutsche Tauchboote haben in der Nordsee und im Atlantik abermals 53600 Registertonnen vernichtet.

6. Juli. Gänzliches Scheitern französischer Vorstöße in der Champagne. — Das Wiederaufleben der ostgalizischen Schlacht führt zu äußerst blutigen Niederlagen der Russen bei Zborow, Brzeczany, Konjuchy und Stanislau. Auch in den Karpathen zunehmende Gefechtstätigkeit. — Deutsche Tauchboote versenken im Atlantik wiederum 23000 und im Mittelmeer 50000 Registertonnen, darunter einen englischen Truppentransportdampfer; ebenda fällt ein englischer Minenleger selbst einer Mine zum Opfer.

7. Juli. Großer deutscher Fliegerangriff auf London. Dagegen haben feindliche Fliegerunternehmungen gegen das westfälische Industriegebiet, Mannheim-Ludwigshafen und die Gegend von Trier keinen militärischen Erfolg. — Starke französische Angriffe östlich Cerny und an der Höhe „Toter Mann“ brechen verlustreich zusammen. — Die Russen sehen sich durch ihre schweren Verluste in Ostgalizien zu einer Kampfpause gezwungen; nur bei Stanislau wird gefochten. — Wiederabdankung des chinesischen Kaisers.

8. Juli. Erfolgreicher deutscher Vorstoß am Chemin des Dames, wo die französische Vorstellung in 3½ km Breite genommen und gegen alle Gegenangriffe gehalten wird; 830 Gefangene. — Russische Massenangriffe drücken die österr.-ungar. Stellung bei Stanislau zurück, werden aber dann durch Eingreifen deutscher Reserven zum Stehen gebracht. — Ein italienischer Vorstoß bei Vodice wird abgewiesen. — Im Juni sind durch kriegerische Maßnahmen der Mittelmächte über 1 Million Registertonnen an Handelsschiffsraum versenkt worden.

9. Juli. Lebhafter Artilleriekampf in Flandern. Ein englischer Vorstoß bei Hollebeke sowie französische Teilangriffe am Chemin des Dames werden abgeschlagen. — In den Luftkämpfen des Juni verloren die Deutschen 58 Flugzeuge und 3 Fesselballone, die Gegner 220 Flugzeuge und 33 Fesselballone. — Erhöhte Gefechtstätigkeit an der kurländischen Front. Die Kämpfe bei Stanislau endigen mit der Zurücknahme der Truppen der Mittelmächte hinter den Unterlauf des Lukovica-Baches. — Ein deutsches Tauchboot versenkt im Atlantik wiederum 31500 Registertonnen, darunter einen englischen Hilfskreuzer.

10. Juli. Deutsche Marinetruppen erstürmen die englischen Linien zwischen der Küste und Lombartzyde und werfen den Feind mit einem Verlust von 1250 Gefangenen über die Yser. — Die Russen besetzen Halicz. — Glückliches Vorpostengefecht der Bulgaren gegen die Engländer am Doiransee. — Aus der Nordsee wird die Versenkung von 24500 Tonnen Schiffsraum gemeldet. — Erfolgreicher deutscher Fliegerangriff auf die Insel Ösel.

11. Juli. Deutsche Stoßtrupps erstürmen eine Reihe englischer Gräben bei Monchy. — Lebhafte Feuertätigkeit an der ganzen Ostfront. Die Russen erreichen bei Kalucz das Westufer der Lomnica. — Glückliches Vorpostengefecht gegen die Italiener auf dem kleinen Colbricon., Ein österr.-ungar. Fliegergeschwader bombardiert Cividale. — Englischer Fliegerangriff auf Stambul und die dort verankerten türkisch-deutschen Kriegsschiffe.

12. Juli. Starker Feuerkampf in Flandern und in der Westchampagne. Erfolgreiche deutsche Vorstöße an der Höhe 304. In zahlreichen Luftkämpfen an der Westfront verliert der Gegner 19 Flugzeuge. — Mehrere russische Angriffe gegen die Lomnica-Stellung werden zum Scheitern gebracht. — Erkundungsgefechte an der rumänischen Front. — Die Bulgaren bringen den Serben an der Ridze Planina eine Schlappe bei. — In der Biscaya und im Kanal werden 24000 Registertonnen durch deutsche Tauchboote versenkt.

13. Juli. Englische Gegenangriffe bei Lombartzyde brechen verlustreich zusammen. An der Westfront werden 21 feindliche Flieger und 1 Fesselballon zum Absturz gebracht. — In Ostgalizien nur örtliche Zusammenstöße. — Aus dem Atlantik wird die Versenkung von 21000 Registertonnen gemeldet.

14. Juli. Rücktritt des deutschen Reichskanzlers v. Bethmann Hollweg. Sein Nachfolger wird Unterstaatssekretär Dr. Michaelis. — In Flandern entwickelt sich eine heftige Artillerieschlacht. Bei Bullecourt vorgehende englische Truppenteile werden durch Gegenstoß zurückgeworfen. Erstürmung französischer Stellungen bei Courtecon. Schwere Kämpfe in der West-Champagne. Französische Vorstöße auf dem linken Maasufer mißglücken. — Russische Angriffe bei Kalucz werden abgewiesen.

Der Krieg zur See.

Um die Freiheit des Weltmeers.

I. Der „Möwe“ erste Kreuzerfahrt.

Von C. Ulrich. Mit 6 Abbildungen.

Im Januar 1916 klappte es mit einemmal auf dem von England angeblich beherrschten Meer nicht mehr, irgend etwas war nicht in Ordnung. Da wurde ein Dampfer als überfällig gemeldet, ein anderer wurde vermißt, das Schlachtschiff „Eduard VII.“ flog an einer ganz unvorschriftsmäßigen Stelle ebenso unvorschriftsmäßig in die Luft; an der englischen Küste wurden, nachdem sie noch weiteren Schaden angerichtet hatten, Minenfelder entdeckt, wo keine gelegt worden waren, und ähnliche zweifelhafte Überraschungen mehr. Sollten die deutschen Unterseeboote, diese „damned Waterpest“, wieder ihre Hand im Spiele haben und aufs neue die notdürftig überkleisterte Herrschaft zur See untergraben? Die Sache ging auf die Nerven, sie war nicht nur höchst unangenehm, sondern geradezu unheimlich. Zumal das Schicksal der „Appam“, eines großen Passagierdampfers, der neben einigen deutschen Gefangenen aus Afrika, um die es nach ihrer Ansicht beim Versenken nicht weiter schade gewesen wäre, auch verschiedene höhere englische Verwaltungsbeamte an Bord hatte, beunruhigte die führenden Herren an der Themse sehr. Sicherlich hatten diese „damned Germans“ wieder etwas ganz Neues ausgeheckt, wodurch „Old England rules the waves“ wahrscheinlich wieder einmal recht lächerlich gemacht würde, nicht nur vor den Feinden und Neutralen, sondern fast noch mehr vor den auf die Seeherrschaft Englands bauenden Freunden. Es ging wieder einmal um Ehre und Ansehen, doppelt unangenehm für englischen Stolz und Dünkel. Schlecht Wetter war im Anzug, das war gewiß, die Entladung konnte jeden Augenblick erfolgen, die Ungewißheit ward von Tag zu Tag größer und das Schrecklichste für alle englischen Geldsäcke trat wieder ein: die etwas gesunkenen Schiffsversicherungen stiegen. Aber woher kam dies alles, wo würden die Schläge erfolgen, was war die Ursache?

Schon kam der erste Schlag. In Norfolk, an der Küste von Virginia, lief die vermißte „Appam“ unter dem Befehl eines deutschen Seeoffiziers, mit deutscher Prisenbesatzung, am Mast die deutsche Kriegsflagge, ein und brachte außer den befreiten deutschen Gefangenen die



Abb. 1. Nikolaus Graf von Dohna-Schlodien, Kommandant von S. M. S. „Möwe“.

Besatzungen und Fahrgäste von einem halben Dutzend versenkter englischer Schiffe mit. Niemand konnte es sich erklären, wie dies überhaupt möglich sei, und ungeheures Aufsehen erregte diese kühne deutsche Seemannstat allerorts. Eine furchtbare Blöße für England: Einige Hundert Engländer, darunter eine große Anzahl Seeleute mit ihren Offizieren, auf einem englischen Schiff von ganzen 22 deutschen Matrosen im Zaum gehalten und über das Meer durch die vielen englischen Wachtschiffe nach Amerika gebracht. Das war eine echt deutsche Tat, die kein anderes Volk nachmacht. —

Damit war es aber noch nicht genug, bald darauf folgte der zweite Schlag. Ein paar Tage später kam die Nachricht aus Santa Cruz auf Teneriffa, daß dort das englische Schiff „Westburn“ ebenfalls unter deutscher Flagge und mit deutschem Prisenkommando vor Anker gegangen sei und wiederum eine erkleckliche Anzahl Mannschaften von sieben anderen versenkten Schiffen mitgebracht habe. Eine Prise in Amerika, eine Prise in Teneriffa innerhalb einer Woche, das war zu viel; man wußte nicht, war der Schrecken oder die Wut an der Themse größer, jedenfalls kletterten die Schiffsversicherungen aufs neue.

Während nun in Amerika diplomatische Verhandlungen über die „Appam“ gepflogen wurden — es lagen hier Sonderverträge zwischen den Ver. Staaten und Deutschland bezw. Preußen vor —, erfüllte sich das Schicksal der „Westburn“ schneller. Nach Kriegsbrauch durfte sie nur 24 Stunden in dem neutralen Hafen bleiben, anderenfalls wurde sie interniert. Vor Santa Cruz lag aber ein englischer Kreuzer, so daß nach englischer Ansicht das Schicksal der „Westburn“ entschieden war, entweder wurde sie interniert und den Engländern ausgeliefert, oder sie fiel dem lauernden Kreuzer in die Hände. Zum Erstaunen der Spanier verließen die Deutschen den Hafen zur rechten Zeit, und schon glaubte der englische Kreuzer sie zu fassen, da ging das Schiff noch in der spanischen Zone unter. Nach Aussagen der Besatzung infolge einer Kesselexplosion. Die „Westburn“ war ja ein alter Kasten, der nur sieben Meilen lief sowie geradezu jammervolle Kessel besaß, und so war eine Explosion nicht ausgeschlossen, aber es war unbedingt sehr entgegenkommend, daß diese Explosion zu solch geeigneter Zeit eintrat, denn einen besseren Augenblick hätte sie nie und nimmer wählen können. Die Engländer sind allerdings bis heute anderer Ansicht und nehmen an, daß die deutsche Besatzung etwas nachgeholfen habe. Da man indes etwas Sicheres nicht weiß, so müssen sich auch unsere Feinde mit der gegebenen Darstellung abfinden.

Auch bei der „Appam“ sollten die Engländer noch eine große Enttäuschung erleben. Sie wurde trotz der größten Unverfrorenheit des englischen Botschafters, der sich auf die, übrigens von England nie unterzeichnete Haager Konvention berief, nicht ausgeliefert; das Rechtsgefühl der Amerikaner sträubte sich gegen diese gewissenlose Auslegung, und so blieb die „Appam“, dem klaren Vertrag entsprechend, vorerst noch deutsches Eigentum. Später kam es allerdings anders.

Nun wußten die Engländer wenigstens etwas, obwohl sich die Aussagen der befreiten Besatzungen und Fahrgäste großenteils widersprachen, aber sie wußten eigentlich genau so wenig wie wir; das Geheimnis über das Schiff blieb im großen und ganzen vor Freund und Feind gewahrt. Nur eins verkündeten unsere Feinde laut: Dieses Kaperschiff würde nie und nimmermehr nach Deutschland zurückkehren! Große englische Geschwader kreuzten zwischen der Doggerbank und Norwegen, um ihm den Rückzug abzuschneiden, andere durchjagten den Ozean, um es zu vernichten, aber trotz aller Voraussagen und trotz eifrigen Suchens gelang ihr Vorhaben nicht, denn Anfang März verkündeten in Deutschland die Extrablätter die glückliche Ankunft der „Möwe“ im Heimathafen. Und nun geschah das Merkwürdige, diese Tatsache wollte den in ihren Dünkel verrannten Engländern nicht in den Kopf, sie hielten vielmehr die Meldung für eine glatte Erfindung oder eine List, um sie von weiterer Jagd abzubringen. Wir wußten dafür um so besser, was die „Möwe“ erreicht hatte, und jubelten ihr und ihren Erfolgen zu. Sie brachte 4 englische Offiziere, 29 englische Seesoldaten, 166 Mann feindlicher Schiffsbesatzung und eine Million in Gold mit, außerdem die Bestätigung, daß sie auf ihrer Fahrt 15 Schiffe mit einem Gesamtgehalt von rund 58000 Tonnen versenkt habe; sie hatte also Millionen feindlicher Werte vernichtet. Eine solche Kreuzerfahrt hat noch nie stattgefunden trotz aller Erfolge einer „Emden“, einer „Karlsruhe“ und all der anderen Kreuzer, von deren Ruhm am Anfang des Krieges das ganze Weltmeer Zeuge war. Nun kannte auch die ganze Erde das Schiff und seinen Kommandanten, und beider Namen waren mit einem Male in allen Ländern der Erde berühmt. Die „Möwe“ und Graf zu Dohna-Schlodien werden noch jahrelang manch Seemannsherz höher schlagen lassen!

Kurz vor Neujahr hatte die Fahrt begonnen, Anfang März war sie beendet. Nur wenige Wochen, dafür reich an Arbeit und Mühe, voll kühner List und großem Wagemut, voll schöner Erfolge und herrlicher Taten. Wie ein gewöhnlicher Frachtdampfer sah der Hilfskreuzer aus, als er die Heimat verließ; er war von so unscheinbarem Äußeren, daß kein feindliches Kriegsschiff, kein mißtrauisches Wachtschiff ahnen konnte, welch ein Feind er war und welch gefährliche Ladung er barg, vorerst nämlich eine

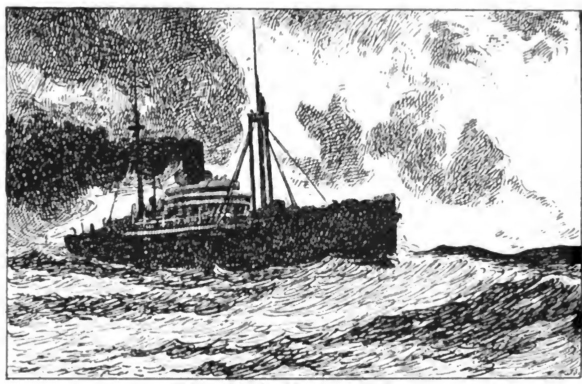


Abb. 2. S. M. S. „Möwe" auf hoher See.

gar stattliche Zahl Minen, um damit an einem Teil der englischen Küste Sperren zu legen. Erst nach dieser gefahrvollen Arbeit sollte die eigentliche Fahrt beginnen. Schlechtes Wetter begünstigte wohl die Fahrt, erschwerte aber auch oft genug die Arbeit, die unbemerkt und ungestört vor sich ging, obwohl die letzte Sperre inmitten englischer Fischerboote gelegt wurde. Zwölf Tage lang kreuzte so die „Möwe" oft in bedrohlicher Nähe der englischen Küste. Schon diese Arbeit allein hätte wohl genügt, die Fahrt erfolgreich erscheinen zu lassen, aber die Aufgabe war größer, der Feind sollte auf seinem eigentlichen Gebiet getroffen werden, und als endlich die böse Zeit vorüber war, konnte mit dem zweiten Teil begonnen werden. Daß der erste nicht erfolglos gewesen war, erfuhr die Besatzung schon bald auf funkentelegraphischem Wege, denn bereits war „Eduard VII." mit 800 Mann auf einer der Minensperren in die Luft geflogen.

Die eigentliche Kreuzerfahrt begann sehr verheißungsvoll. Schon am 11. Januar liefen der „Möwe" fast zu gleicher Zeit zwei englische Dampfer in die Arme. Vorerst wird die „Farringford" (3146 Tonnen) erledigt, die Besatzung an Bord genommen, was bei dem schlechten Wetter Schwierigkeiten machte, und das Schiff durch ein paar Schüsse versenkt. Der andere Dampfer riecht aber den Braten und entschwindet schleunigst, wird jedoch im Laufe des Tages noch eingeholt. Es ist die „Corbridge" (3687 Tonnen mit einer Ladung Kohlen). Sie ist sehr willkommen, denn Kohlen sind für ein Schiff bei langer Fahrt ebenso notwendig wie das Essen für die Menschen. Sie wird deshalb nicht versenkt, sondern erhält eine verstärkte Besatzung, während ihre Mannschaft ebenfalls auf die „Möwe" wandert. Bald darauf trennen sich „Möwe" und „Corbridge", die letztere mit dem Befehl, sich zu bestimmter Zeit irgendwo abseits von den gewöhnlichen Schiffswegen einzufinden, um die Kohlen abzuliefern. Zwei Tage darauf kreuzt die „Dromonby" (3627 Tonnen, ebenfalls mit Kohlen beladen) den Kurs der „Möwe"; sie wird nach Übernahme der Besatzung durch Sprengpatronen versenkt und findet ihre letzte Ruhestätte, wie so viele andere Schiffe im Verlauf dieses Krieges, auf dem Meeresgrund. Noch am gleichen Tage trifft den „Author" (3496 Tonnen) dasselbe Schicksal; ein Teil seines Proviantes, Schafe, Hühner, Eier, verbessert die Küchenschätze der „Möwe". Kaum ist der „Author" in die Tiefe gegangen, so wird der „Trader" (3700 Tonnen, Ladung Zucker) gesichtet, er folgt dem anderen ins Wellengrab. Schon hat die „Möwe" etwa 150 Gefangene an Bord, die lästig zu werden beginnen, trotzdem sie sich gut aufführen, hindern sie doch die Beweglichkeit. Am 15. Januar wird die „Ariadne" (3000 Tonnen, Ladung Mais) genommen, sie soll durch Granatfeuer vernichtet werden, fängt aber Feuer und muß, um kein Aufsehen zu

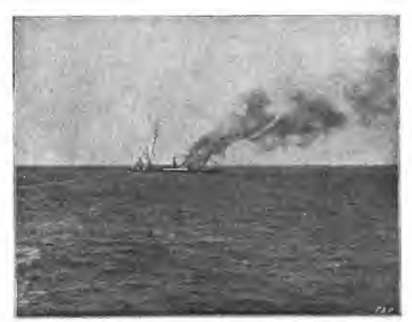


Abb. 3. Torpedierung der „Ariadne".

gebracht, was ihnen nichts geschadet hat. Die bangen und entsetzlichen, zugleich höchst lächerlichen Gedanken und Vermutungen über ihr Schicksal hatten sie ja nur den Lügen und Verhetzungen ihrer Zeitungen zu verdanken, die sich in Verleumdungen über die deutschen Hunnen und Barbaren nicht genug tun können. Sie kamen sehr glimpflich weg, nur wurde ihnen vom ersten Tage ab der Brotkorb ziemlich hoch gehängt, denn anstatt bei Tafelgenüssen nach England zu fahren, wurden sie jetzt auf langsamstem Weg unter erheblichen Einschränkungen auf Kriegskost gesetzt und nach den Vereinigten Staaten befördert, damit das Geheimnis der „Möwe" so lang wie möglich gewahrt werden konnte. Mit Ausnahme der Offiziere und der anderen Kriegsmannschaften wurden jetzt alle Gefangenen auf die „Appam" geschafft, wodurch es dort bedenklich eng zuging. Noch ehe jedoch die Trennung der beiden Schiffe erfolgte, sollten die Engländer Zeuge eines kleinen Seegefechtes werden, um so recht den Fehler falscher Verteidigung kennen zu lernen, denn schon am nächsten Tage begegnete ein anderes englisches Schiff, der „Clan Mc Tavish"

erregen und andere Schiffe zu warnen, durch einen Torpedoschuß endgültig in die Tiefe befördert werden.

Und das war gut, die Aufgabe hat sich gelohnt, denn schon zeigt sich ein neues Schiff, ein Dampfer von äußerst schneller Fahrt, es ist, wie sich herausstellt, die „Appam" (7800 Tonnen, Passagierdampfer mit Funkentelegraphie), also ein Fang von besonderer Güte. Sie will entweichen, wird aber durch einen scharfen Schuß schnellstens von dem Ernst der Lage überzeugt, dann wagt sie, durch Funksprüche ihre Lage bekannt zu geben, was die drohenden Geschützläufe schleunigst zu verhindern wissen, ja es versuchen sogar ein paar englische Kriegsschiffmatrosen, sich der Wegnahme durch Geschützfeuer zu erwehren, ein Unterfangen von falscher Dreistigkeit und unter Umständen für die Besatzung und die Fahrgäste von sehr schweren Folgen. Ein paar Flintenschüsse bringen sie alsbald zur Vernunft, so daß die Geschütze gar nicht erst in Tätigkeit treten. Zwei Boote gehen hinüber, und bald können sie recht erfreuliche Nachrichten senden: 30 deutsche Gefangene, 4 englische Offiziere, 20 Matrosen und Soldaten, 160 Fahrgäste, darunter zwei englische Gouverneure, 3000 Tonnen wertvolle Ladung, eine Million Mark Gold in 16 Kisten usw. Das war ein Fang! Sofort kommt eine deutsche Prisenbemannung auf die „Appam" und dann verlassen beide Schiffe so schnell wie möglich die Gegend, um nicht etwa von feindlichen Kriegsschiffen, durch die Funksprüche herbeigerufen, überrascht zu werden. Die Fahrgäste der „Appam" haben in der Ungewißheit der ersten Zeit fürchterliche Stunden zu-



Abb. 4. Leutnant zur See Berg,
der Kommandant der „Appam" auf ihrer Fahrt nach Amerika.

(5816 Tonnen, mit wertvoller Ladung aus Australien) der „Möwe“. Er befolgt den Befehl zum Halten nicht, fährt weiter, funkt nach Hilfe und erwidert sogar das Geschützfeuer; natürlich wird er tüchtig zugedeckt und zum Stoppen gezwungen, nachdem er mehrere wirksame Schüsse erhalten hat, die einige Laskaren töten und verwunden. Das Schiff wird versenkt, der Kapitän und die Besatzung an Bord genommen und darauf die „Appam“ entlassen, die, wie eingangs erwähnt, ihren Weg glücklich nach Amerika fand und dorthin die erste wirkliche Kunde von dem geheimnisvollen Kaperschiff brachte. Die Fahrgäste konnten bei ihrem Abschied nicht umhin, dem Führer, dem Leutnant Berg, und der Besatzung volles Lob über Behandlung, Benehmen usw., wenn auch mit Vorbehalt, zu spenden, was für uns zwar selbstverständlich ist, manchem leichtgläubigen Neutralen den bisherigen Schauermären gegenüber doch recht auffallen mußte.



Abb. 5. Stolz weht die Flagge Schwarzweißrot vom Heck der „Appam“.*)

Vorläufig war nun für die „Möwe“ genug getan und es war an der Zeit, die Kohlenvorräte zu ergänzen, deshalb steuerte Graf Dohna sein Schiff nach Süden, um die „Corbridge“ aufzusuchen. Hierbei konnten sich die Mannschaften von den bisherigen Anstrengungen erholen, ja sie konnten sogar beim Überschreiten des Gleichers die Linientaufe begehen. Das Fest verlief ohne jeden Mißklang äußerst fröhlich, und die Tauffeierlichkeiten, die in Ansprachen, Duschen, Sturzbädern usw. bestanden, wurden nach altem Brauch so vorgenommen, wie sie aus den Marineerzählungen Reinhold Werners und anderer Marineschriftsteller bekannt sind. Ein fröhliches Zwischenspiel in harter Wirklichkeit. Aber auch auf dieser Fahrt hatte die „Möwe“ Glück und erbeutete den Dreimastsegler „Edinburg“ (1473 Tonnen, Reismehl aus Indien als Ladung). Er ward in die Tiefe geschickt und die Besatzung auf die „Möwe“ genommen. Während dieser Fahrt wurde Kaisers Geburtstag als zweiter Festtag feierlich begangen, wobei Paradeaufstellung, Gottesdienst, Ansprache und Festessen, das aber infolge des zusammengeschmolzenen Proviantes recht mager ausfiel, das Programm ausfüllten.

Am darauffolgenden Tag gab es dann wieder viel Arbeit, die „Corbridge“ erschien und es galt jetzt, die Kohlen so schnell wie möglich zu übernehmen, eine um so schwerere Arbeit, als auf der „Corbridge“ alle Einrichtungen zur Kohlenübergabe auf See fehlten. Tag und Nacht wurde geschafft, und darauf folgte die „Corbridge“ ihren Vorgängerinnen nach.

Nun konnte die Prisenjagd aufs neue beginnen, aber einige Tage lang ward nicht ein einziges Schiff entdeckt, sie waren, weil gewarnt, gleichsam vom Meere verschwunden, und die „Möwe“ mußte jetzt ein anderes Gesicht annehmen. Siehe da, nun ging das Geschäft auch wieder besser. Der erste Dampfer, die „Luxemburg“, war zur Abwechslung ein Belgier (4322 Tonnen mit Kohle als Ladung); er findet sein Grab in den Wellen, während die aus aller Herren Länder stammende Besatzung auf die „Möwe“ übersiedelte, sie hatte nicht das Mißtrauen wie die verhetzten Engländer und fühlte sich dabei recht wohl. Der nächste Dampfer, „Francesco“, wieder ein Engländer (4629 Tonnen) muß erst ein paar Granaten erhalten, ehe er Vernunft annimmt, brennt bald lichterloh und geht schnell unter. Auch der folgende Dampfer, „Westburn“ (3300 Tonnen, Ladung Kohle), muß erst einen Granatschuß vor den Bug bekommen, ehe er beidreht. Da die „Möwe“ schon wieder zu viel Leute an Bord hat, die fortgeschafft werden müssen, wird die „Westburn“ bemannt und hat vorerst als Begleitschiff zu dienen. Besser hätte sich die nächste Prise, der „Horace“ (3335 Tonnen) da-

*) Diese wie die Abb. 3 sind entnommen dem Buch S. M. S. „Möwe“ von Korvettenkapitän Graf zu Dohna und uns von der Verlagsfirma F. A. Perthes A.-G., Gotha, zur Verfügung gestellt.

zu geeignet, er hatte aber zu wenig Kohlen und muß deshalb versenkt werden. Die Gefangenen, 180 Mann, kommen auf die „Westburn"; die Prisenbesatzung unter Offizierdiensttuer Badewitz beträgt ganze 8 Mann, aber sie erreicht doch ungefährdet den nächsten neutralen Hafen, Santa Cruz. Ihr weiteres Schicksal ist schon erzählt.

Nun ist es für die „Möwe" Zeit zur Heimkehr. Die englischen Schiffe sind gewarnt, außerdem kann jeder Tag einen Zusammenstoß mit feindlichen Kriegsschiffen bringen, sind ja die „Möwe" und der englische Kreuzer „Glasgow", wie sich bereits herausgestellt hat, nachts aneinander vorübergefahren. Die „Möwe" steuert deshalb nach Norden, um aufs neue den Blockadebruch zu wagen. Hierbei werden noch der Franzose „Maroni" (3109 Tonnen mit sehr wertvoller Ladung) und später der Engländer „Saxon Prince" (3471 Tonnen, Ladung Getreide und Baumwolle) aufgebracht und versenkt. Besondere Freude ward der Besatzung der „Möwe" dadurch, daß auf beiden eine größere Anzahl französischer, englischer und amerikanischer Zeitungen erbeutet wurde, die eine Menge wunderbare aber auch ziemlich richtige Nachrichten über den unbekannten Hilfskreuzer brachten. Man wußte nun auf der „Möwe" genau, woran man war.

Der gefährliche Durchbruch gelingt; zwischen feindlichen Geschwadern und Schlachtschiffen drückt sich die „Möwe" unbehelligt durch und befindet sich bald im Schutze der deutschen Kriegsflotte. Amrum wird passiert, Helgoland kommt in Sicht, beim Roten Sandleuchtturm senden die ersten deutschen Wasserflugzeuge ihre Grüße, und bald läuft die glücklich Heimgekehrte, am Vortopp die Reederflaggen der versenkten Schiffe gehißt, im heimatlichen Hafen ein, empfangen von einem Telegramm des deutschen Kaisers, worin er das Schiff und seine Besatzung zur glücklichen Rückkehr in den Heimathafen herzlich willkommen hieß und allen Beteiligten seinen kaiserlichen Dank für die erfolgreiche Arbeit aussprach. Der gesamten Besatzung wurde das Eiserne Kreuz 2. Kl. verliehen, während der Kommandant, Graf Dohna, in das kaiserliche Hauptquartier befohlen wurde.

Bald verkündeten im ganzen deutschen Vaterland Extrablätter die Heimkunft des Schiffes und sein Name sowie der seines heldenhaften Führers wurden gefeiert wie die anderen Helden zur See, die der Krieg in so reichem Maße hervorgebracht hat und auf die Deutschland so stolz sein darf. Zweimal hat Graf zu Dohna-Schlodien die Blockade erfolgreich gebrochen, wobei ohne weiteres klar ist, daß die Heimkehr viel schwieriger war, ja fast unmöglich erschien, als die Ausreise, denn so glatt und einfach, wie sich die Geschichte hier liest, war sie nicht; schwer lastete die Verantwortung auf dem Führer, und die vielen Einzelheiten türmten sich zu einer gewaltigen Bürde für Offiziere und Mannschaften. Die „Möwe" hat England um Tausende von Tonnen geschädigt, die Zufuhr von Lebensmitteln, Munition usw. unterbunden, die englische Küste mit Minensperren belegt, die auch anderen Schiffen als „Eduard VII." den Untergang brachten. Aber die moralische Wirkung der ganzen und glücklichen Fahrt ist doch noch viel höher einzuschätzen. Deutscher Seemannsgeist und deutsche Seetüchtigkeit, deutscher Mut und deutsche Kaltblütigkeit hatten wieder einmal alle Widerstände überwunden, die ihnen Natur und Menschen entgegensetzten. Die Fahrt der „Möwe" ist unbestritten die größte Kaperfahrt, die das Weltmehr je gesehen hat, und daß es ein deutsches Schiff war, und daß es ein deutscher Seemann war, der es führte, des freut sich jeder Deutsche. Ohne die Taten des Grafen zu Dohna-Schlodien herabzusetzen, kann man diese Worte noch erweitern: In ihm ist der deutsche Seemannsstand verkörpert, der vor keiner Gefahr und keiner Schwierigkeit zurückschreckt und ihnen deshalb stets gewachsen ist, sei es im Kampf mit den Naturgewalten oder mit dem Feind. Solche Männer und die Völker, die solche Kräfte hervorbringen, sind nie zu unterdrücken, das möge sich England merken. Helden, wie sie die „Möwe" bemannten, können wohl sterben, aber der Tod schreckt sie nicht, und so trotzen sie allen Völkerrechtsbrüchen, aller Hinterlist und ebenso dem gemeinen Meuchelmord. — Nikolaus Burggraf und Graf zu Dohna-Schlodien entstammt jenem uralten Dynastengeschlecht, das einstmals die Länder an der Elbe von Pirna bis weit nach Böhmen hinein besaß, aber nach langen Kämpfen mit den Wettinern und den Böhmenkönigen schließlich seine Herrschaft verlor und in Schlesien und Pommern eine neue Heimat fand. Graf Nikolaus ist auf Mallwitz in Schlesien als sechstes Kind des Fideikommißherren Graf Alfred zu Dohna-Schlodien geboren. 1897 ward er Fähnrich zur See auf dem Schulschiff „Charlotte", das im Verein mit dem Schulschiff „Stein" im gleichen Jahre vor Port au Prince Genugtuung für die Beleidigung des Kaufmanns Lüders verlangte und erlangte;

1899 wurde er zum Leutnant zur See befördert, tat Dienst auf dem Küstenpanzer „Beowulf" und dem Panzerschiff „Baden", 1901/02 befand er sich auf dem Kanonenboot „Tiger" in Ostasien. 1902 wurde er Oberleutnant zur See, 1907 Kapitänleutnant, Anfang 1914 Korvettenkapitän. Während dieses Zeitraums tat er Dienste auf der „Wittelsbach", auf Torpedobooten und auf der „Braunschweig". Danach kommandierte er das Flußkanonenboot „Tsingtau" in Ostasien, kam zur Werftdivision und war zuletzt, ehe er das Kommando der „Möwe" übernahm, Navigationsoffizier auf dem Linienschiff „Posen". Aber erst der Krieg mußte kommen, um seine glänzenden Führereigenschaften vollauf zur Geltung zu bringen. Daß er sie in hohem Maße in der vielseitigsten Form besitzt, das hat diese erste siegreiche Kreuzerfahrt der „Möwe" nicht nur seinen Landsleuten, sondern auch den Feinden gezeigt.



Abb. 6. Die „Möwe" als Minenleger.

Selbstverständlich fehlte es nicht an großen Ehrungen für den kühnen „Möwe"-Führer, sie wurden ihm nicht nur von den Fürsten und Führern unseres Volkes, sondern auch von dem deutschen Volke selbst dargebracht, so ernannte ihn in Erinnerung vergangener Zeiten die Stadt Dohna bei Pirna, deren Namen die Grafen und Burggrafen zu Dohna tragen, zum Ehrenbürger. Daß auch die Tüchtigkeit der Besatzung, die ihrem Führer gleichwertig in Aufopferung und Tatendrang in Entbehrung und Ausdauer war, richtig gewürdigt wurde, das bestätigt das Telegramm des Kaisers und die ihr zuteil gewordene Auszeichnung. Bei solchen Führern und solchen Mannschaften, das wissen die Herren an der Themse, die scheinheiligen Diplomaten, die prahlerischen Admirale, die lügnerischen Zeitungsschreiber, recht wohl, wenn sie es auch nie und nimmer zugeben mögen, ist Deutschland auf dem Meere geradeso unbezwingbar wie in der Feldschlacht und im Kampf in den Schützengräben. Seine Heldensöhne halten nicht nur fest und treu die Wacht in allen Himmelsgegenden, sie wissen auch zu kämpfen und zu siegen, ob es nun in der salzigen Nordsee ist oder in den sandigen Dünen Flanderns, ob in den eisigen Karpathen oder den heißen Wüsten Kleinasiens, sie halten aus in den sumpfigen Gräben Nordfrankreichs, ebenso wie in den steinigen Bergen des Elsaß, sie kämpfen und siegen in den öden Steppen Rußlands wie in den fruchtbaren Gebieten der Champagne, und wissen zur rechten Zeit in scharfem Ausfall ihre Feinde zu treffen und zu schlagen, sei es, wo es sei. Und wie die „Möwe" nach glänzender Fahrt den Weg siegreich heimwärts fand, so verbürgen Deutschlands Kämpfer zu Wasser und zu Land uns den Sieg, der trotz alledem uns werden wird.

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

Generaloberst Köveß von Köveß-Háza. Mit 1 Abbildung

Es gehörte zu den besonderen Eigenschaften des ermordeten österreichischen Thronfolgers Franz Ferdinand, daß er hinsichtlich der militärischen Begabung seiner Offiziere einen geübten Blick hatte. Dieser Fähigkeit des Erzherzogs verdankt auch General Köveß seine verhältnismäßig rasche Laufbahn zu den höchsten Stellen. Freilich hat dazu auch der Krieg das Seine beigetragen, aber der Krieg kann nur Talente wecken, nicht aber solche erzeugen. Auch General Köveß von Köveß-Háza, der wie seine berühmten Kollegen Boroevic, Pflanzer-Baltin, Arz von Straußenburg und noch einige andere aus einer Offiziersfamilie stammt, brachte für seinen Beruf eine natürliche Begabung und Befähigung mit, die wesentlich über das sonst übliche Maß hinaus gingen, als man im allgemeinen für die Offizierslaufbahn vorauszusetzen pflegt. Der österreichische Thronfolger erkannte dies und er legte den Grundstein zu des Generals militärischem Aufstieg. Köveß aber hat die Hoffnungen, die Franz Ferdinand auf ihn setzte, mehr als getreulich gehalten.

Von Geburt ist General Köveß weder Österreicher noch Ungar, sondern beides zugleich. Er ist, im engeren Rahmen betrachtet, sogar Siebenbürger Sachse und wird deshalb von jenen gern für sich reklamiert. Daß man ihn dort in besonderem Maße schätzt, beweist seine langjährige Tätigkeit an der Spitze des Hermannstädter Korps, des größten, das Ungarn besitzt.

Es hieße aber den Dingen vorauseilen und das Wesentlichste weglassen, wenn man nur dies erwähnen wollte. Die Treue des Chronisten fordert eine chronologische Würdigung. Köveß von Köveß-Háza hat schon frühzeitig begonnen, von sich reden zu machen. Geboren ist er am 31. März 1854 in Temesvar als erster Sohn des Generals Alwin Köveß. Seine Mutter war die Tochter des Bürgermeisters Sterzing von Fogaras. Schon mit 24 Lebensjahren finden wir den jungen Köveß, nachdem er kurz zuvor die Militärakademie und die Kriegsschule durchlaufen hatte, im Generalstab des Korps von Hermannstadt. Das war 1878. 1880 begegnen wir ihm in der nachmalig so traurig berühmt gewordenen Stadt Sarajewo, wo er ebenfalls beim Generalkommando tätig war. Er kam gerade recht, um die Operationen gegen Bosnien mit durchführen zu helfen und sich dafür eine besondere Belobigung von allerhöchster Seite zu erwerben. Eine Reihe von Jahren fesselte hierauf der Frontdienst seine Tätigkeit. Er durchlief dabei verhältnismäßig rasch die verschiedenen niederen militärischen Rangstufen, wobei er auch einige Male Regimenter und Garnisonen wechselte. Das dauerte sieben Jahre, dann zog er aufs Neue in den Generalstab ein. Doch war der Aufenthalt hier diesmal nur von kurzer Dauer und nur eine weitere Stufe auf der Leiter unentwegten Aufstieges. Schon 1890 wurde Köveß Major und kam zum 26. Inf.-Regt., bald darauf zum 72. und 52. Es scheint fast, als ob man damals schon in ihm den künftigen Armeeführer großen Stils vorausgesehen hätte und ihm Gelegenheit geben wollte, recht viele Teile des Heeres persönlich kennen zu lernen.

In die Zeit der wechselvollen Kommandos und der zahlreichen Versetzungen fällt auch die Verehelichung des werdenden Generals. Er verheiratete sich im Oktober 1892 mit der Freiin Eugenie von Hyn-Glumek. Drei Söhne entsproßten diesem Bunde.

Einen neuen Wechsel und damit zugleich die Beförderung zum Obersten und Regimentskommandeur brachte das Jahr 1898, in dem Köveß das 23. Inf.-Regt. erhielt, das er vier Jahre später als General mit der 15. Brigade vertauschte. Nach abermals vier Jahren erscheint Köveß sodann bereits an der Spitze der 8. Div. und ein Jahr später schon wird er Feldmarschalleutnant. Um diese Zeit herum mag es auch gewesen sein, daß Köveß gelegentlich eines Manövers seine glänzenden militärischen Eigenschaften in das hellste Licht zu stellen vermochte. In geradezu verblüffender Weise bewerkstelligte er an der Maros einen Flußübergang, der nicht nur überraschend, sondern auch mustergültig durchgeführt war, so daß er dem im Kampf mit ihm stehenden Gegner den Rang ganz gewaltig ablief. Dieser Vorgang war wiederum gleichsam symptomatisch für den späteren Weltkrieg, denn auch in ihm hat General Köveß wiederholt solche Flußüberschreitungen unter schwierigsten Umständen, aber mit glänzendster Bravour vollzogen, wovon noch zu reden sein wird. Jedenfalls hat man damals bei allen Beteiligten schon herausgefunden, daß in Köveß ein Truppenführer steckt, mit dem jeder Gegner im Ernstfall sehr zu rechnen hat.

Nur ein Jahr, nämlich Sommer 1910 bis Sommer 1911, brachte Köveß als Befestigungs-

Inspektor in Tirol zu, dann berief man ihn an die Spitze des Hermannstädter Korps, wo er gleich zu Anfang noch obendrein den Titel Geheimer Rat erhielt und genau ein Jahr später schon zum General der Infanterie aufrückte. Daß er sich in Hermannstadt nicht nur militärisch hervorragend betätigte, sondern auch das beste Einvernehmen mit der Zivilbevölkerung pflegte, so daß man ihn allgemein sehr schätzte, wurde schon erwähnt. Die Manneszucht unter seinen Soldaten war geradezu mustergültig, die Liebenswürdigkeit und das gewinnende Wesen des Generals nahezu sprichwörtlich in Hermannstadt.

Der idyllischen Friedsamkeit dieser Verhältnisse bereitete der Ausbruch des Weltkrieges ein jähes Ende. Köveß und sein Korps rückten ins Feld und machten schon vom August 1914 ab die schweren Kämpfe in Galizien gegen die Russen mit. Die wechselvollen Ereignisse an der Ostfront zu Beginn des Krieges sind bekannt. In der großen Schlacht bei Lemberg (September 1914) stand Köveß mit seinem Hermannstädter Korps in jener Armeegruppe vor Przemyslami, der es im russischen Ansturm wohl am schlechtesten erging. Sie galt schon nahezu für verloren, und wäre es sicherlich auch gewesen, wenn nicht Köveß auch in der schwersten Not den Kopf oben behalten und nicht sich vor allen Dingen kühles Blut und die Entschlußkraft eigenen Handelns bewahrt hätte. So wußte er auch sofort, daß hier nur schnellstes Zurück mit Hieben nach rechts und links Rettung bedeutete. Der russischen Übermacht konnte nichts anderes entgegengesetzt werden, und so erforderte die Pflicht, sich der großen Umklammerung zu entziehen, die Kunst bestand nur darin, wie dies durchzuführen sei. Und Köveß entwischte! Er löste sich los, wie sich später, allerdings im bedeutend größeren Maßstabe Hindenburg zwischen Warschau und Lodz vom Feinde losgelöst und ein Vakuum geschaffen hat, in das der Feind nicht folgte. Die Meisterschaft war auch hier nicht anzuzweifeln. Selbst die Verluste, die dabei unvermeidlich gebracht werden mußten, vermögen das nicht zu verkleinern, und so ward für Köveß sogar der Rückzug noch zum sieghaften Erfolg.

Wie sich Köveß hier geschickt aus der Schlinge gezogen hatte, so fand er auch späterhin wiederholt Gelegenheit, seine Tatkraft und seine rasche kühne Entschlossenheit zu betätigen. Zunächst ging er, wie so mancher andere mit und nach ihm, mit seinem Korps ein wenig „auf Reisen", d. h., er wurde mit der Bahn bald hierhin, bald dorthin geworfen, wo man ihn gerade brauchte. Das Rochieren war ja bis zum Frühjahr 1915 an der Russenfront einigermaßen in die Mode gekommen. An den Kämpfen um Lodz hat auch Köveß lebhaften Anteil genommen. Er gehörte zur Armee Böhm-Ermolli und war immer da, wo die Russen sich durch besondere Anstrengungen bemerkbar machten. Mehrfach hat Köveß so der russischen Dampfwalze einen kräftigen Prügel in den Weg geworfen und es blieb dabei, daß die Moskowiter mit ihm schlechterdings nichts anfangen konnten, im Gegenteil, er nahm ihnen sogar noch das befestigte Petrikau ab, und Hindenburg gewann die Lodzer Schlacht.

Die Zeit der ausgesprochenen Winterruhe 1914/15 benützte unser General in trefflicher



Generaloberst Köveß von Köveß-Háza.

Weise. Er stand damals an der Pilica, beschäftigte seine Soldaten mit dem Ausbau der Stellungen und ähnlichen gesunden Übungen, ließ Wasch- und Badeanstalten einrichten und sorgte im übrigen tatkräftig dafür, daß sein Korps in jeder Beziehung auf der Höhe blieb. So gab es bei ihm keinerlei Krankheiten, weder Typhus noch Cholera, auch in der Verpflegung sorgte er aufs beste. Und das war gut! Denn sobald die Frühjahrs-Offensive 1915 begonnen, verließen auch die Leute von Köveß' Armeekorps ihre fast noch nassen und winterfeuchten Gräben. Blitzschnell ging es nun vorwärts. Man stand heute noch vor Kielce, wenige Tage später schon vor Radom und schließlich gar vor Iwangorod, jener bedeutenden Weichsel-

festung, die weniger durch ihre eigene Stärke als durch die ihr vorgelagerte Stellung bei Slowiki-Nowes gefährlich erschien. Hier allerdings hatten die Russen all ihre technische Befestigungskunst aufgewendet, und wie eine stachelige Trutzburg sah die ganze Gegend aus. Schon das Herankommen an diese Stellung bedeutete bei den miserablen Wegen, den versumpften Straßen, den morastigen Wäldern und anderen Mißhelligkeiten ein Meisterstück. Köveß hat es geliefert, mit zäher Energie und nie erlahmender Beharrlichkeit. Zu diesen Eigenschaften ihres Führers gesellte sich die unerhörteste Tapferkeit der Mannschaften, und nur dadurch war es möglich, daß rasch auch dieser schwierige Punkt genommen werden konnte. Die Siebenbürger Sachsen nahmen Slowiki-Nowes und zogen bald darauf auch in Iwangorod siegreich ein. Iwangorod war ohne Brücke, darum ging Köveß ein gut Stück oberhalb der Stadt über die Weichsel. Das war ein Umweg, aber trotzdem war sein Korps pünktlich zur Stelle, als es gebraucht wurde. Es blieb noch bei der Russenhatz, bis Brest-Litowsk in den Besitz der Verbündeten gekommen war.

Wenige Wochen später schon durfte Köveß einen neuen Triumph feiern. Er war dazu ausersehen worden, das Strafgericht für den Fürstenmord der Serben mit zu vollziehen. Sein Zug ging nach Belgrad. Er brachte eine neue Armee und seine alte Kriegskunst mit. Während sein Verbündeter Gallwitz weiter östlich bei Semendria und Orsova die Donau bezwang, überquerte Köveß dicht unter Belgrads Mauern den Strom. Mit welcher fabelhaften Schnelligkeit dies alles geschah, ist bekannt, auch das, daß Köveß sich gerade die schwierigste Stelle, dort, wo die Save sich mit der Donau zu vereinigen strebt und wo der wuchtige Kalimegdan drohend über die Wasser schaut, ausgesucht hatte. An dieser Stelle hatten die Serben nicht mit dem Angriff und Übergang gerechnet, aber es war für Köveß nur eine Wiederholung des einstigen Manövers an der Maros und des Beispiels bei Iwangorod. Der Kalimegdan wurde bezwungen, die Stellungen ringsum erstürmt und Belgrad fiel.

Der Siegeszug durch Serbien ging weiter, er fand auch an den Grenzen dieses Landes keinen Ruhepunkt, und wie am 18. Oktober 1915 die Hauptstadt Serbiens in die Hand von Köveß fiel, so rückten seine Truppen am 14. Januar 1916 auch in Montenegros Hauptstadt Cetinje als Sieger ein. Nachher mußte auch noch gegen den aufsässigen Renegaten Essad Toptani, den ehemaligen türkischen Pascha, zu Felde gezogen werden, schließlich auch gegen die in Albanien eingedrungenen Italiener. Skutari, San Giovanni di Medua und Tirana waren die Siegespreise jenes Zuges in die Albaner Berge, Preise, die man schon Ende Februar fest in den Händen hielt. Dann hatte Köveß' Heer im Verein mit den deutschen Bundestruppen seine Aufgabe hier erfüllt, und mit dem Einsetzen der russischen Frühjahrs-Offensive 1916 erfolgte seine Versetzung in die Karpathen, zumal die Russen gerade hier erneut mit heftiger Wucht anrannten, um möglichst in das ungarische Tiefland durchzubrechen. Köveß hat diesen Schlag vereitelt. Durch sein eisernes Standhalten schob er der Russenflut einen kräftigen Riegel vor. Die Karpathenwacht war danach seine besondere Aufgabe geblieben, wenn er auch zum Teil den rumänischen Einfall mit abzuwehren hatte. Als dann im Sommer 1917 infolge der Offensive der Verbündeten bei Tarnopol auch jener Teil der Ostfront in die Bewegung mit einbezogen wurde, da war auch Köveß auf dem Plan und er zauderte nicht, als die Stunde ihn rief, sich zu den alten Lorbeeren ein gut Teil neue zu erwerben.

An Ehrungen hat es dem tapferen General nicht gefehlt. So wurde General Köveß schon gleich nach Beendigung seines serbischen Feldzuges als dritter im Bereich der österreichisch-ungarischen Armee zum Generalobersten befördert, worin sich eine Anerkennung seiner Leistungen ebenso kundgibt, wie in den mancherlei Auszeichnungen, die seine Brust schmücken; und der Orden Pour le mérite, die höchste preußische Kriegsauszeichnung, befindet sich auch darunter. In alledem aber ist bewiesen, daß Österreich-Ungarn im Generalobersten von Köveß einen militärischen Führer besitzt, der sich in Frieden und Krieg gleichermaßen hervorragend bewährt hat und dessen glänzende Waffentaten auch lange nach Friedensschluß noch weiter leben werden.



Karl I., Kaiser und König von Österreich-Ungarn.
Nach einem Gemälde von B. Czedekowski.

Die Mittel des Krieges.

Schwimmende Lazarette.

Mit 5 Abbildungen.

Was im Krieg zu Lande die Lazarettzüge sind, das sind für den Krieg zur See die Lazarettschiffe. Mehr noch als auf dem Festlande ist es auf dem Wasser erforderlich, die im Kampf Verwundeten oder die Kranken möglichst rasch außer Gefahr zu bringen. Das erfordert schon der bei aller Größe der Schiffskolosse doch so sehr beengte Raum; außerdem können Verwundete oder Kranke auf den Schlachtschiffen viel mehr hinderlich sein und werden, als dies im Landkrieg der Fall ist. Diese Erwägungen haben dazu geführt, schon in Friedenszeiten in fürsorglicher Weise Rücksicht auf diese Verhältnisse zu nehmen und besondere Schiffe zu Lazarettschiffen bereitzustellen.

So hat beispielsweise auch der Norddeutsche Lloyd schon gleich zu Beginn des Krieges eine Reihe seiner Dampfer, u. a. „Schleswig", „Scharnhorst", „Chemnitz", „Sierra Ventana" u. a. m. als Lazarettschiffe ausgerüstet und sie zu einem Teil in der Nordsee, zum andern Teil in der Ostsee stationiert. Die Vorkehrungen zur Umwandlung in Lazarettschiffe waren bei diesen Dampfern schon von langer Hand so getroffen, daß sie im Bedarfsfalle in kürzester Frist durchgeführt werden konnte.

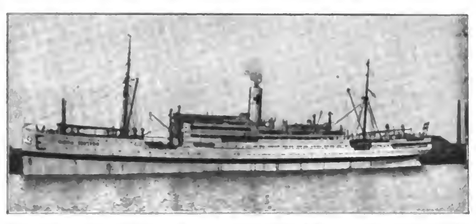


Abb. 1. Lazarettschiff „Sierra Ventana" vom Norddeutschen Lloyd.

Die Frage, warum man sich in den modernen Seekriegen zu einer ausgedehnten Verwendung besonderer Lazarettschiffe entschlossen hat, findet außer in den schon erwähnten Notwendigkeiten auch darin ihre Antwort, daß man die Sterblichkeit der Verwundeten und Kranken auch auf See nach Möglichkeit zu vermindern trachtet und zwar teilen dieses Bestreben alle Nationen, die eine Kriegsflotte besitzen, in gleichem Maße. Es darf hier eingeschaltet werden, daß in früheren Zeiten die auf Seeschiffen herrschende Sterblichkeit noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts und darüber hinaus eine unverhältnismäßig große gewesen ist. Sie war zu Zeiten derartig hoch, daß unter ihrer Einwirkung ganze Flotten genötigt waren, ihre kriegerischen Handlungen einzustellen und heimzukehren. Erwähnt sei hier nur der eine Fall, da im Jahr 1780 die Besatzung der englischen Kanalflotte nach nur zehnwöchiger Kreuzfahrt durch Krankheit derart dezimiert war, daß sie die Küste anlaufen mußte. Gleichartige Fälle könnten aber noch eine ganze Reihe angeführt werden. Ursache derartiger Erscheinungen war einesteils die damals noch sehr mangelhafte Verpflegung, andernteils aber, und zwar in der Hauptsache, der unzureichende Aufenthaltsraum für die Mannschaften und der Mangel an frischer Luft, der in diesen Mannschaftsräumen herrschte. Es würde zu weit führen, sich über die einstmaligen sanitären Einrichtungen auf den Kriegs- und Handelsschiffen im einzelnen zu verbreiten, obwohl es nicht uninteressant wäre, zumal es Aufzeichnungen darüber gibt, die jene damaligen Zustände im Vergleich zu den heutigen Verhältnissen recht sonderbar anmuten lassen. Es mag uns genügen, daß die Gegenwart mit ihren außerordentlichen Fortschritten in Technik und Wissenschaft auch dem Sanitätswesen an Bord heute wesentlich bessere Hilfsmittel an die Hand gibt wie ehemals, wodurch allein schon viele Tausende von Menschenleben dem Staate erhalten geblieben sind.

Betrachten wir die Ausrüstung eines Lazarettschiffs etwas eingehender, so kommen wir zu der Überzeugung, daß wir in jedem dieser Schiffe ein vollkommenes modernes schwimmendes Krankenhaus vor uns haben. Arbeiter, Techniker, Ingenieure, Verwaltungsbeamte und Ärzte arbeiten im Bedarfsfalle unermüdlich Hand in Hand, um in kürzester Frist aus einem Handels- bzw. Passagierdampfer ein seinem neuen Zwecke restlos dienstbares Lazarettschiff zu machen, ihn so auszugestalten, daß er sogar den höchsten Anforderungen zu genügen vermag. Unverändert

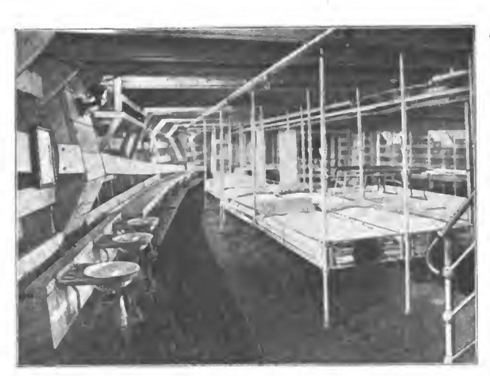


Abb. 2. Krankensaal auf der „Sierra Ventana" des Norddeutschen Lloyd.

bleibt dabei selbstverständlich die äußere Gestalt des Schiffes. Nur die Außenwand erfährt eine Erneuerung, indem sie in blendendes Weiß getaucht wird, von dem sich der $1^1/_2$ Meter hohe grüne Farbstreifen in halber Bordhöhe wirkungsvoll abhebt. Durch diesen grünen Streifen gibt sich das Schiff auch äußerlich als Lazarettschiff zu erkennen. Den gleichen Anstrich erhalten auch die zu jedem Lazarettschiff gehörenden beiden Dampf-Beiboote, sowie die Rettungsboote, die ungefähr 800 Mann Platz gewähren. Angefügt möge hier gleich sein, daß außer den Rettungsbooten noch eine ganze Reihe Rettungs- und Sicherheitsvorkehrungen und Hilfsmittel sich an Bord befinden, die in Fällen der Gefahr rasch zur Anwendung kommen können und die weitgehendste Gewähr für Rettung nicht nur der eigenen Schiffsinsassen bieten. Die bekanntesten davon sind Rettungsringe und Schwimmgürtel. Mit Hilfe dieser Rettungsmittel ist man jederzeit imstande, bei besonderen Katastrophen mehr als 1000 im Wasser treibende Personen aufzufischen. Würde ein solcher Fall einmal zur Wirklichkeit, so wäre dadurch die eigentliche Aufgabe des Lazarettschiffes noch nicht im geringsten beeinträchtigt, denn ein solches Schiff bietet Raum für mehrere tausend Personen.

Die von unseren Großreedereien als Lazarettschiffe zur Verfügung gestellten Passagierdampfer gewähren in Friedenszeiten etwa 2000 Fahrgästen Platz. Trotz dieses großen Fassungsvermögens werden in die Dampfer nur etwa 300 Betten für Lazarettzwecke eingebaut, daraus ist ersichtlich, daß jedem der Aufgenommenen ein weit über das erforderliche hinausgehendes Maß an Raum, Licht und Luft gewährt wird. Im Gegensatz zu den Lazarettzügen stehen auf dem Lazarettschiff die Betten nur nebeneinander, nicht übereinander. Das ist sogar auch ein Unterschied zu manchem Passagierdampfer, bei dem sich die Betten in doppelter Reihe übereinander befinden. Besonders schwer Erkrankte oder Verletzte werden auch nicht in den feststehenden Betten, sondern in sogenannten Schwingkojen untergebracht, das sind bettartige Einrichtungen, die zwar die Bewegungen des Schiffes mitmachen, aber immer ihre wagrechte Lage unverändert beibehalten. Den Hauptteil des Lazarettschiffes nehmen natürlich die Krankensäle ein. Ein Schiff wie die „Chemnitz" beispielsweise, die allerdings später wieder außer Dienst gestellt worden ist, verfügt über acht solcher ausgedehnten Krankensäle. Daneben sind aber noch eine Reihe Einzelkabinen vorhanden, die in besonders ruhiger Lage untergebracht und hauptsächlich für chirurgische und innere Kranke ausgestattet sind. Für Leichtkranke oder Leichtverwundete dient außerdem ein großer Eßsaal als Aufenthaltsraum. Badegelegenheit, Duschen und andere Einrichtungen sanitärer Art sind reichlich vorhanden, ebenso ist für Verwendung von frischem und Seewasser ausgiebig gesorgt.

Von besonderer Wichtigkeit sind natürlich jene Einrichtungen, die der ärztlichen Behandlung, der auf dem Schiff Untergebrachten zu dienen haben. Diese sind so reichlich anzutreffen, daß in keiner Beziehung ein Mangel zu verzeichnen ist. Was die Wissenschaft an neuen Errungenschaften verzeichnet, steht hier zur Verfügung: Röntgenzimmer, Operations- und Verbandzimmer mit Oberlicht und künstlicher Beleuchtung, Apparate und Instrumente aller Art, wie sie eben nur eine durchaus moderne Klinik aufweist. Eine Apotheke mit großen Mengen all der zur Behandlung erforderlichen Drogen und Medi-

kamente, ein Laboratorium unter Leitung eines bakteriologisch ausgebildeten Arztes, letzteres sowohl für bakteriologische und chemische, wie für Nahrungsmittel-Untersuchungen ausgerüstet, sind vorhanden. Nichts fehlt, was den Anforderungen und Bedürfnissen der allgemeinen und der besonderen Gesundheits- und Krankenpflege dient, hinsichtlich der Verpflegung ist für das Beste gesorgt, jede mögliche Diät für Kranke und Verwundete kann verordnet werden, das Pflegepersonal ist reichlich, Ärzte sind genügend vorhanden. Unterricht und praktische Übungen in der Verwundeten- und Krankenversorgung finden unausgesetzt statt, so daß auch hierin in jeder Weise vollauf gesorgt ist. Auch in jeder anderen Hinsicht sind auf dem Lazarettschiff alle Vorkehrungen getroffen und durch innige Zusammenarbeit der Marine- und der bisherigen Schiffsbesatzung wird für den Schutz der Kranken und für die Sicherheit des Schiffes selbst bestens vorgesorgt. So werden ständig Übungen mit den vorhandenen Rettungsmitteln, den Booten, der Rettungsrolle usw. veranstaltet; es wird geübt „Mann über Bord", „Feuer an Schiff" und manches andere mehr. Alles in allem betrachtet, gilt das Lazarettschiff als eine kleine Welt für sich, in der nichts fehlt oder sich nichts ereignen kann, ohne daß Augen und Hände da sind, die in entsprechende Weise Hilfe und Unterstützung gewähren.



Abb. 4. Verwundetentransport auf der „Sierra Ventana".

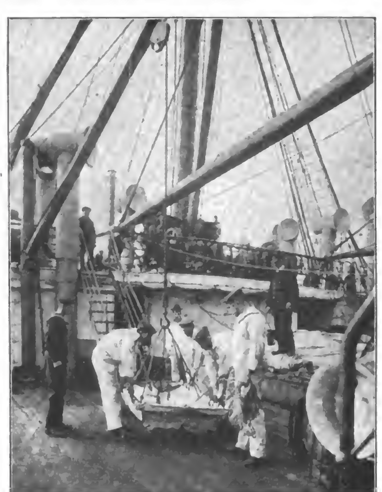


Abb. 3. Verwundetenübernahme auf einem Lazarettschiff des Nord d. Lloyd.

Ein besonderes Kapitel für sich bildet auf dem Lazarettschiff die Übernahme der Verwundeten und Kranken. Da die direkte Verbringung der Verletzten von einem großen Kriegsschiff auf ein Lazarettschiff sich zumeist recht schwierig gestaltet, ja zuzeiten sogar ganz unmöglich ist, vollends, solange das Kriegsschiff noch im Kampf mit dem Feind steht, oder hoher Seegang herrscht, so hat man für diese Umladezwecke eine Reihe Vorrichtungen angeordnet, die diese Arbeit nicht nur wesentlich zu erleichtern, sondern auch ihre Vornahme auf die dringend notwendigste Zeit und auf die sorgsamste Behandlung der Beteiligten zu bringen vermögen. In erster Linie dienen diesem Zwecke kleine Hilfslazarettschiffe mit den gleichen sanitären Einrichtungen und Hilfsmitteln wie die großen; sie sind als Vermittler gedacht und ihr Vorhandensein sichert das große Schiff vor unliebsamen Zufällen, die sich während eines Seegefechts oder bei hochgehender See schließlich doch einmal ereignen können, namentlich, wenn es sich um größere Seeschlachten mit zahlreichen Kampfeinheiten handelt.



Abb. 5. Rettungsapparat des Lazarettschiffs „Scharnhorst" des Norddeutschen Lloyd.

Wie im Landkrieg dicht hinter der Front sich ein Verbandplatz befindet, auf dem den Verwundeten die erste notdürftigste Hilfe zuteil wird, so verfügt auch jedes Kriegsschiff über einen Verbandraum, wo die erste ärztliche Versorgung stattfindet. Vom Kriegsschiff kommen die Verletzten dann sobald als möglich zunächst auf das kleine, leicht bewegliche Hilfslazarettschiff, wo je nach Lage des Falls eine neuerliche ärztliche Versorgung vorgenommen wird, ehe die Weitergabe an das eigentliche Lazarettschiff erfolgt. Halten wir die Parallele vom Landkrieg aufrecht, so haben wir im Hilfslazarettschiff das Feldlazarett und im Hauptlazarettschiff das Etappenlazarett. Daß die Überführung vom Hilfslazarettschiff auf das Hauptlazarettschiff sobald als möglich erfolgt, erscheint schon aus rein praktischen Gründen geboten; denn hier, im Hauptlazarettschiff, erst erhalten die Verwundeten die richtige Pflege und vor allem die ihnen zumeist sehr nötige Ruhe. Während nun die Leichtverletzten gewöhnlich auf einer Laufplanke von Bord zu Bord gelangen, werden die Schwerverletzten in Hängematten eingezurrt, dann in breite Transporthängematten gelegt und schließlich mit Dampfwinden an Bord gehievt. Die Übernahme, die natürlich auch auf den Zustand der Verletzten oder Kranken die größte Rücksicht nehmen, daher ebenso sicher wie schonend sein muß, erfolgt möglichst vorn und Achtern im Schiff zugleich.

Auf dem Lazarettschiff werden die Kranken und Verwundeten zum Teil direkt in die Krankensäle geleitet, was durch die großen Luken ermöglicht ist; andere wieder kommen auf Anordnung der an den Übernahmeplätzen stationierten Ärzte in einzelne Zimmer und Betten. Dem Chefarzt eines Schiffes, der die Übernahme zu leiten hat, erwachsen dadurch nicht geringe Aufgaben. Zielbewußte Mitarbeit aller Hilfskräfte ist dabei dringendes Erfordernis. Je nachdem es die Kriegslage gestattet, bleiben die Aufgenommenen nun entweder bis zur Heilung auf dem Lazarettschiff oder aber es wird für ihre baldige Abgabe an die Landlazarette gesorgt. Unsere Abbildungen, die wir dem freundlichen Entgegenkommen des Norddeutschen Lloyd verdanken, geben einige Ausschnitte sowohl von der Einrichtung eines Lazarettschiffes wie von den Hilfsmitteln, die bei der Übernahme in Betracht kommen. Auch ohne weitere Erklärung ist jeder Leser in der Lage, sich von der Zweckmäßigkeit all dieser Vorkehrungen zu überzeugen, und der Einblick gibt die Gewähr, daß für unsere blauen Jungen im Falle ihrer Verwundung oder Erkrankung in jeder Hinsicht aufs beste gesorgt ist. Immerhin ist es jedem zu gönnen, wenn er den Krieg überdauert, ohne auf einem dieser gewiß vollkommenen schwimmenden Hospitäler längeren Aufenthalt nehmen zu müssen.

Der Papierkrieg.

Von Paul Otto Ebe.

„Es wird heutzutage viel zu viel geschrieben!" konnte man bei den Besprechungen der betroffenen und der amtlichen Kreise klagen hören, als Schwierigkeiten im Nachschub genügender Mengen von Schreib- und Druckpapier eintraten. Mit Recht wurde von vielen Seiten eingewendet, daß jede Neuerung — vor allem jede Neuorganisation — unausbleiblich Verfügungen, Aufrufe, Merkblätter, Erfahrungen, Statistiken brauche, um volkstümlich zu werden.

Sind diese nun zur Kenntnis der Bevölkerung gelangt, so verlangt das allgemeine Interesse zumeist eine eingehende Würdigung oder kritische Besprechung. Somit muß nochmals Papier geopfert werden, und zwar in ganz erheblichen Mengen.

Bedenkt man nun, wie unendlich viele Neuerungen auf allen Gebieten, wieviel Neuorganisationen der Krieg nach und nach mit sich brachte, bedenkt man ferner, wie groß die Zahl der Auflagen sein muß, um die Verfügungen, Weisungen und Befehle zur Kenntnis jedes Soldaten oder jedes Zivilisten zu bringen, dann wird der ungeheure Mehrverbrauch an Papier für das öffentliche Leben auf der Hand liegen. Gleichzeitig wird man seine dringende Notwendigkeit einsehen. Dazu kommt noch, daß dem Mehrbedarf eine erschwerte Lieferung gegenübersteht, hervorgehoben durch Einziehung der Facharbeiter, Fabrikanten, der Lieferanten von Rohmaterialien und durch eine allmählich sich fühlbar machende Knappheit des Materials selbst.

Den Löwenanteil der Papierversorgung verschlingt nach obiger Darlegung das öffentliche Leben. Die Behörden sind in ihrer Tätigkeit die Akkumulatoren, die zur Übertragung ihrer Energie und zum In-Gang-Setzen der übrigen Maschinen Transmissionen, das heißt bedrucktes oder beschriebenes Papier, nötig haben. Das gesprochene Wort ist im 20. Jahrhundert ein zeitraubenderes und umständlicheres Mittel für eine große angelegte Veröffentlichung, als das lesbare Wort!

Am interessantesten ist wohl der Papierkrieg bei der Militärbehörde. Nicht allein, weil unsere Gedanken in eiserner Zeit militärfromm sind, sondern weil bekanntlich die Militärbehörde von jeher für äußerste Kürze im Militärschreibwesen eintrat. Knappheit im Schriftverkehr ist eine der Lebensbedingungen des militärischen Handwerks. Bei der wichtigsten Meldung darf am wenigsten Zeit verloren werden. Die Hand des Schreibers legt das Schwert beiseite. Die Schreiberstellen im Heer vermindern die Gefechtsstärke.

Trotzdem kann ein modernes Heer einen sehr ausgedehnten Schriftverkehr nicht entbehren. Wichtige Befehle werden meist schriftlich gegeben oder bei mündlicher Erteilung schriftlich nachgeholt, um feste Grundlagen zu bieten. Fern- und Funksprüche werden gebucht, um sie aktenmäßig niederzulegen. Weisungen am Fernsprecher werden mitgeschrieben, um die Verantwortung klarzustellen. Kriegserfahrungen werden vom Quartblatt bis zu mehrbändigen, viele Hundert Seiten starken Werken mit größter Beschleunigung gedruckt, um die Führer oder die Truppen mit neuen Kampfesweisen oder Eigenarten des Kampfes schnellstens vertraut zu machen. Die Auflagen schwanken je nach dem Grad der Geheimhaltung von einigen Exemplaren bis zu Ziffern, die unseren meistgelesenen Schriftstellern Ehre machen würden.

Kein Geringerer als Exzellenz von Ludendorff selbst hat sich der Papierersparnis und der Verminderung des Schreibwesens beim Militär energisch angenommen. Je größer die Verantwortung ist, desto mehr neigt man als Vorgesetzter dazu, seinen Untergebenen alles genau anzugeben. Man beeinträchtigt jedoch dadurch ihre Selbständigkeit, ihre Selbsttätigkeit und ihre Dienstfreudigkeit. Zur Verminderung des Militärschreibwesens im Kriege gehören Nerven! Dennoch wird das Möglichste veranlaßt. Ludendorff sagte als Vorkämpfer dieser Bewegung einmal: „Der Kampf gegen das Papiertrommelfeuer von rückwärts — wie die Front sich ausdrückt — muß energischer als bisher aufgenommen werden. Je höher eine Dienststelle steht, desto mehr muß sie jede einzelne Verfügung, jedes Ferngespräch und jede mündliche Äußerung daraufhin prüfen, ob und welche Schreibarbeit für untere Stellen dadurch bedingt wird."

Die Frontoffiziere und die niederen Stäbe werden dem Ersten Generalquartiermeister Dank wissen für seine Fürsorge auf dem Gebiet des Militärschreibwesens. Müssen sie doch ihre Schreibarbeiten unter den denkbar schwierigsten und ungünstigsten Umständen ausführen. Wenn sie todmüde von der Stellung ins Ruhequartier kommen, gilt es zunächst — um der Pflicht zu genügen — einen Papierberg durchzuarbeiten, Erhebungen anzustellen und die Beantwortung aufzusetzen. Selbst beim Marsch in die Stellung und beim Einsatz verläßt sie die Schreibarbeit nicht. Im beschossenen Unterstand, bei kümmerlicher Kerzenbeleuchtung müssen sie geistig arbeiten und schriftlich ihre Arbeit niederlegen. Die Zeit der unbedingt nötigen Erholung, sogar die Zeit der Vorbereitungen für den Kampf, wird hierdurch nur zu leicht beeinträchtigt.

So ist der Papierkrieg ein ständiger Kampf, in dem von beiden Seiten angestrebt wird, mit möglichst wenig Mitteln, möglichst viel zu erreichen. Es ist ein Balancieren auf der mittleren Linie durch Vorbeugen und Nachlassen, mit dem beiderseitigen Wunsche sich entgegenzukommen und Hand in Hand zu arbeiten.

Eine Schule für unsere U-Boots-Leute.

Auch dem Laien ist es im Laufe dieses Krieges zur Erkenntnis gekommen, daß der Dienst auf unseren Unterseebooten ein außergewöhnlich schwerer ist, der an die Besatzung jedes Bootes nicht nur höchste physische Anforderungen stellt, sondern auch eine gründliche Kenntnis und ein durchgreifendes Wissen von allem verlangt, was mit dem Unterseeboot zusammenhängt. Es ist ohne weiteres verständlich, daß man die Eignung zum Unterseebootsmaat nicht ohne weiteres besitzt, sondern daß sie in längerer praktischer Schulung erst allmählich erworben werden muß.

Deutschland hat zwar mit dem Ausbau der Unterseebootswaffe viel länger zugewartet als mancher andere der ihm heute feindlich gegenüberstehenden Staaten. Was aber jene durch vielfache vergebliche Versuche, durch Ausprobierungen und immer neue Erfindungen in jahrelanger Arbeit zuwege brachten, das konnte sich unsere Marine dann in verhältnismäßig kurzer Zeit mit Vorteil zunutze machen. Es ist ja immer so, daß man aus den Erfahrungen anderer die beste Nutzanwendung für sich selber zieht. Aber Deutschland tat nicht nur dies, es schaffte vielmehr emsig in der Stille, und nur so ist es verständlich, daß wir dann, als dieser Krieg kam, trotz allem Vorsprung der Gegner auf dem Gebiet des Unterseebootswesens plötzlich wieder an die Spitze aller kriegführenden Länder getreten sind. Unsere Unterseeboote haben sich als die besten erwiesen, und die deutschen Besatzungen haben sich auch noch immer als die vorzüglichsten bewährt.

Schon seit 1910 besaßen wir eine richtige Unterseebootsschule, ohne daß die große Welt etwas davon erfuhr. Diese Unterseebootsschule ist ein zu diesem Zweck besonders eingerichtetes Schiff, auf ihm erlangen die Mannschaften in langer Schulung und Übung jene Fertigkeit und Sicherheit, mit der sie jetzt im Krieg die alle Welt in Staunen setzenden Erfolge erzielen. Dieses Schulschiff verfügt über alle Einrichtungen der Unterseeboote, jede Einzelheit ist dort genau nachgebildet und wird in systematischen Lehrgängen den künftigen U-Boots-Besatzungen zum geistigen Eigentum gemacht. Jede etwa auftauchende Frage kommt zur Behandlung, alle Instrumente sind vertreten, so daß jeder einzelne Mann die im Unterseebootbetrieb so wichtigen Schrauben, Klappen und Ventile kennen und handhaben lernt. Selbst das Periskop ist vorhanden und bildet einen besonderen Gegenstand der Unterweisung. Nichts von dem vielgestaltigen Mechanismus des U-Boots bleibt den Matrosen verborgen. Auch alle Sicherheitseinrichtungen werden genauestens studiert, alle Rettungsmöglichkeiten durchprobiert und eingeübt, damit im Fall einer Gefahr keiner der Männer der nötigen Kenntnisse ermangelt, um sich und seine Kameraden retten zu können.

Einen wichtigen Teil der Unterweisung stellt schließlich auch die Kenntnis von den Luftverhältnissen im U-Boot dar, wenn auch durch die neuen Motoren, über die unsere modernsten U-Boote verfügen, die Gefahren, die durch die früher häufig sich einstellende rasche Verschlechterung der Luft, namentlich bei den Unterwasserfahrten, auftraten, jetzt wesentlich beseitigt sind. Es sind tausenderlei Dinge, deren Kenntnis so den künftigen U-Boots-Leuten vermittelt wird, und die nie rastende Technik, wie der unermüdliche Erfindergeist schaffen immer wieder neues zu dem schon vorhandenen Alten und Bewährten. Fernsprechapparate, Unterwassersignale, Schallsignale und manches andere mehr, das einesteils der Verständigung unter sich, andernteils der Warnung vor dem Feind dient, müssen nicht minder beherrscht werden, wie die Dinge, die zur Führung und Leitung des Bootes gehören. Der theoretischen und praktischen Ausbildung in dieser Schule folgen dann noch eine große Anzahl Übungsfahrten auf dem U-Boot selbst, ehe der einzelne Mann für befähigt erklärt wird, an einer Fahrt gegen den Feind teilzunehmen.

Alles in allem bietet also diese U-Boots-Schule eine Vorbereitung, die an Gründlichkeit und Vielseitigkeit nichts zu wünschen übrig läßt, sie ist aber von ungeheurer Wichtigkeit, gerade bei einer Waffe, die mehr denn manche andere den Maßnahmen der Gegner ausgesetzt ist, selber aber auch für den Feind die größten Gefahren in sich birgt. Unsere U-Boots-Besatzungen haben namentlich seit dem uneingeschränkten U-Boots-Krieg bewiesen, daß sie mehr zu leisten vermögen, als selbst ihre eigenen Führer erwartet haben. Ist es bei solchen Leistungen ein Wunder, daß sich gerade unsere U-Boots-Besatzungen der ungeteilten Anerkennung und Zuneigung des ganzen deutschen Volkes erfreuen? Aber die U-Boots-Schule hat hierzu auch ihr redlich Teil beigetragen.

N. N.

Vermischtes.

Eine eigentümliche Strafe ist bei den englischen Truppen in Nordfrankreich für bestimmte Vergehen in der Übung. Sie besteht in einem Rasierverbot für abgestufte Zeiträume. Da der englische Soldat von Natur aus einigermaßen eitel, demzufolge auch gewöhnt ist, sich tagtäglich zu rasieren, so trifft ihn das strafweise über ihn verhängte Verbot des Rasierens um so härter, je länger es dauert. Hierzu kommen aber noch, was das Schmerzlichste ist, der Spott und die Hänseleien der Kameraden. Aus Mitteilungen von Gefangenen geht hervor, daß es an und hinter der Front mitunter ganze Kompagnien gibt, die mit wochenlangen Stoppelbärten herumlaufen müssen. Aber man weiß auch, daß die Verhängung dieser Strafe bei den Engländern mindestens ebenso gefürchtet ist, wie bei unseren Soldaten die üblichen drei Tage „Kasten".

Schiffe aus Beton. (Mit 2 Abb.). Kürzlich erregte die Nachricht von der Gründung einer deutschen Betonschiffswerft in Hamburg einiges Aufsehen.

Es ist ohne weiteres klar, daß diese Gründung durch die Kriegsverhältnisse veranlaßt wurde. Die ersten Versuche, Fahrzeuge aus Beton zu bauen, liegen aber schon weit zurück. Allerdings hatte man mit den ersten Lastkähnen aus diesem Stoffe keinen allzugroßen Erfolg. Erst infolge des Krieges wurde in Norwegen eine Betonschiffswerft gegründet, die auch Schiffe für die hohe See baut, und zwar aus einem Stahlgerippe mit einem besonders leichten Beton. Die älteren Schiffe dieser Art hatten ein verhältnismäßig zu großes Gewicht, denn der Schiffskörper wog beinahe halb so viel wie die Tragfähigkeit des Fahrzeuges betrug. Der deutsche Ingenieur Rüdiger verwendet deshalb eine besonders leichte Betonmasse und erzielt eine weitere Gewichtsersparnis dadurch, daß er in den Beton sogen. Schwimmkörper einbettet, deren spezifisches Gewicht weniger als 1 beträgt. Einige von ihm für die Elbe erbaute Schuten weisen bei einer Tragfähigkeit von 90 Tonnen ein Eigengewicht von nur 28 Tonnen auf, d. h. sie wiegen nicht viel mehr als eiserne Fahrzeuge gleicher Tragfähigkeit. Die Betonschiffe haben allerdings den Nachteil, daß sie nicht elastisch sind und nicht die nötige Festigkeit gegen harte Stöße besitzen. Dagegen haben sie den Vorzug, daß die Beschaffung des dafür nötigen Materials auch in der Kriegszeit keine Schwierigkeit bereitet, daß der Bau nur geringe Zeit erfordert und fast um die Hälfte billiger ist als die von Stahlschiffen. Dazu sind die Unterhaltungskosten gering und Ausbesserungen leicht durchzuführen. Aus diesen Gründen werden Betonschiffe wohl auch noch geraume Zeit nach dem Kriege in Benutzung bleiben. Die erwähnte Hamburger Werft baut hauptsächlich seetüchtige Kohlenschiffe und Leichter. — Auf die Schiffe aus Beton setzen übrigens neuerdings auch Frankreich und England ihre Hoffnungen. Die hier beigefügten Bilder sind einer englischen Zeitschrift entnommen und beziehen sich vermutlich auf die Norwegische Betonschiffswerft. Aber die Engländer betonen ihren Lesern gegenüber besonders, daß man bei diesen Schiffen nur einmal eine Form des Schiffes zu bauen brauche, um nach ihr eine ganze Reihe gleicher Schiffe anfertigen zu können. Je größer also die Anzahl der „Formen", desto größer die Zahl der daraus in einem gewissen Zeitabschnitt hervorgehenden Schiffe. Für John Bull also eine neue Hoffnung, die Leiden des U-Boot-Krieges zu mildern. Und warum sollte er sich nicht an diese Hoffnung klammern wie der Ertrinkende an den Strohhalm?

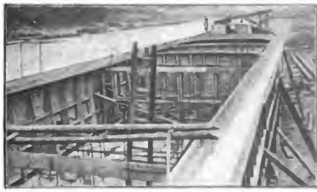


Abb. 2. Innenansicht eines im Bau befindlichen fast fertiggestellten Schiffes aus Beton.

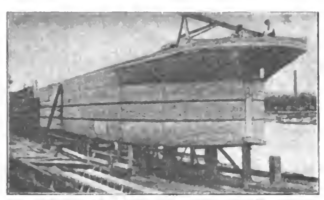


Abb. 1. Ein Schiff aus Beton auf der Werft. Das Bild zeigt den „Stern" des Schiffes.

Das nordfranzösische Kohlengebiet bei Lens war auch noch in den neuesten Offensiven der Engländer der Mittelpunkt ihres Ansturms, und ihre andauernde Beschießung dieses Gebiets mit allen Kalibern hat es fertig gebracht, daß von den dortigen, einst so blühenden Zechenbetrieben nur noch Trümmerstätten zu sehen sind. Natürlich werden die Franzosen die Schuld an den ihnen so erwachsenen Milliardenschäden ohne weiteres den Deutschen zuschieben. Wie aber gerade die Deutschen, schon in ihrem eigenen Interesse, diese Anlagen von Anfang an geschont haben, dafür finden sich Anhaltspunkte auch in dem soeben erschienenen Erinnerungsbuch eines Armeekorps über das erste Kriegsjahr. Das Werk ist aus den Aufzeichnungen und mündlichen Erzählungen zahlreicher Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften entstanden, die der Herausgeber zu einem prächtigen, reich illustrierten Buche vereinigt hat. Es trägt den Titel: „Unser Korps 1914/15. Ein Erinnerungsbuch. Im Auftrag des Generalkommandos herausgegeben von Hauptmann von Hugo." 157 S. Lex.-Oktav. 1917. Stuttgart und Karlsruhe i. B., Franckh'sche Verlagshandlung. Billige Feldausgabe in Pappband M 2.25; Vorzugsausgabe, auf stärkerem Papier, in Pappband M 3.25. Das betreffende Korps nahm an den Kämpfen bei Mülhausen und der Schlacht in Lothringen teil, rückte dann nach Frankreich hinein, kämpfte vor Toul, bei Lens, im Kohlengebiet, an der Lorettohöhe und in der Champagne. Schon die Erwähnung dieser Städte und Gegenden genügt, um darzutun, daß die Schilderungen dieses Buches nicht bloß für Angehörige des erwähnten Korps, sondern auch für die anderen beteiligten Truppenverbände von außerordentlichem Interesse und für die weitesten Kreise des deutschen Volkes geeignet sind. Nicht die Ruhmestaten einzelner Helden und heldenhaften Truppenverbände werden berichtet, sondern das tägliche Leben und Treiben in jenen schweren Zeiten wird bald in ernsten, bald in humorvollen Skizzen erzählt. Dadurch gewinnt das Buch einen ganz besonderen Reiz, da die einzelnen Abschnitte die Frische des unmittelbar Erlebten erkennen lassen. Dabei weist das Buch nicht weniger als 341 Abbildungen auf, die von den Feldzugsteilnehmern selbst aufgenommen wurden und uns einen Einblick in die Städte und Landschaften Nordfrankreichs sowie in das dienstliche und außerdienstliche Leben unserer Feldgrauen gewähren. Das ist ein Werk, das noch lange ein Lieblingsbuch des Volkes bleiben wird, wenn schon ungezählte andere Kriegsschriften der Vergessenheit anheimgefallen sein werden.

Die
neue Kriegsanleihe
muß
erfolgreich sein —
sonst ermutigen wir
England weiterzu-
kämpfen! — Sie
kann
erfolgreich sein —
denn es ist Geld
genug im Lande!
Und sie
wird
erfolgreich sein —
wenn jeder handelt,
als ob von ihm allein
alles abhinge!

BERN HARD



Ein deutsches Kulturbild aus der Etappengegend der Sommeschlacht.

Schluß. **Von Karl Bruno.** **Mit 13 Abbildungen.**

An die geschmackvolle und geschäftige Felddruckerei der Korpsintendantur, die als Flugblätter auch Kriegsanleihe-Prospekte, Kanzlerreden und dgl. brachte, hat sich eine tüchtige „Korpsbuchhandlung“ angeschlossen, die sich allmählich zu der bedeutenden „Korpsverlagsbuchhandlung Bapaume“ ausgewachsen hat. Da sind allerhand hübsche und wertvolle Bücher erschienen: von Dr. Erhard „Aus Städten und Schlössern Nordfrankreichs“, dem sich weitere Bände anschließen, Bd. 2: Douai von Prof. Rauch, Bd. 3: Cambrai von Dr. Burg, Dr. Erhard und Dr. Schnabel; von Dr. Erhard ferner der erste Band einer beginnenden Serie u. d. T.: „Französische Kunst. Herausgegeben von einem deutschen Reserve-Korps“: La Tour. Ein Hofmaler Ludwig XV., mit 89 Abb., darunter 10 farbigen Tafeln, ein Band in Quartformat; ein Buch mit 311 photographischen Ansichten aus der Gegend „Zwischen Arras und Peronne“, prächtige Aufnahmen, dem ein zweites „An der Somme“ mit 304 Bildern folgt. Die Vorträge im Felde von Prof. Sieveking sind dort erschienen und für 30 bis 50 Pfg. zu haben; außerdem noch ein Ansichtsbuch mit den Titelköpfen sämtlicher Nummern der Zeitschrift „Der Schützengraben“, Ansichtskarten, Kunstblätter u. dgl.

Es ist gerade erstaunlich, daß eine so lebhafte künstlerische, literarische, wissenschaftliche Tätigkeit an dieser exponierten Stelle hat entstehen können und daß sie sich trotz aller engl. Offensiven, wenn auch nicht mehr in Bapaume selbst, so doch nur wenig davon entfernt, fortgesetzt hat und unentwegt weiter fortsetzt.

Wir kommen nach Cambrai. Unter den vielen Verordnungen, die unsere Etappenbefehlshaber regelmäßig erlassen müssen, findet sich

AVIS

Par égard à la santé et salubrité publique, j'ordonne ce qui suit au sujet du nettoyage des rues à Cambrai fait jusqu'à maintenant d'une façon imparfaite :

1.

Chaque propriétaire et chaque locataire d'un terrain ou d'une maison en bordure d'une rue ou d'une place publique est obligé de nettoyer au de faire nettoyer à fond chaque jour la rue devant le terrain ou la maison pour 10 heures du matin allemande. Le nettoyage devra se faire jusqu'au milieu de la rue; sur les places publiques à une largeur de 10 mètres.

2.

La Ville est obligée de faire nettoyer de la même façon les places publiques et rues devant les terrains ou maisons dont l'Etat français ou la Ville sont les propriétaires ou les locataires ainsi que la rue devant les terrains ou les maisons inhabites, dont les propriétaires sont absents de Cambrai ou qui sont occupés par les militaires allemands.

3.

Les contrevenants à cet ordre seront punis d'une peine allant jusqu'à 3 mois de prison ou d'une amende qui peut atteindre 1.000 Marks.

Les personnes responsables sont :
pour l'article 1 le propriétaire et le locataire,
pour l'article 2 le Maire.

Cambrai, le 1. Décembre 1916.

gez. GLOSS,
Colonel et Commandant de l'Etape.

Abb. 8. Verordnung über die Straßenreinigung in Cambrai.

überall als eine der wichtigsten — und das gehört auch in ein Kulturbild — die der Straßenreinigung im Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege. Ob das in Frankreich oder in Rußland ist, die Nachlässigkeit in dieser Hinsicht ist überall gleich. So wird denn in Cambrai verordnet, daß die Anlieger, sowohl Eigentümer wie Mieter, vor ihren Grundstücken die Straße bis zur halben Breite vormittags bis 10 Uhr gründlich zu reinigen haben, während die Stadt dies auf öffentlichen Plätzen und vor öffentlichen



Abb. 9. Plakat der Lichtspielhalle in Cambrai.

Gebäuden zu besorgen hat. Auf die Vernachlässigung ist eine Strafe bis zu drei Monaten Gefängnis oder eine Geldbuße bis zu 1000 Mark gesetzt (Abb. 8).

Eine hübsche Einrichtung sind die Wechselstuben. Auch in Bapaume bestand eine solche am Platze Faidherbe. — „Die Wechselstube vermittelt den Umtausch von deutschem Geld in die allgemein von Korpsangehörigen zu verwendenden Gemeindescheine (bons communaux). Die Stärkung der heimischen Geldmittel erheischt eine möglichst umfangreiche Ausnutzung dieser Einrichtung." — So heißt es in den Anzeigen. In Cambrai befindet sie sich, wie ein allenthalben angehefteter Anschlag lehrt: Place d'Armes No. 79.

Das Kino ist auch hier rege. Wegweiserplakate führen zur „Flimmerkiste". Große, künstlerisch gestaltete Aushänge bereiten auf die verschiedenartigen Gemütsbewegungen vor, die den beschauenden Feldgrauen dort erwarten (Abb. 9). Ein Künstlerplakat mit tanzender Balleteuse sieht gar so aus, als wäre der Geist des Ortes auf den Geist des Zeichners nicht ohne Einfluß geblieben, so französisch mutet es an (Abb. 10).

Im Konzerthaus Cambrai am Platz Thiers — dort ist das Kino der Etappenkommandantur — gibt es auch unterhaltende und belehrende Vorträge, so z. B. am 8. Januar 1917 von Prof. S. Günther aus München über „Erdkunde und Krieg" (Abb. 11).

Lustige Weihnachtsfeiern sind dort veranstaltet worden und hübsch gezeichnete Programme vermitteln die Erinnerung daran (Abb. 12).

Eine der jüngsten Kriegszeitungen: „Die Somme-Wacht", von Rittmeister d. L. a. D. Schmidt geleitet, hat hier am 1. Januar 1917 ihren Lauf begonnen. Namentlich in den (auch geheftet zu habenden) Sonntagsnummern bringt sie viel anziehende bildliche und literarische Gaben. Wir wählen aus Nr. 1 die hübsche Orig.-Zeichnung des Uffz. Stübner zur Wiedergabe; darunter ein stimmungsvolles Gedicht „Heimatgrüße von der Somme" von Schm. (Abb. 13).

So zeigt sich auch hier an der Somme — aus anderen Gegenden haben wir im „Sammler" schon öfter Belege dafür gebracht — wie unsere Heeresverwaltung in jeder Weise und mit Erfolg bemüht ist, den tapferen Soldaten nach ihren Mühen und Kämpfen an der Front in den Ruhequartieren geistige Unterhaltung und Stärkung in Fülle zu bieten, und wie alle Kameraden, die dazu berufen und imstande sind, mit Begeisterung an dem so wichtigen Werke mitarbeiten und bemerkenswerte Ergebnisse dabei erzielen.

Was wir aber an Ankündigungen, Kriegszeitungen, Büchern und Bildern usw. als Zeug-

nisse dieser Tätigkeit sammeln, das wird — mag es nun unscheinbar oder literarisch und künstlerisch dabei noch wertvoll sein — uns in künftiger Zeit eine liebe Erinnerung daran sein und bleiben.

Die Preise von Kriegszeitungen. Der Wert einer Kriegszeitung liegt in ihrer Vollständigkeit. Allerdings ist hier ein einheitlicher Maßstab nicht vorhanden und mit einem größeren Sinken und Steigen der Werte sehr zu rechnen. Man kann also eine Kriegszeitung nur mit dem bewerten, was zurzeit ungefähr dafür gezahlt wird. Am kostbarsten ist dabei wohl die Nr. 1 der „Liller Kriegszeitung", für die man rund 150 Mk. anlegen muß, während der ganze erste Jahrgang (79 Nummern) mit allen Beilagen etwa 650 Mk. kostet. Allerdings findet man hier schon Fälschungen, besonders von der Nummer 1 und der Beilage der Nr. 33, die vor der Ausgabe beschlagnahmt wurde. Der zweite Jahrgang wird mit 200 Mk. bewertet. Noch wertvoller ist das „Journal de Guerre", welches die Vorläuferin der „Gazette des Ardennes" aus dem Verlage der „Zeitung der 7. Armee" und sehr selten ist. Die 8 Nummern dürfen wohl mit 500 Mk. bewertet werden, das heißt echt, denn hier sind sicher Fälschungen vorhanden, da diese Nummern neuerdings vielfach angeboten werden. Sehr kostbar sind auch die Abzüge der ersten 20 Originalnummern „Der bayrische Landwehrmann", die vom Verlage selbst 400 Mk. kosten, während derselbe Jahrgang in zweiter Auflage nur mehr 50 Mk. wert ist. Da Unterscheidungen zwischen beiden sehr schwer sind, ist beim Ankauf oder Tausch größte Vorsicht am Platze. Der zweite Jahrgang dieser Zeitung hat nur 30 Mk. Wert. Für die „Kriegszeitung des Korps Marschall", die von unserem Verlage bisher mit 35 Mk. abgegeben wurde, wird andrerseits schon 100 Mk. verlangt, die Zeitung ist ja nach der Nr. 55 eingegangen. Von der ebenfalls eingegangenen „Sappe" sind die ersten zwei Nummern heute nur schwer erhältlich, die ganze Sammlung von 16 Stück wird ebenfalls mit 100 Mk. bewertet. Den ersten Jahrgang des „Drahtverhau" (50 Nummern) dürfte man vollständig ebenfalls schwerlich unter 150 Mk. bekommen. Auch die ersten zwanzig



Abb. 10. Noch ein Plakat der Lichtspielhalle in Cambrai.

Nummern der „Kriegszeitung der 7. Armee" sind mit 120 Mk. gewiß nur mäßig bewertet. Auch die erste Feldzeitung, „Der Landsturm von Vouziers" ist mit den Nummern 1—7 so selten, daß hier schon zahlreiche Fälschungen festgestellt wurden. Von der nur in 11 Nummern erschienenen „Schützengrabenzeitung" ist die Nr. 5 die wertvollste.

Sehr wertvoll sind auch die ersten 34 Nummern der „Gazette des Ardennes", die Belgiernummer allein kostet heute 75 Mk. „Der Meldereiter im Sundgau" kostet ebenfalls heute 350 Mk.

Mit diesen wenigen Beispielen ist keineswegs die Liste der wertvollen Kriegszeitungen erschöpft, im Gegenteil kann eine bisher hier ungenannte alle die vorstehenden Preise sehr wohl in den Schatten stellen, und es wäre durchaus verfehlt, das Schwergewicht einer Sammlung auf die Erwerbung solcher schon heute kostspieliger Stücke zu legen, da hier mit großen Wertsteigerungen kaum mehr zu rechnen ist. Olly Oltmanns.

KONZERTHAUS CAMBRAI

Place Thiers (Kino der Etappen-Kommandantur)

Vortrag über

Erdkunde und Krieg

Von Dr. S. Günther

Professor an der techn. Hochschule München, Leiter einer Feldwetterwarte

Montag, 8. Januar 1917, abds 8[30] Uhr.

EINTRITT FREI

Abb. 11. Maueranschlag mit der Anzeige eines Vortrags in Cambrai.

Französische Kriegsflugblätter. Jeder kriegführende Staat ist nach Möglichkeit bemüht, die Bevölkerung des gegnerischen Landes über seine Absichten aufzuklären und sich so Sympathien oder wenigstens ein objektives Urteil zu sichern.

Diese Aufgabe ist uns Deutschen wesentlich erleichtert durch die großen feindlichen Gebiete, die wir besetzt halten, und wo eine Anzahl Zeitungen diesen Zwecken dient. Unsere Gegner haben diese


Weihnachtsfeier
des Armeeflugparks I

Abb. 12. Programm einer Weihnachtsfeier in Cambrai.

Möglichkeit nicht und sind deshalb zu manchmal recht eigenartigen Praktiken gezwungen, sich ihren Landsleuten im besetzten Gebiete zu nähern, um diese zum Ausharren oder aber auch zum heimlichen Widerstand gegen die deutsche Verwaltung zu ermuntern. Die Franzosen bedienen sich dazu direkter Flugblätter im wahrsten Sinne des Wortes, die von Fliegern abgeworfen werden und sogar laufend numeriert sind. Für Nordfrankreich und Belgien bedient man sich dabei der französischen Sprache, zwei derartige Zeitungen, „Lettres à tous les Français“ und „La Voix du Pays“ sind bisher in je mehr als 12 Nummern bekannt geworden.

Man muß weiter wohl sehr schlecht von der Stimmung der Deutschen unterrichtet sein, wenn man sogar durch Flugblätter in deutscher Sprache versucht, über Frankreichs Ziele und Deutschlands Verteidigungskrieg Unfrieden bei uns zu erregen. Derartige Abwürfe sind besonders in Elsaß-Lothringen bekannt geworden, dessen Bevölkerung zu 80% aus Deutschsprechenden besteht und die man in ihrer eigenen Muttersprache für Frankreich zu werben sucht. „Kriegsflugblätter für das deutsche Volk“ nennt sich schwulstig ein derartiges Machwerk, welches man sogar schwarzweißrot umrandet hat und in größerer Anzahl zu verbreiten suchte, ebenso „Die Feldpost“, die man oftmals in unseren Schützengräben fand. Von ersterer Zeitung sind nur 13, von letzterer 12 verschiedene Nummern bekannt. Da diese Flugblätter aus erklärlichen Gründen an die Behörden abzuliefern sind, also in Privatsammlungen nicht direkt gehalten werden dürfen, ist ihr Wert zurzeit recht zweifelhaft, um so mehr, als mit hoher Wahrscheinlichkeit anzunehmen ist, daß in Deutschland bereits zu spekulativen Zwecken Neudrucke davon angefertigt wurden. Bei Erwerbung solcher Stücke ist also doppelte Vorsicht am Platze. y.

Die Russen in Lemberg vom 3. Sept. 1914 bis 22. Juni 1915 schildern 5 Postkarten in Buntdruck, die von unbekannter Hand gezeichnet und hergestellt sind. Lange nach der Befreiung durch Mackensens Siegeszug erst sind die Karten zum Vorschein gekommen und heute gibt es nur noch etwa 50 Exemplare von jeder der 5 Karten. Plünderung und Beraubung neben Mißhandlung der Bevölkerung haben die Karten zum Gegenstand, die auch ein eigenartiges Kriegsdokument darstellen. Mancher Sammler dürfte sich dafür interessieren und seine Sammlung damit bereichern wollen. Wir sind bereit, Anfragen usw. an den Besitzer der Karten, der sich zurzeit auch im Felde befindet, weiterzuleiten.


Heimatgruesse von der Somme.

Abb. 13. Eine Seite aus der Feldzeitung „Die Somme-Wacht“.

Es gibt ein unzweifelhaftes Recht auf Seeherrschaft wie auf Landherrschaft; beide aber verlieren Gewicht und Bedeutung, sobald die Kraft fehlt, es geltend zu machen.

H. v. Raumer.

Chronik des Krieges

vom 15. Juli bis 1. August 1917.

15. Juli. Vergebliche Gegenangriffe der Engländer bei Lombartzyde und der Franzosen bei Courtecon. Fortdauer der heftigen Kämpfe in der Westchampagne. — Die russische Offensive am Dnjestr ist gänzlich zum Stehen gebracht. — Aus Afrika wird das Eindringen deutscher Truppen in die portugiesische Kolonie Angola gemeldet. — Erfolgreiche Angriffe deutscher Fliegergeschwader auf russische Stützpunkte in der Ostsee. — Englische Torpedojäger beschießen und kapern deutsche Frachtschiffe bei Egmont unter grober Verletzung der holländischen Neutralität.

16. Juli. Die Engländer erneuern ihre vergeblichen Angriffe bei Lombartzyde. Ein französischer Massenansturm bei Courtecon bricht blutig zusammen. Ebenso schlägt ein französischer Angriff nördlich Reims fehl, und ein anderer auf dem linken Maasufer wird durch Artilleriefeuer im Keime erstickt. Dagegen hat ein deutscher Vorstoß an der Straße Laon—Soissons Erfolg. Die Kämpfe in der Westchampagne endigen mit der restlosen Behauptung der deutschen Stellung. — Rege Gefechtstätigkeit in Kurland. Zurückeroberung des Waldgeländes von Kalusz durch deutsche Truppen. — Minenkampf am Colbricon.

17. Juli. Fortdauer der Artillerieschlacht in Flandern. Englische Angriffe nördlich der Straße Arras—Cambrai bleiben ergebnislos. Auf dem linken Maasufer wird mit wechselndem Erfolg gekämpft. — Erstürmung der russischen Stellungen bei Nowica im Karpathenvorland. — Im Kanal fallen wiederum 23000 Tonnen Schiffsraum den deutschen Tauchbooten zum Opfer. — Blutige Unruhen in Petersburg.

18. Juli. Die Artillerieschlacht in Flandern tobt weiter. Sturmerfolg hessischer Truppen südlich St. Quentin. — Die Russen werden bei Kalucz neuerdings zurückgeworfen.

19. Juli. Annahme der Friedensresolution der Linksparteien durch den Deutschen Reichstag. — Vergebliche Angriffe der Engländer bei Cavrelle und Monchy, der Franzosen bei St. Quentin. Erbitterte Kämpfe am Winterberg. — Deutsche Korps durchstoßen die russischen Stellungen bei Zloczow und treiben den Feind in Auflösung zurück; 3000 Gefangene. Russische Angriffe an der Lomnica werden verlustreich abgeschlagen. — Erhöhte Artillerietätigkeit am Isonzo. — Aus dem Atlantik wird die Versenkung von 21000 Registertonnen gemeldet. — Niedermetzelung türkischer Besatzungstruppen bei Akaba durch verräterische Beduinen.

20. Juli. Erfolgreiches Vorpostengefecht gegen die Franzosen am Chemin des Dames. — Fortdauer der Gegenoffensive der Mittelmächte in Ostgalizien. In scharfem Nachdrängen wird die Straße Zloczow—Tarnopol in 40 km breiter Front überschritten. Bei Nowica werden den Russen weitere Höhenstellungen entrissen. Bei Brzeczany werden früher verloren gegangene Stellungen zurückgewonnen. Bei Dabin wird der Russe über die untere Lomnica geworfen. — Rumänische Schlappe an der Rimnikulmündung. — Deutsche Tauchboote haben im Mittelmeer 30000 Registertonnen Schiffsraum vernichtet.

21. Juli. Günstige Vorfeldgefechte in der Champagne und im Sundgau. — Rastloses Vorwärtsdringen der Truppen der Mittelmächte in Ostgalizien, wo die 11. russische Armee völlig geschlagen ist und auch die 7. unter dem zunehmenden Flankendruck zu weichen beginnt. Starke russische Angriffe zwischen Krewo und Smorgon brechen verlustreich zusammen. Erkundungsgefechte an der Dünafront und in den Karpathen. — Die Beute der deutschen Tauchboote belief sich im Juni auf insgesamt 1016000 Registertonnen. In der Biscaya wurden neuerdings 22500 Tonnen Schiffsraum vernichtet, in der Nordsee ein englisches Tauchboot versenkt.

22. Juli. Fortdauer der großen Artillerieschlacht in Flandern. Ein Angriff feindlicher Flugzeuggeschwader auf eine Reihe deutscher Fesselballons scheitert. Deutsche Flieger bombardieren Harwich. Erfolgreicher deutscher Vorstoß am Winterberg bei Craonne. — Erneute russische Massenangriffe bei Smorgon endigen mit einem blutigen Mißerfolg. Die ganze russische Front bis zu den Karpathen hin ist in vollem Rückzug. An der Putna und am unteren Sereth lebt die Gefechtstätigkeit wieder auf. — Aus dem Atlantik wird die Versenkung von 23500 Registertonnen gemeldet. — Kriegserklärung Siams an Deutschland und Österreich-Ungarn.

23. Juli. Die Artillerieschlacht in Flandern hat eine bisher unerhörte Stärke angenommen und ist von beiderseitigen Erkundungsvorstößen begleitet. Vergebliche französische Angriffe am Chemin des Dames, geglückte

deutsche am rechten Maasufer. — Südwestlich Dünaburg und bei Krewo prallt der Russe in Massen vor, wird aber mit ungeheuren Verlusten abgeschlagen. In Ostgalizien siegreiches Vorwärtsdrängen der Verbündeten auf 250 km breiter Front. Zurückeroberung von Halicz, Gewinnung der Serethübergänge südlich Tarnopol. Starke russische Angriffe zwischen Trotus- und Putnatal. — Aus dem Sperrgebiet um England wird die Vernichtung von 35000 Tonnen Schiffsraum gemeldet.

24. Juli. Die flandrische Artillerieschlacht tobt mit unverminderter Heftigkeit weiter. Französische Schlappe am Winterberg bei Craonne. — Die Offensive des russischen Nordflügels ist abgeflaut. Erstürmung der Höhen östlich des (galizischen) Sereth. Einnahme von Tarnopol und Stanislau. Im Susitatal erringen die Russen einige Örtlichkeitserfolge. — Erhöhte Artillerietätigkeit am Isonzo. — Der Tauchbootkrieg liefert im Sperrgebiet um England 26000 Registertonnen.

25. Juli. Entsetzliches Trommelfeuer in Flandern. Glückliches Vorpostengefecht bei Monchy. Erstürmung französischer Stellungen bei Ailles; 1450 Gefangene. — Einnahme von Buczacz, Tlumacz, Ottynia und Delatyn. Die Russen räumen ihre Karpathenstellungen bis Kirlibaba. — Seit Beginn des uneingeschränkten Tauchbootkriegs sind bisher über 5 Millionen Registertonnen versenkt worden.

26. Juli. Erfolgreiche Vorfeldgefechte bei St. Quentin und östlich der Suippes. Vergebliche Gegenangriffe der Franzosen am Chemin des Dames. — Rasches Vordringen der Verbündeten beiderseits des Dnjestr. Sämtliche Flußübergänge zwischen Trembowla und Skomorocze werden erkämpft, Kolomea genommen. Glücklicher fechten die Russen am Oberlauf der Putna. — Den deutschen Tauchbooten fallen wiederum 23500 Registertonnen zum Opfer.

27. Juli. Fortdauer der Artillerieschlacht in Flandern und der vergeblichen französischen Gegenangriffe am Chemin des Dames. Deutscher Fliegerangriff auf Paris. — Siegreicher Vormarsch der Verbündeten gegen den galizischen Grenzfluß Zbrucz. An der oberen Putna müssen österr.-ungarische Streitkräfte unter dem überlegenen Druck des Feindes etwas zurückgehen. — Die deutschen Tauchboote melden aus dem Kanal 20500, von den englischen Küsten 26000 und aus dem Mittelmeer 20000 versenkte Registertonnen. Ein deutsches Tauchboot geht an der französischen Küste verloren. — Erfolgreicher Angriff eines deutschen Luftschiffs auf die Alandsinseln.

28. Juli. Höchstmaß artilleristischer Massenwirkung in Flandern. Beiderseitige Vorstöße lösen dort auch erbitterte Infanteriekämpfe aus. Englische Teilangriffe bei Monchy und St. Quentin bleiben ergebnislos, ebenso Gegenangriffe der Franzosen bei Ailles. Im Luftkampf werden 35 feindliche Flugzeuge abgeschossen. — Die Russen werden bei Husiatyn über die Reichsgrenze gedrängt und auch bei Horodenka geschlagen. Ihre eigenen Angriffe im Oitoztal und am Berg Odobesti mißglücken; nur im oberen Putnatal kommen sie etwas vorwärts. — Italienischer Fliegerangriff auf Idria.

29. Juli. Das deutsche Abwehrfeuer in Flandern bewirkt ein Nachlassen der feindlichen Artillerietätigkeit. Der Angriff von drei französischen Divisionen wird am Chemin des Dames blutig abgeschlagen. — Deutsche Korps erzwingen den Übergang über den Zbrucz und betreten den Boden Podoliens. Auch bei Zaleszczyki, längs des Czeremosz und im Suczawatal werden die Russen weiter zurückgedrängt. Erfolgreiche Gefechte gegen russisch-rumänische Streitkräfte bei Focsani und an der Rimnicul-Mündung. Deutsche Tauchboote versenken im Sperrgebiet um England 23000 Tonnen Handelsschiffsraum und torpedieren den großen englischen Kreuzer „Ariadne“.

30. Juli. Beginn der Infanterieschlacht in Flandern. Ein französischer Vorstoß am Chemin des Dames bricht zusammen. — Weitere Erfolge der Verbündeten am Zbrucz, auf beiden Ufern des Dnjestr und Pruth und in den Waldkarpathen. Schwere, wechselvolle Kämpfe im Bereczeker Gebirge. — Aus dem Atlantik wird die Versenkung von 22500 Registertonnen gemeldet.

31. Juli. Ungeheure Massenangriffe des Feindes in Flandern werden größtenteils abgeschlagen; außer vorgelagerten Trichterstellungen geht nur die Ortschaft Bixschoote verloren. Frisches Draufgehen deutscher Truppen bringt den Franzosen am Chemin des Dames bei La Bovelle eine empfindliche Schlappe bei; über 1500 Gefangene. Auch ein deutscher Vorstoß auf dem westlichen Maasufer ist erfolgreich. — Die russischen Stellungen an der Bahn Horodenka —Czernowitz werden durchbrochen und in den Waldkarpathen wichtige Talsperren genommen, feindliche Angriffe nördlich des Casinatals abgewiesen. — Deutschen Tauchbooten fallen auf dem nördlichen Kriegsschauplatz 24000 Tonnen Schiffsraum zum Opfer.

1. August. In der großen Infanterieschlacht in Flandern vermag der Feind keine weiteren Vorteile zu erringen, während die deutsche Linie teilweise durch Gegenstoß vorverlegt werden kann. Am Chemin des Dames und auf dem westlichen Maasufer wiederholen die Franzosen ihre vergeblichen Gegenangriffe. — Die Russen werden nach Chotin zurückgedrängt, und auch ihre Karpathenfront ist im Weichen. Starke russisch-rumänische Angriffe am Casinului.

Der Krieg zur See.

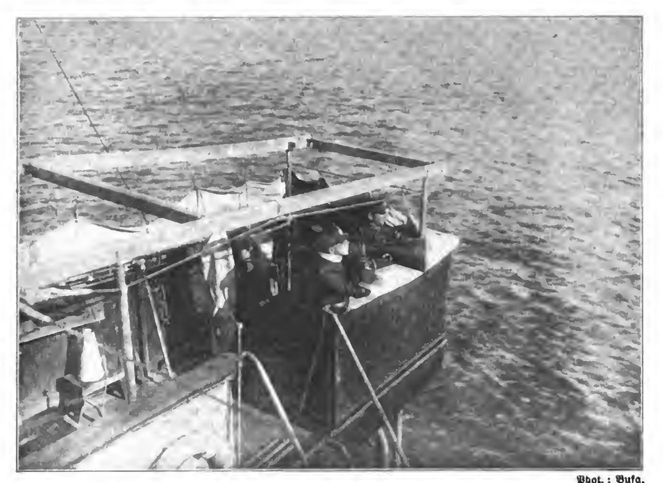
Um die Freiheit des Weltmeers.

II. Der „Möwe“ zweite Kreuzerfahrt.

Von **C. Ulrich.** Mit 6 Abbildungen.

Nach Beendigung der so überaus glänzenden Kreuzerfahrt der „Möwe“ im Februar 1916 hatte man von ihr nichts wieder gehört, sie schien vollständig verschwunden zu sein, verschwunden wie einst im Weltmeer, als die Engländer vergebens nach ihr fahndeten; nur unbestimmte Gerüchte tauchten bisweilen auf, daß sie hier und da in den deutschen Meeren gesehen worden sei. Trotzdem war zu erwarten, daß sich ihr Führer nicht mit dem Erreichten zufrieden geben, sondern daß er zu passender Zeit mit seinem bewährten Schiff eine zweite Fahrt wagen würde. Davon waren die Engländer genau so überzeugt wie wir, und die Folge davon konnte nur sein, daß sich die Durchführung der neuen Fahrt um so schwieriger gestalten würde, denn es mußte für unsere Feinde eine Ehrensache sein, den berühmten Kreuzer, der sie so genarrt und geschädigt hatte, abzufangen oder zu vernichten. Ein Unternehmen, das erwartet wird und dessen Ziele zu erraten sind, ist leichter zu vereiteln, und ein Wagnis, das man mit Bestimmtheit vermutet, erfolgreicher zu verhindern als eine Tatsache zu beseitigen, vor die man überraschend gestellt wird. Andererseits hatten aber Führer und Mannschaft der „Möwe“ auf der ersten Fahrt eine Menge Erfahrungen gesammelt, die ihnen bei der Wiederholung des Wagestücks zugute kommen mußten, denn diesesmal fuhren sie nicht auf gut Glück und im Vertrauen auf ihren Wagemut und ihr Geschick ins Blaue hinein, sondern sie wußten genau, worauf es ankam und daß es Gefahren aller Art zu überwinden galt.

Nicht erst um die Jahreswende begann diesesmal die Fahrt, sondern im November 1916. Es dunkelte, als die „Möwe“ den Hafen verließ, und ihre Abreise wird von Unbeteiligten kaum bemerkt worden sein, denn nur die nächsten



Phot.: Bufa.

Abb. 1. Auf der Kommandobrücke der „Möwe“. Megaphonspruch zu der Mannschaft eines versenkten Dampfers.

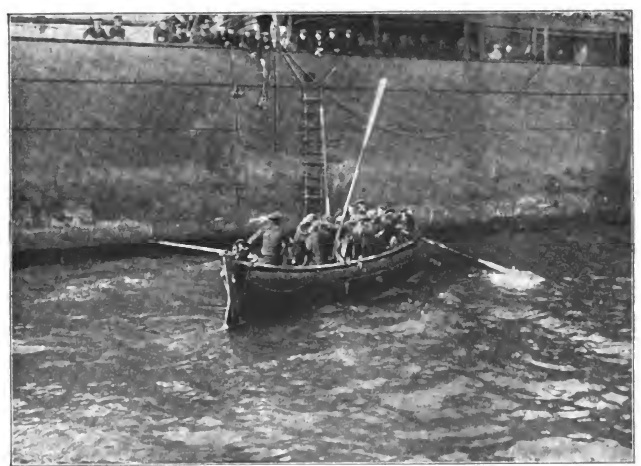
Beteiligten wußten etwas Genaueres; so geheim wurde Fahrt und Zweck gehalten, daß sogar die Besatzung erst später ahnte, daß es sich nicht nur um eine Übungsfahrt handelte. Dann war die Freude allerdings groß. Aber auch nur so konnte das Geheimnis wirklich gewahrt werden, selbst die amerikanische Botschaft, die damals ihre gemeingefährliche Rolle noch spielen konnte und ihre Spione überall hatte, wird nichts erfahren haben.

Sobald der Hafen verlassen worden ist, erhält die „Möwe" ein neues Kleid; aus dem Kriegsschiff wird ein harmloser Frachtdampfer, der am nächsten Tag unauffällig an Handelsschiffen und Fischerbooten vorüberfährt, die sich nicht im geringsten um ihn kümmern; der schlagendste Beweis, daß der mit der Änderung beabsichtigte Zweck erreicht ist.

Das Wetter ist anfangs neblig, später wird der Wind stärker und die Luft immer undurchsichtiger, aber unbeirrt bahnt sich die „Möwe" ihren Weg durch die Wogen der Nordsee. Als sie am nächsten Morgen ein norwegisches Leuchtschiff sichtet, wird es auch der Mannschaft klar, daß es sich diesesmal wieder um ein größeres Unternehmen handelt und daß es endlich wieder mal gegen den „Engelsmann" geht. Inzwischen ist das Wetter noch schlechter geworden, der Sturm packt die „Möwe", daß sie unheimlich schlingert. Scheinbar ist's ein schlechter Anfang, der aber auch sein Gutes hat; kein Feind stört die Fahrt, kein Engländer ist zu sehen, und deshalb verzichtet Graf Dohna auf den weniger gefährlichen aber weiteren Umweg und wagt den unmittelbaren Durchbruch. Bald ist die unsicherste Gegend durchquert und die Sperrkette, die nach Englands Ansicht Deutschland von der Außenwelt abschließt, ohne Schwierigkeit durchbrochen. Nach weiterem heftigen Kampf mit Wind und Wetter wird der Atlantische Ozean unbehindert erreicht. Nun kommt es nur darauf an, eine der Dampferstraßen zu erreichen und dort etwas Glück zu haben, dann kann der Handelskrieg beginnen, alles übrige wird sich von allein finden.

Das Glück war der „Möwe" auch hold. Schon am 1. Dezember kam die erste Rauchwolke in Sicht, ein Engländer wurde von seinem Unstern in die Nähe der „Möwe" geführt; er mußte nur richtig gefaßt werden. Aber schon war es zu dunkel und die See ging zu hoch, so daß eine nähere Bekanntschaft nicht ratsam erschien. Deshalb wurden die Lichter gelöscht und alles so eingerichtet, daß der Engländer bei der beabsichtigten zweiten Begegnung in der „Möwe" ein neu aufgekommenes Schiff vermuten mußte. Nur Vorsicht konnte zu gutem Ende führen, weil der gegnerische Dampfer Funkentelegraphie und ein Geschütz von nicht geringem Kaliber besaß. Daher pirscht sich die „Möwe" auf etwa 400 Meter heran und gibt sich dann erst als deutsches Kriegsschiff zu erkennen. Trotzdem versucht der Dampfer, der „Voltaire", (8600 Tonnen, 95 Mann Besatzung) zu entkommen, ja es wird sogar der Versuch gemacht, das Geschütz zu benützen, und außerdem um Hilfe gefunkt. Da hilft nichts, es muß etwas nachgeholfen werden; ein paar Salven haben die beste Wirkung, der „Voltaire" stoppt. Er befand sich ohne Ladung auf der Fahrt nach Amerika, wahrscheinlich um Fleisch zu holen, wenigstens weisen die Kühlräume darauf hin. Einen so großen Dampfer hatte die „Möwe" bisher noch nicht erbeutet, die berühmte „Appam", die Glanznummer der ersten Fahrt, hatte nur 7800 Tonnen. Die Besatzung des „Voltaire" bestand aus allen Rassen der Erde, aus Schwarzen, Gelben, Braunen und auch aus Weißen, aber deren Vertreter waren auch darnach, wie überhaupt die Mannschaften der englischen Schiffe durchschnittlich noch minderwertiger waren als bei der ersten Kreuzerfahrt. So konnten z. B. die Leute des „Voltaire" bei der schweren See kaum ein Boot von der Stelle bringen und mußten die Hilfe der „Möwe"-Besatzung in Anspruch nehmen. Durch ihre Menge füllten sie die Gefangenenräume gleich übermäßig; das Schiff wurde selbstverständlich versenkt.

Der zweite Dampfer, der vor den Bug der „Möwe" kam, war ein Reinfall. Er sah wie ein Engländer aus, wurde deshalb angehalten und gehorchte auch schnellstens. Bis dahin ging die Sache ganz vorzüglich, aber nun kam das unangenehme Ende; der Dampfer entpuppte sich als ein Amerikaner, der 9000 Tonnen Fleisch auf Rechnung der Belgischen Unterstützungskommission geladen hatte. Er muß natürlich unbehelligt bleiben, und wird zum Dank dafür in einigen Tagen die „Möwe", ihr Aussehen, den Ort des Zusammentreffens usw. mit tödlicher Sicherheit verraten, so daß daraufhin die feindliche Schiffahrt überall gewarnt und die auf Überraschung berechnete Wirksamkeit beeinträchtigt werden wird. Aber es läßt sich nicht ändern. Dafür läuft am gleichen Tag ein nach Brest bestimmter Norweger von 3000 Tonnen, vollgestopft mit den schönsten Bannwaren der „Möwe" ins Garn. Selbstverständlich wird er schnellstens auf den Grund des Meeres befördert und die Besatzung auf die „Möwe" herübergenommen.



Phot.: Bufa.

Abb. 2. Anbordnahme der Mannschaft eines versenkten Dampfers.

Das nächste Schiff, der Dampfer „Mount Temple" war wieder eine besonders gute Prise, 9800 Tonnen groß, mit 700 Pferden, Weizen und Eiern als Ladung, nach Frankreich bestimmt, Besatzung 109 Mann, von denen 2 tot und 2 verwundet waren. Fast wäre dieser Fang den Späheraugen der verschiedenen Ausgucks entgangen, so schwach und undeutlich waren bei der weiten Entfernung die Rauchspuren, die seine Anwesenheit vermuten ließen. Durch Zudrehen und schnellste Fahrt und darauf noch durch eine ungefähre Berechnung mußte sein Standpunkt ermittelt werden, und dann erst geht es mit Volldampf auf ihn los. Die Spannung ist groß, ist es ein Engländer? Ist es ein Neutraler? Lohnt sich die Hetze? Jetzt tauchen die Masten auf, dann der Schornstein, hierauf das ganze Schiff, und zuletzt sind auch die Einzelheiten zu erkennen: ja es ist ein Feind! er führt ein Geschütz. — Handelsdampfer mit Geschützen sind jedesmal Feinde, ein sichereres Zeichen gibt es nicht. — Auch dieser Dampfer muß erst eine gut liegende Salve bekommen, ehe die Geschützmannschaft von der Aussichtslosigkeit einer Verteidigung überzeugt ist, daher die Toten und Verwundeten. Nun entsteht eine Panik, alles stürzt durcheinander, jede Ordnung hört auf, bis das Prisenboot den Dampfer erreicht, die deutsche Mannschaft, mit der Pistole in der Hand, Leinen und Leitern fordert, sie endlich erhält, an Bord steigt und den Befehl übernimmt. Jetzt erst kommt wieder Ordnung in die wüste Menge, die einen geradezu trostlosen Eindruck macht. Schnell werden die Schiffspapiere geprüft, die nötigen Meldungen nach der „Möwe gemacht, von ihr wieder Befehle erhalten, und die verschiedenen Arbeiten so schnell wie möglich erledigt, denn jeder Mann kennt sein Amt genau, da sich eine gewisse gleichbleibende Arbeitseinteilung von selbst ergeben hat und jede Gruppe weiß, was sie zu tun hat. Schnelligkeit ist die Hauptsache, jede Minute kann eine Störung bringen, jeden Augenblick ein anderer Dampfer erscheinen, der auch genommen werden soll. Die Papiere, die Post, die Karten werden zusammengesucht und sorgsam mitgenommen, die Besatzung eingebootet, die notwendigen Vorbereitungen zum Sprengen getroffen, der Proviant wird verpackt und alles nach der „Möwe" geschafft; ein fortwährendes Hin und Her von Schiff zu Schiff, bis alles erledigt ist. Dann werden die Ladeluken, Schotten sowie Seitenfenster geöffnet und nun erst verläßt die Mannschaft der Sprenggruppe, die im letzten Augenblick die Zünder angeschlagen hat, das Schiff.

Nach 5—7 Minuten, wenn ihr Boot sich schon ziemlich weit entfernt, wohl auch schon die „Möwe" erreicht hat, erfolgt die Sprengung, worauf das betreffende Schiff sich für gewöhnlich auf die Seite legt und in den Wellen verschwindet, manchmal auch kopheister in die Tiefe geht. So ungefähr ist der Verlauf, einmal sinkt das Schiff langsamer, das anderemal fast zögernd und scheinbar widerstrebend, aber im großen und ganzen unterscheidet sich das Schauspiel nur wenig.

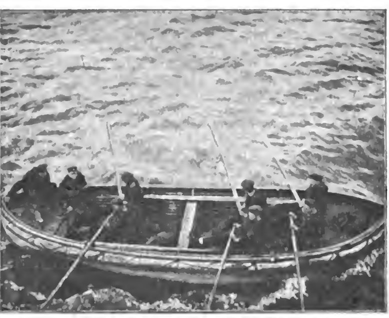
Für deutsche Begriffe geradezu unverständlich ist der englische Bordgebrauch, daß Verwundete oder Kranke, in diesem Falle durch Geschützfeuer Verletzte, also in Erfüllung ihrer Pflicht und ihres Dienstes Verwundete, für die ärztliche Behandlung Honorar zu zahlen haben — und zwar im Verhältnis zur Heuer gar nicht wenig. Es ist dies so selbstverständlich, daß einer der englischen Verwundeten dem deutschen Arzt noch vor der Behandlung eine Pfundnote (20 Mark) entgegenstreckte. Natürlich war er sehr erfreut, als die Annahme verweigert wurde. Der englische Arzt behielt jedoch seinen Geschäftsstandpunkt bei und verlangte, da er an Bord des „Mount Temple" den ersten Verband angelegt hatte, nunmehr von dem deutschen Zahlmeister die Zahlung für diese Hilfe. Nichts kann so grell den Unterschied von deutscher und englischer Berufsanschauung und ärztlichem Standesbegriff veranschaulichen, wie diese Tatsache. Überdies starb einer der englischen Verwundeten bald, ein Opfer englischer leichtfertiger Beschränktheit, denn es ist doch jedermann klar, daß ein Kampf zwischen Kriegsschiff und Handelsdampfer von vornherein zu Ungunsten des letzteren ausfallen muß, und nur blöder Unverstand kann Befehle geben, die nichts wie unnötige Verluste von Menschenleben zur Folge haben.

Ein kleiner Segler „Duchess of Cornwall", mit Salzfleisch nach Gibraltar unterwegs, wird am nächsten Morgen so ganz nebenbei versenkt, er machte wenig Arbeit. Ihm folgt der Dampfer „King George", 3850 Tonnen, der u. a. 600 Tonnen Pulver geladen hatte, und am andern Morgen „Cambrian Range", 5500 Tonnen fassend, die Hälfte der Ladung bestand aus Weizen. Obgleich bereits die ersten funkentelegraphischen Warnungen vor der „Möwe" die Lüfte in englischer und französischer Sprache durchsausen, geht das Geschäft gut weiter. Schon am nächsten Morgen wird der „Georgic", 10100 Tonnen, Hauptladung 1200 Pferde, gesichtet und angehalten, trotzdem er von seinem Geschütz Gebrauch machen wollte. Natürlich ging auch er bald in die Tiefe. Von ihm kamen allein 142 Gefangene an Bord der „Möwe", so daß der Raum schon recht bedenklich knapp wird und die Ernährung auch nicht mehr ganz einfach ist. Auf derartig überraschend zahlreichen Besuch ist die „Möwe" nicht eingerichtet, es wird jetzt schon Zeit, sich seiner zu entledigen, sobald sich die erste Gelegenheit bietet. Sie sollte schneller kommen, als man erwartete, denn schon am folgenden Morgen, den 11. Dezember, wird der „Yarrowdale" genommen, ein sehr guter Fang, da er 100 Autos an Bord hat und außerdem 3200 Tonnen Stahl, sowie Kohlen auf vier Wochen. In einen neutralen Hafen sollte er aber nicht gebracht werden, dazu war seine Ladung denn doch zu wertvoll, lieber sollte der Versuch gewagt werden, die Prise mit den Gefangenen nach Deutschland zu schaffen. Aber so schnell geht die Sache nicht. Wohl ist ein guter Führer vorhanden, Leutnant Badewitz, der auf der ersten „Möwe"-Fahrt die „Westburn" mit 250 Gefangenen nach Santa Cruz brachte, wobei das Schiff beim Verlassen des Hafens rechtzeitig unterging. Badewitz wurde dann mit seinen paar Leuten interniert, war aber bei günstiger Gelegenheit entwischt und hatte sich unter Überwindung von allerlei Abenteuern nach Deutschland durchgeschlagen, wo er sich dann sofort bei Graf Dohna meldete. Er war hocherfreut, als ihm seine Bitte, an einer neuen „Möwe"-Fahrt teilnehmen zu dürfen, nicht abgeschlagen wurde. Vorläufig ist das Wetter zum Umzug tatsächlich zu schlecht, denn 400 Leute wollen untergebracht sein, Proviant haben u. a. m. Zum Überfluß kommt während dieser Zeit noch ein weiterer Dampfer in die Nähe, der trotz Sturmes, Nebels und Regens eingeholt wird und ein Prisenkommando erhält, denn auch er soll wenigstens vorläufig nicht versenkt, sondern der „Möwe" dienstbar gemacht werden. Der Dampfer heißt „Saint Theodore" und hat zur freudigen Überraschung 7000 Tonnen beste amerikanische Kohle als Ladung, eine gute Beute, die die Kreuzerfahrt der „Möwe" auf lange Zeit sicher stellt, denn die Kohlen sind nun einmal die Nerven- und Muskelquellen eines Schiffes, ohne die es nicht fahren und arbeiten kann.

Am nächsten Tage bessert sich das Wetter wieder; wenn auch noch eine starke Dünung steht, kann doch mit dem Umladen begonnen werden. Zweimal wird diese Arbeit in erheblichem Maße gestört, das einemal durch einen Dampfer, dem ausgewichen werden muß, denn drei Dampfer im trauten Verein auf hoher See stilliegend, müssen in den unsicheren Zeiten Verdacht erregen,

das andermal durch einen Bootsunfall; sonst klappt alles vorzüglich und noch an dem gleichen Abend geht der „Yarrowdale" unter Leutnant Badewitz nach der Heimat ab, während der „Saint Theodore" unter Leutnant Köhler als Kohlenschiff nach einem Treffpunkt gesandt wird. Beide sind, um es vorauszuschicken, gut nach ihren Bestimmungsorten gekommen, die Ankunft des „Yarrowdale" in einem deutschen Hafen erhielt die „Möwe" am Sylvesterabend kurz vor Mitternacht durch Funkspruch gemeldet. Hierauf ging die Fahrt der „Möwe" des schlechten Wetters wegen und auf der Suche nach einem sichereren Jagdgebiet nach Süden, denn auf die Dauer hielt weder Besatzung noch Schiff das ununterbrochene scheußliche Wetter aus, es mußte eine Erholungspause gesucht werden, und die war mit Sicherheit nur im Süden zu finden. Da außerdem Graf Dohna mit seinen bisherigen Erfolgen recht zufrieden sein konnte, so war diese Erholung auch sehr berechtigt. Die Beute bestand bis dahin aus 6 Dampfern, davon je einen zu 8600, 9800 und 10100 Tonnen und die übrigen auch von achtbarer Durchschnittsgröße, nur der Segler war mäßig; alles in allem waren bisher rund 50000 Tonnen mit teilweise sehr wertvoller Ladung vernichtet. In den paar Wochen gewiß eine vorzügliche Leistung!

Anfangs schien das Geschäft auch weiter gut fortzugehen. Der erste Dampfer, der daran glauben mußte, war der „Dramatist", der ohne große Umstände genommen wurde, da er trotz Geschützes keine Verteidigung wagte. Die Ursache war nur zu begreiflich, der größte Teil der Ladung bestand aus Explosivstoffen, so daß er bei Kugelwechsel gewärtig sein mußte, sofort in die Luft zu fliegen. Die weitere Ladung, die zu der ersten nicht im geringsten passen wollte, bestand aus kalifornischen Früchten und kam der „Möwe" gut zustatten, denn Weihnachten war in der Nähe. Die darauf folgende Ruhezeit wurde mit dem Reinigen der Kessel und des Schiffes, mit dem Errichten von Ställen für das erbeutete Vieh usw., ausgefüllt. Zum richtigen Zeitpunkt trifft der „Saint Theodore" ein; er soll, bis seine Kohlen gebraucht werden, als Hilfskreuzer dienen. Vorerst wird aber das Weihnachtsfest feierlich begangen. Die Geschenke fallen sehr reichlich aus, wozu das Kieler Rote Kreuz das Seine beigetragen hatte; nicht minder, wenn auch unfreiwillig, der „Dramatist" mit seinen kalifornischen Früchten, so daß selbst für die Neutralen, die auf dem „Saint Theodore" interniert sind, genug abfällt. Ein aus der Mannschaft zusammengesetztes Orchester, das wirklich Hörenswertes leistet, trägt bei, die gehobene Stimmung zu erhalten, die die Feier würdig und weihevoll begleitet. — Als etwas verspätetes Weihnachtsgeschenk wird am 25. Dezember der französische Segler „Nantes", 2600 Tonnen, Ladung Salpeter, aufgebracht; er teilt das Schicksal seiner Vorgänger. Inzwischen ist der „Saint Theodore" für seine neue Tätigkeit eingerichtet, der eingebaute Funkentelegraphieapparat arbeitet zufriedenstellend, die Geschütze sind gut untergebracht und Proviant sowie Munition besitzt er hinreichend. Er ist zur Abfahrt fertig, erhält aber vorher an Stelle seines bisherigen Namens einen neuen, seiner jetzigen Bestimmung entsprechenden; er ist nunmehr der deutsche Hilfskreuzer „Geier" unter dem Befehl des Kapitänleutnants Wolf. Bald verschwindet er im Nebel, um auf eigene Hand den Handelskrieg zu führen.



Aus Graf Dohnas Möwebuch.
Abb. 3. Leutnant Badewitz begibt sich an Bord des „Yarrowdale".

Die folgenden Tage bringen außer schlechtem Wetter nichts. Silvester wird in fröhlicher Weise gefeiert, frohen Sinnes und mit vollem Vertrauen blicken Führer und Mannschaft in die Zukunft, reiche Beute und glückliche Rückkehr erhoffend. Besondere Freude machte die Nachricht, die vorausgreifend bereits erwähnt worden ist, daß Leutnant Badewitz mit dem „Yarowdale" glücklich in Deutschland angekommen war, was mit der Neujahrsansprache bekanntgegeben wird. Am 2. Januar ward die erste Beute im neuen

Jahr gemacht, ein Segler, wieder ein Franzose, „Asnières", Ladung 4200 Tonnen Weizen, auf der Reise nach Bordeaux; er folgte der „Nantes" schnellstens auf den Meeresgrund nach. Beide Segler machten einen guten Eindruck, auch ihre Besatzungen stachen von den englischen sehr ab. Ein kleiner, japanischer Dampfer „Hudson Maru", ein wertloser Kasten mit ebenfalls wertloser Ladung nach einem neutralen Hafen, wird nicht versenkt, sondern als Begleitschiff mitgenommen, denn es ist bald wieder an der Zeit, Gefangene fortzuschaffen, und gerade ein so langsam fahrendes Schiff ist dazu besonders geeignet;



Aus Graf Dohnas Möwebuch.
Abb. 4. Der französische Segler „Nantes", der am Weihnachtstag 1916 versenkt wurde.

ehe es seinen Bestimmungsort erreicht, ist die „Möwe" längst über alle Berge, natürlich Wellenberge. Vorläufig erhält der Dampfer ein Prisenkommando. Nach einigen Tagen kommt der „Radnorshire" mit einer Ladung von 6500 Tonnen Kaffee an die Reihe, und findet bald sein feuchtes Grab. Die Mannschaft der „Möwe" ist jetzt schon so auf die vorkommenden Arbeiten eingedrillt, daß alles ohne besondere Befehle wie am Schnürchen geht, nur ist beim Anfahren größte Vorsicht nötig. Die meisten feindlichen Schiffe sind jetzt bewaffnet und es ist stets zu befürchten, daß sie ihr Geschütz gebrauchen könnten. Obwohl die ganze Schießerei keinen Zweck hat und es nur einmal während der ganzen Fahrt zu einem ernsthaften Gefecht gekommen ist, konnte es doch der Zufall wollen, daß gelegentlich ein schwerer Schaden angerichtet würde. Dem englischen Kohlendampfer „Minich", der in der Nähe befindliche feindliche Kreuzer mit Kohlen versehen hatte, winkt das gleiche Schicksal und nicht lange darauf dem Dampfer „Netherby Hall", der mit 5000 Tonnen Reis beladen war.

An Bord der „Möwe" befinden sich jetzt wieder 370 Gefangene, darunter 170 Inder, es ist also höchste Zeit, die Gefangenen abzuschieben. Der größte Teil von ihnen wird zu diesem Zweck auf den Japaner gebracht, der nach Pernambuco fahren soll, wozu er bestimmt einige Tage braucht. Die „Möwe" sucht inzwischen den „Geier" auf, der schon einige Tage auf sie wartet und auf seiner Fahrt einen kleinen kanadischen Segler zur Strecke gebracht hat.

Am nächsten Tag beginnt die Kohlenübernahme, eine schwierige Arbeit, die leider nicht ohne Unfall abläuft. Ein Heizer erhält so schwere Quetschungen, daß er daran stirbt. Nach seiner Bestattung und nach Beendigung der Kohlenübernahme trennen sich die Schiffe aufs neue, der „Geier" versucht nochmals sein Glück gegen Segler, während die „Möwe" erst die bei der Kohlenübernahme unvermeidlichen Schäden ausbessert und dann den Weg nach der Kapstadtstrecke einschlägt, wo sie reiche Beute zu finden hofft. Leider wurde sie ganz und gar enttäuscht, die dortige Streife hatte auch nicht den geringsten Erfolg; es wurden im ganzen nur zwei Schiffe gesehen, ein Norweger mit Weizen für Norwegen und ein großer englischer Passagierdampfer, der, weil er größere Geschwindigkeit als die „Möwe" besaß, nicht zu erreichen war. Die Strecke war gänzlich verödet, die Zahl der Schiffe schrumpft eben zusammen. In diese Zeit fiel Kaisers Geburtstag, der natürlich gebührend begangen wurde, außerdem erhielt Graf Dohna hier die Nachricht von der Erklärung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges, den er schon längst erwartet hatte und von dessen Wirkung er sich das beste verspricht.

Nach diesen schlechten Erfahrungen, über denen fast ein Monat verloren ging, wurde alsbald wieder nach Südamerika zurückgefahren, vielleicht war dort der „Möwe" mehr Glück beschieden. Hierbei wurde die Äquatortaufe in der bekannten Weise gefeiert, sonst vergingen die Wochen gleichmäßig ohne besondere Ereignisse, aber Langeweile trat nicht ein, denn es wurde immer für genügende Abwechslung gesorgt, teils durch Arbeit, an der es an Bord ja nie fehlt, teils durch Sport und Spiel, Wettkämpfe usw. Am 11. Februar stellte sich der „Geier" pünkt-



Abb. 5. Die Kriegsgefangenen der „Möwe" an Deck. Phot.: Bufa.

lich ein, auch er hatte nicht viel geschafft, aber wenigstens einen Segler versenkt. Im Schutze einer Insel wurde dann der Rest seiner Kohlen auf die „Möwe" übernommen und er auf den Grund des Meeres befördert, weil er nunmehr seinen Zweck als Kreuzer und Kohlenschiff erfüllt hatte. Jetzt endlich begannen auch wieder bessere Zeiten. Schon am 15. wird der Dampfer „Brecknockshire" mit 7000 Tonnen Kohlen versenkt. Er war ein ganz neues Schiff, das seine erste Reise machte. Die Bemannung ist geradezu kläglich; es wurde nicht einmal versucht, das mitgeführte 12-cm-Geschütz zu benutzen. In der folgenden Nacht ereilt den Dampfer „French Prince", Hafer als Ladung, das gleiche Schicksal, warum mußte er die Wege der „Möwe" kreuzen. Ihn hatte die „Möwe" schon am Vormittag gesichtet, mußte aber erst den „Brecknockshire" erledigen, ehe sie dem „French Prince" folgen konnte, dessen Kapitän sich schon in Sicherheit wähnte. Während der „French Prince" noch sinkt, wird ein anderer Dampfer gemeldet, die „Eddi", die in abgekürztem Verfahren genommen und den anderen nachgeschickt wird. Die Sache schien jetzt gut gehen zu wollen, denn schon sind bei frühstem Morgengrauen wieder zwei Rauchwolken zu erkennen. Aber manchmal wird zu früh gejubelt, sie erscheinen beim Näherkommen nämlich ziemlich verdächtig. Sollte es tatsächlich eine Falle sein, die da herangeschwommen kommt, das erste Schiff die Lockspeise, das andere die eigentliche Falle, der Kreuzer, der die „Möwe" bei der Arbeit überraschend angreifen und kampfunfähig machen sollte? Es gibt glücklicherweise gewisse Ahnungen, die selten trügen; auch hier trog der Verdacht nicht. Die „Möwe" zieht es vor, sich rechtzeitig zu empfehlen, obwohl es Graf Dohna schwer wird, das Feld zu räumen; aber auch bei einem glücklichen und erfolgreichen Gefecht wäre voraussichtlich nicht viel mehr herausgekommen, als daß die „Möwe" einen neutralen Hafen zur Wiederherstellung der unausbleiblichen Beschädigungen hätte aufsuchen müssen. Bald zeigte sich auch die Richtigkeit des Argwohns, denn der feindliche Kreuzer beginnt die Jagd; nach Funksprüchen zu urteilen, muß auch noch ein zweiter in der Nähe sein. Die Jagd bleibt aber erfolglos, weil es Graf Dohna im Schutz einer Bö abzubiegen gelingt und der Kreuzer daraufhin einen zufällig aufkommenden Frachtdampfer verfolgt und so die Spur der „Möwe" verliert. Es war ein ergötzliches Schauspiel, als der Kreuzer auf den Frachtdampfer zu hält und ihn beschießt, so daß dieser unter großer Rauchentwick-

lung seine Fahrtrichtung ändert und beide, Verfolger und Verfolgter, auf diese Weise schnell aus dem Gesichtskreis entschwinden. Was aus ihnen geworden ist, wie und wann sich der Irrtum aufgeklärt hat, werden wir nie erfahren. Jedenfalls war die „Möwe" gerettet. Sie hat niedrige Masten und kann sehr gut rauchlos fahren, so daß sie tatsächlich auf weitere Entfernungen schwer zu erkennen ist, weniger verständlich war dagegen die Verwechslung mit dem Frachtdampfer, da dieser keine Ähnlichkeit mit der „Möwe" besaß, er führte z. B. drei Masten.

Nach dieser Erfahrung wird natürlich von der Dampferstraße abgebogen; etwas Besseres konnte Graf Dohna tatsächlich nicht tun, denn schon am anderen Morgen brach durch die Überanstrengung ein Kessel zusammen, dessen Wiederherstellung ein paar Tage beanspruchte. Darauf richtete die „Möwe" ihre Fahrt nach Norden, wobei sie die „Katherine", einen englischen Dampfer mit 4500 Tonnen Weizen abfängt und versenkt. Somit sind zu den ersten 50000 Tonnen neue 40000 hinzugekommen, darunter wieder sehr wertvolle Ladungen. An Weizen sind im ganzen etwa 14 000 Tonnen (280000 Zentner), an Kaffee 6500 Tonnen (130000 Zentner), an Reis 5000 Tonnen (100000 Zentner) versenkt worden, um nur Nahrungsmittel zu nennen, solche Mengen müssen unbedingt Einfluß auf die Verpflegung eines Landes haben; aber auch die 2000 Pferde, die 14000 Tonnen Kohlen, der Hafer, der Salpeter, die Munition, der Stahl, die Autos usw. fallen ins Gewicht, jetzt um so mehr, als die U-Boote in die gleiche Kerbe hauen und mithelfen.

Nun ist es aber an der Zeit heimzukehren, die Tage werden länger und das Schiff ist stark mitgenommen. Deshalb werden die Kessel nochmals genau gereinigt, denn die „Möwe" muß sich auf sie verlassen können, steht ihr doch der schwerste Teil der Fahrt bevor. Dennoch hofft Graf Dohna immer noch auf weitere Prisen, deren Mannschaften nicht mehr fortgeschickt werden können, weshalb der nötige Platz geschafft werden muß, so gut es eben geht. Das erste Schiff, das erwischt und versenkt wird, ist die „Rodanthe", ohne Ladung, nach Kuba bestimmt, um Zucker zu holen, ihre Kanone wird an Bord der „Möwe" gebracht. Das nächste Opfer ist die „Esmaralde" auf der Fahrt nach Amerika, um Pferde zu holen, sie hat für 2000 Platz; auch ihr Geschütz kommt auf die „Möwe". Mit diesen beiden Schiffen sind die sehnlichst gewünschten 100000 Tonnen erreicht.

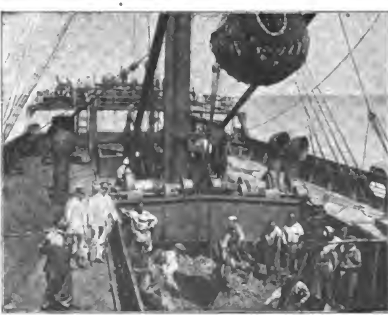
Bald setzt wieder sehr schlechtes Wetter ein. Mitten in Nebel, Sturm und Regen stößt die „Möwe" auf einen großen Dampfer, der zu entwischen sucht und nur schwer von der „Möwe" eingeholt werden kann. Er hat den Vorzug des ruhigen Ganges, während die „Möwe" höchst unangenehm stampft und schlingert und dadurch an Beweglichkeit und Schießsicherheit sehr eingebüßt hat. Sie geht deshalb bis auf 2000 Meter heran, ehe sie den Warnungsschuß abgibt. Der Gegner war aber gut vorbereitet und außerdem durch den ruhigen Gang im Vorteil, er erwidert die Schüsse und so kommt es zu einem regelrechten Gefecht, bei dem leider auch die Bemannung der „Möwe" Verluste hat, 2 Tote, 5 Schwer- und 3 Leichtverletzte, da die meisten feindlichen Schüsse gut liegen. Das Ende wird dadurch nicht beeinflußt, bald brennt das feindliche Schiff, der „Otaki", und der überlebende Teil der Mannschaft verläßt ihn auf drei Booten, die von den Unseren mühsam gesucht werden müssen. Die Insassen sind heilfroh, daß sie aufgenommen werden, denn ein großer Teil der Mannschaft des „Otaki" ist während des Gefechtes gefallen oder mit ihm untergegangen, darunter der Kapitän. In den Gefangenenräumen der „Möwe" war bei dem ersten Einschlagen der Granaten ein wilder Schrecken entstanden, die Gefangenen hatten sogar versucht, den Ausgang zu stürmen, waren aber schnell durch die Wachen zur Vernunft und Ruhe gebracht worden. Die getroffenen Einrichtungen hatten sich bewährt. — Das Gefecht war wieder völlig überflüssig gewesen und hatte den Engländern nur eine größere Anzahl Leute gekostet, ohne irgendwie dem Schiff zu nützen, das bald nach dem Gefecht auf dem Grund des Meeres lag. Daß auch auf der deutschen Seite Verluste zu beklagen waren, war noch bedauerlicher, denn leider starben alle Schwerverwundeten, der letzte im Kieler Lazarett; sie ertrugen ihre fürchterlichen, von Brandwunden herrührenden Schmerzen mit großer Fassung und unterdrückten sie mit geradezu übermenschlicher Beherrschung, die Bewunderung forderte. Im Gegensatz hierzu benahmen sich die verwundeten Inder recht kläglich, sie jammerten ständig und beteten fortwährend, obwohl ihre Wunden verhältnismäßig geringfügig waren.

Die Beerdigung der Gefallenen gestaltete sich kurz und würdig. Alle Mann traten auf Achterdeck an, das Schiff hatte gestoppt, die Flagge war halbmast gesetzt, der erste Offizier verlas ein Gebet und dann wurden die Toten, begleitet von dem Bootmannspfiff, der im gewöhnlichen Leben eine Ehrenbezeugung für an und von Bord gehende Offiziere ist, über Bord gegeben.

Es sind einige feierliche, zu Herzen gehende Augenblicke. Aber lange kann den Toten nicht nachgetrauert werden, die Pflicht ruft, die Lebenden müssen ihre Aufgaben erfüllen. Graf Dohna spricht sein Lob für das gute Verhalten während des Gefechtes, beim Löschen des Brandes und dem Stopfen des Leckes aus, darauf werden die verschiedenen größeren und kleineren Schäden ausgebessert, und weiter geht die Fahrt nach Norden, neuen Opfern, neuen Abenteuern, neuen Gefahren entgegen, denn immer näher rückt der zweite Durchbruch, der schwierigste Teil der Fahrt.

Trotz der Überfüllung der Gefangenenräume ist Graf Dohna gewillt, jedes feindliche Schiff, das ihm begegnet, zu nehmen und zu versenken, er will zeigen, daß die Schießerei des „Otaki" ihn keineswegs an der Fortsetzung seiner Tätigkeit hindert. Schon am 13. März, das Gefecht war am 10., kommt der Dampfer „Demeterton" der „Möwe" ins Gehege; da er sein Geschütz zu gebrauchen versucht, wird sofort gefeuert. Hierauf geschieht das übliche, nur mit dem Unterschiede, daß der „Demeterton" zum Kentern gebracht werden muß, weil der 6000-Tonnen-Dampfer Holz als Ladung führt und anders nicht zum Sinken zu bringen ist. Besonders erwähnenswert ist, daß an der Wand seines Kartenhauses eine große Zeichnung der „Möwe" angebracht war, beziehungsweise eine Zeichnung, die die „Möwe" darstellen sollte, damit sie sofort erkannt würde. Aber gerade diese Zeichnung war schuld daran, daß der Kapitän der „Möwe" traute und nicht auswich. Wohl war sie ihm anfangs verdächtig vorgekommen, nachdem er sie aber mit der Zeichnung verglichen und gerade die als wesentlich angegebenen Merkmale nicht gefunden hatte, glaubte er, beruhigt sein zu können und lief jetzt erst recht in die Hände der Deutschen.

Nun war nach Ansicht des ersten Offiziers auch nicht mehr der geringste Platz für Gefangene vorhanden. Trotzdem mußte am nächsten Tage noch ein zweiter Dampfer daran glauben. Es war wieder die alte Geschichte nur mit einigen Neuerungen; der Gegner versuchte zu feuern, bekam aber eine Salve, daß die Stücke an Bord nur so herumflogen und Graf Dohna glaubte, er hätte genug. Der feindliche Kapitän versuchte dennoch zu entwischen, darum neues Feuer und wieder Pause, darauf nochmals erneuter Versuch zu entkommen. Nun endlich ist es mit der Geduld der Deutschen aus, die Geschosse schlagen ununterbrochen in das feindliche Schiff, bis es endlich anhält. Wiederum hat es bei den Engländern eine Anzahl Verwundete und Tote gegeben; neue unnötige Opfer falscher Befehle und Anweisungen. Das Schiff, der „Governor", steht in Diensten der englischen Admiralität, es folgt schnellstens seinen Vorgängern und findet ebenfalls eine Ruhestätte im Ozean. Es war die letzte Beute, denn die „Möwe" traf keine feindlichen Schiffe mehr, auch hätte sie jetzt tatsächlich keinen Platz mehr für Gefangene gehabt.



Aus Graf Dohnas Möwebuch.
Abb. 6. Kohlenübernahme. Die Schlinge oben faßt 20 Zentner.

Nun näherte sie sich den feindlichen Aufklärungslinien, dem sogen. englischen Blockadegebiet, dem Deutschland zugedachten Hungergürtel, aber kein Schiff, keine Rauchwolke war zu sehen, wahrscheinlich lagen die englischen Kreuzer mit der übrigen Flotte an Schottlands Küste in sicherem Versteck. Selbstverständlich wird mit aller Vorsicht gefahren, die Wachsamkeit ist erhöht, die Ausguckposten sind verstärkt, die Mannschaften ständig dienstbereit, die Gefangenen müssen mehrere Tage unter Deck bleiben; aber alles ist überflüssig, vom Feinde ist nichts zu sehen, der „Möwe" bleibt jeglicher Kampf erspart. Das U-Boots-Sperrgebiet wird sorgfältig vermieden, damit der deutsche Kreuzer nicht etwa nach erfolgreicher Fahrt noch kurz vor dem heimischen Hafen durch deutsche Waffen ein unrühmliches Ende fände. Hierbei berührt die „Möwe" die Strecke, wo sich das U-Boot-Gebiet bis nahe an

die norwegische Hoheitsgrenze erstreckt, und die Besatzung kann den starken Verkehr beobachten, der dort herrscht und am besten beweist, wie auffällig die neutrale Schiffahrt die Sperrzone meidet und welch ein Tonnenausfall für England hieraus entspringt. — Weiter geht es nach Süden und schon befindet sich die „Möwe" auf neutralem Gebiet, jetzt dürfen die neutralen Gefangenen auch wieder auf Deck und mancher Däne kann seine Heimat aus nächster Nähe begrüßen. Der strenge Nachwinter machte sich hier sehr bemerkbar, oft mußte die „Möwe" ihren Weg durch dicke Eisfelder bahnen. Gerade während sie dies wieder einmal tut, kommt ein kleines Fahrzeug auf sie zu mit einem Geschütz an Bord, das drohend auf sie gerichtet ist. Gleichzeitig kommt der Anruf: „Stoppen Sie sofort!" derselbe Anruf, den die „Möwe" selbst genügend oft gebraucht hat. Das Schiff führt die deutsche Kriegsflagge, jetzt ist die Heimat erreicht. Die „Möwe" antwortet durch Aufsetzen der deutschen Kriegsflagge und des Erkennungszeichens; ein dreimaliges Hurra ist die Antwort.

Nun sind es nur noch wenige Stunden bis Kiel, während deren die „Möwe" wieder ihr kriegsschiffmäßiges Kleid anlegt; gleichzeitig meldet Graf Dohna ihre Rückkehr bei allen vorgesetzten Behörden. Die erste Antwort ist ein herzliches Begrüßungstelegramm des Flottenchefs, das sofort vervielfältigt und in allen Mannschaftsräumen ausgehängt wird.

Als die „Möwe" im Kieler Hafen einlief, wurde Graf Dohna und den Seinen die Ehre zuteil, daß S. Kgl. Hoheit Prinz Heinrich von Preußen mit seinem Boot längsseits des Kreuzers kam, ihn bestieg, die Besatzung begrüßte und ihren Führer zum Flottenchef auf das Flottenflaggschiff nahm. Das waren die ersten Ehrungen und Auszeichnungen für den Führer und seine Begleiter, denen sich eine große Reihe anderer anschloß; gleicherweise kamen aus allen Teilen Deutschlands eine Menge Beweise der Anteilnahme an dem Gelingen des Unternehmens. — —

Die zweite „Möwe"-Fahrt hatte nicht nur uns und unseren Freunden, sondern auch unseren Feinden und den Neutralen aufs neue bewiesen, daß die angebliche Seeherrschaft Englands und die Seeblockade Deutschlands nur auf dem Papier steht, denn sie ist nunmehr genügend oft gebrochen worden, so ist z. B. zurzeit noch ein zweiter Kreuzer, der „Seeadler" unter Graf Luckner, draußen und scheint in die Fußtapfen seines Vorgängers zu treten. Gegen solches Pflichtgefühl, solchen Unternehmungsgeist und Tatendrang, gegen derartige Freude an Kampf und kühnem Wagen, wie sie unsere Flotte beherrschen, kann England nie und nimmer aufkommen, auch wenn es die ganze Welt gegen uns hetzt. Kreuzer und U-Boote im Handelskrieg vereint, bringen auch das reichste England zur Strecke, jenes England, das uns und unsere Freunde erst durch die Waffen und Massen seiner Verbündeten, dann durch Hunger, hierauf durch das eigene Aufgebot und zuletzt durch den Wirtschaftskampf niederzwingen wollte. Nichts von allem ist ihm gelungen oder wird ihm je gelingen. An dem Heldenmut unserer unvergleichlichen Truppen haben sich seine Verbündeten verblutet und jetzt verbluten Englands Söhne selbst zu Tausenden in Flandern und Nordfrankreich in vergeblichem Ansturm; der Hunger und die Entbehrungen aller Art spüren die Herren an der Themse wohl noch mehr als wir, und das Geschäft, das England als Kaufmann während des Krieges zu machen gedachte, ist mißglückt; an seine Stelle treten Japan und Nordamerika. Es wollte uns mit seinen silbernen Kugeln bezwingen, sie sind längst verschossen und es muß sie sich bereits anderswo leihen, während wir die unseren noch dem Eignen entnehmen; und im Wirtschaftskrieg, dem letzten Versuch, versagen schon seine Verbündeten, ehe er begonnen hat. Wahrlich, das schlau ausgeklügelte Geschäft hat gänzlich versagt, der Gewinn ist ausgeblieben und der Verlust wird von Tag zu Tag größer. Durch den Heldenmut unserer Marine geht Englands Seeherrschaft in die Brüche, von Tag zu Tag nagen die Ratten, die Churchill in ihren Löchern ausgraben wollte, immer größere Löcher in den Bestand der englischen Handelsflotte, so daß sie in Jahren nicht wieder auf ihre alte Höhe kommen kann. Geht es noch eine Weile so weiter, wird die englische Kriegsflotte gegen Ende des Krieges nicht mehr viel zu schützen haben. Wir haben ja gesehen, daß die Erfolge der Kreuzerfahrt fast nur auf Kosten Englands erreicht worden sind, zwei Franzosen, ein Neutraler, das übrige Engländer; das Verhältnis des U-Boot-Krieges ist auch nicht viel anders, und das ist das Ende für Englands angemaßte Seeherrschaft und der Anfang der Freiheit des Weltmeers für alle Staaten, für die kleinen ebenso wie für die großen.

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

General Freiherr von Freytag-Loringhoven. Mit 1 Abbildung.

Der gegenwärtige Leiter unseres stellvertretenden Generalstabs Hugo Freiherr von Freytag-Loringhoven ist zwar ein kerndeutscher Mann, hat aber trotzdem ein gewisses internationales Gepräge. Er wurde nämlich am 25. Mai 1855 in Kopenhagen als Sohn eines russischen Diplomaten geboren und entstammt einer Familie des westfälischen Uradels, von der ein Zweig sich im 15. Jahrhundert in Livland niederließ. Der ursprüngliche Geschlechtsname war Fryoag. Der heutige General hat auch seine Wehrpflicht in einem russischen Infanterieregiment abgedient, trat dann aber in deutsche Dienste, und zwar 1876 zunächst als Leutnant beim 2. Garderegiment. Neun Jahre später erfolgte seine Beförderung zum Oberleutnant, und gleichzeitig wurde er auf die Kriegsakademie geschickt, die er bis 1889 besuchte. 1890 kam er nochmals in sein altes Regiment zurück, wurde im Jahr darauf Hauptmann und zum Großen Generalstab einberufen, dem er mit zwei verhältnismäßig nur kurzen Unterbrechungen angehörte, bis er Divisionskommandeur wurde. Schon 1892 wurde der junge Generalstabshauptmann Lehrer an der Kriegsakademie, 1895 Kompagniechef bei den Breslauer Grenadieren Nr. 11, aber schon 1898 wieder als Major und Lehrer an der Kriegsakademie in den Großen Generalstab zurückversetzt. Als Oberstleutnant wurde er Abteilungschef und hat als solcher viele Jahre hindurch der kriegsgeschichtlichen Abteilung I vorgestanden. Der April 1907 brachte ihm die Ernennung zum Obersten, und als solcher kam er nochmals zur Front, indem er von 1908—1909 an der Spitze der 12. Grenadiere in Frankfurt a. d. O. stand. Nach abermaliger Rückkehr in den Großen Generalstab, erfolgte seine Ernennung zum Quartiermeister, und bald darauf die zum Generalmajor und Oberquartiermeister sowie zum Mitglied der Studienkommission der Kriegsakademie. Am 1. Oktober 1913 wurde Freiherr von Freytag-Loringhoven Generalleutnant, am 8. Dezember des gleichen Jahres übernahm er an Stelle des in türkische Dienste getretenen Generalleutnants Liman von Sanders die Führung der 22. Division in Kassel.

Während seiner Tätigkeit im Großen Generalstab leitete Freiherr von Freytag-Loringhoven die Herausgabe der „Studien für Kriegsgeschichte und Taktik" und der „Vierteljahrshefte für Truppenführung"; er verfaßte außerdem selbst eine lange Reihe von wertvollen kriegswissenschaftlichen Veröffentlichungen, die seinem Namen Weltruf verschafft haben. Genannt sei hier nur „Napoleons Initiative 1809 und 1814" (1896), „Aufklärung und Armeeführung" (1900), „Studien über Kriegsführung auf Grund des nordamerikanischen Sezessionskrieges in Virginien" (4 Bände, 1901), „Die Macht der Persönlichkeit im Kriege" (1905), „Der Infanterieangriff in den neuesten Kriegen" (1905),



General Freiherr von Freytag-Loringhoven.

„Das Exerzierreglement für die Infanterie, kriegsgeschichtlich betrachtet" (1907), „Kriegslehren nach Clausewitz aus den Feldzügen von 1813 und 1814" (1907), „Die Heerführung Napoleons in ihrer Bedeutung für unsere Zeit" (1910), „Krieg und Politik der Neuzeit" (1911), „Biographie des Feldmarschalls Graf Schlieffen" (1912), „Die Führung in den neuesten Kriegen" (4 Bde., 1912/13), „Die Grundbedingungen des kriegerischen Erfolges" (1914). Alle diese Schriften beruhen auf sorgfältigem Quellenstudium und zeichnen sich durch starke, das Wesen der Sache treffenden Darstellungskraft sowie durch klare und schöne Sprache aus. Gestützt auf sichere Kenntnis der im Kriege wirkenden Kräfte,

sieht Freytags scharfer, nicht durch Schulmeinungen getrübter Blick die wirklichen Ursachen des Geschehens, und seine geschichtlichen Arbeiten bieten deshalb außerordentlich reiche Belehrung und bringen dem Leser unmittelbar praktischen Gewinn. Er bewegt sich dabei auf den von Clausewitz, Schlieffen und Moltke eingeschlagenen Bahnen und hat es verstanden, die Lehren dieser großen Strategen dem neuzeitlichen Bedürfnis anzupassen. Dabei ist er aber auch ein ausgezeichneter Praktiker, und diese seltene Verbindung von militärwissenschaftlichen Kenntnissen mit praktischer Erfahrung ermöglichen ihm eine große Sicherheit in der Beurteilung kriegerischer Vorgänge. So ist General von Freytag einer unserer glänzendsten, befähigsten und kenntnisreichsten Offiziere geworden, und in seiner eigenartigen Persönlichkeit vereinigt sich ein wahrhaft männlicher Charakter mit hervorragenden Geistesgaben und tiefgründiger Bildung. Wer jemals mit General von Freytag in Berührung gekommen ist, hat sich der Einwirkung dieses ungewöhnlichen Mannes mit den durchgeistigten Zügen, dem scharfen durchdringenden Verstande, dem lauteren Charakter und den liebenswürdigen Umgangsformen nicht zu entziehen vermocht. Daher schreibt sich auch seine große Beliebtheit nicht nur bei uns, sondern auch im befreundeten Auslande.

Es war deshalb gewiß eine glückliche Wahl, als Generalleutnant Freytag bei Ausbruch des Weltkrieges dem österreichisch-ungarischen Oberkommando zugeteilt wurde. Im späteren Verlauf des Krieges wurde er dann zum General-Quartiermeister ernannt und hat sich auch in dieser Stellung wieder als ein erfolgreicher Lehrer und Bildner und als der vielleicht beste Kriegspsychologe des Heeres bewährt. Jeder Generalquartiermeister drückt seinen Berichten trotz der gebotenen Knappheit in der Form immer ein besonderes Gepräge auf. Das hat sich namentlich in diesem Krieg recht deutlich feststellen lassen, so zu Beginn bei den Berichten des jetzigen Kriegsministers General von Stein und gegenwärtig bei denen Ludendorffs. Auch die Schreibweise des Freiherrn von Freytag-Loringhoven war selbst ohne Namensunterschrift aus den Tagesberichten leicht herauszuerkennen. Nachdem am 18. Juni 1916 bei einer Trauerfeier für den verstorbenen General Freiherrn von der Goltz-Pascha der Generaloberst von Moltke einem Herzschlag erlegen war, wurde General Freiherr von Freytag-Loringhoven sein Nachfolger in der Stellung als Chef des stellvertretenden Großen Generalstabs in Berlin. Er hat auch damit wieder eine hochwichtige Stellung übernommen, denn dieses Amt bildet ja die lebendige Verbindung zwischen der Front und dem militärischen Heimatdienst. Es umfaßt die Zweige des Generalstabsdienstes, die nicht die unmittelbaren militärischen Operationen im Kriegsgebiet betreffen. Alle Anordnungen der Obersten Heeresleitung, die nicht die Kriegsführung selbst berühren, jedoch für die Durchführung der Operationen unbedingte Voraussetzung sind, gehen an den stellvertretenden Generalstab und werden von ihm bearbeitet, so z. B. der Truppentransport, die Bereitstellung der Ersatzkräfte, der Nachrichten- und Pressedienst u. a. m. Mit General von Freytag steht auch hier der rechte Mann am rechten Platz.

K. F.

Die Mittel des Krieges.

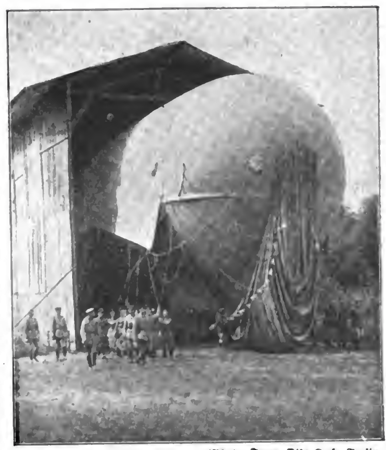
Bei der Luftschifferabteilung eines Fesselballons.

Von **W. Mannherz.** Mit 5 Abbildungen.

Es ist noch sehr früh am Tage. Kaum hat die Sonne ihren Lauf begonnen und neugierig schaut sie über das Tal hinweg, in dessen Mulde sich das kleine russische Städtchen M..... dehnt, das weit hinter der Front liegt und vom Krieg vergessen zu sein scheint. Etwas abseits von der Stadt zieht sich die Bahnlinie hin, die jetzt mehr Verkehr aufweist als zu jenen Tagen, da noch nicht deutsche Soldaten hier aus- und eingingen und noch nicht die Landsturmposten von hundert zu hundert Metern das Schienengeleise bewachten. Die kleine Bahnhofanlage ist von Pionieren wesentlich erweitert worden. Vor allem fällt die große Verladerampe in die Augen, die wohl 500 Meter vom eigentlichen Bahnhofgebäude entfernt, erstellt wurde und zu der ein besonderes Geleise hinführt.

In dieser frühen Morgenstunde steht auf diesem Geleise ein langer Eisenbahnzug, der außer ein paar Personenwagen eine ganze Anzahl gedeckte und offene Güterwagen zählt, auch eine Reihe Plattformwagen findet sich dazwischen, sie sind mit großen Planen überdeckt und die darunter hervorschauenden Umrisse lassen erkennen, daß Militärwagen auf ihnen verladen sind. Noch scheint im Städtchen völlige Ruhe zu herrschen. Da ertönt von der Straße herauf der Gleichschritt einer Soldatenabteilung, die wohl an 200 Mann stark sein kann. Unter Führung eines

Hauptmanns und mehrerer Offiziere und Unteroffiziere nimmt die Abteilung ihren Weg auf die Verladerampe und den dort bereitstehenden Zug zu. Daselbst angekommen, ertönen ein paar Kommandos in die frische Morgenluft und gleich darauf beginnt ein geschäftiges Leben. Wenn auch die Uniformen das allgemein übliche Feldgrau aufweisen, so vermag doch auch der Laie an der Kopfbedeckung und den Achselklappen sofort zu erkennen, daß die Truppe eine Luftschifferabteilung darstellt, und daß der Eisenbahnzug nichts anderes birgt als die Wagen und Geräte dieser Abteilung, die sich bereit macht, in den Frontdienst einzurücken. Die Abteilung ist vermutlich an einem anderen Frontabschnitt überflüssig gewesen und nun hierher verschoben worden, wo sie notwendiger ist und zweckdienlicher eingesetzt werden kann. Im Nu haben die fleißigen Soldatenhände, die diese Arbeit anscheinend schon recht gewohnt sind, die Wagen von den schützenden Hüllen befreit, andere haben die geschlossenen Wagen geöffnet und es beginnt nun die Entladung. Während von den einen Eisenbahnwagen Pferde herausbefördert werden, rollt von den andern Wagen um Wagen die Rampe hinab in das freie Feld, und nun erst enthüllt sich die ganze Buntheit eines militärischen Bildes, wie man es in der Heimat zu Manöverzeiten auch schon zu beobachten Gelegenheit hatte. Es ist jetzt auch dem Nichtfachverständigen klar, daß er es mit einer Luftschifferabteilung zu tun hat, die zu einem Fesselballon gehört. Mit dem unvermeidlichen Geräusch und Lärm vollzieht sich die Zusammenstellung des ganzen Wagenparkes und als nun endlich nach Verfluß von kaum einer Stunde die Abteilung marschbereit steht, bringt das Kommando des Führers sie schließlich in Bewegung. Staunend sehen es die inzwischen wachgewordenen Bewohner des Städtchens, wie die Abteilung klappernd und rollend über das unebene Pflaster der Hauptstraße dahinzieht und sich schließlich der der Front zuführenden Landstraße zuwendet. Hier nimmt die Abteilung eine recht stattliche Strecke ein. Sie beansprucht mehr als 300 Meter mit ihren Wagen und Pferden. Die Mannschaften sind aufgesessen und in flottem Tempo strebt der Zug dahin. Man muß bedenken, was alles zu einer Luftschifferabteilung gehört. Da ist zunächst der Wagen mit dem Ballon, dessen Hülle sorgfältig verpackt ist, so daß man sie kaum bemerken würde, wenn nicht eben der Korb, der der Besatzung des Ballons zum Aufenthalt dient, sich gleichfalls auf dem Wagen befinden, und wenn nicht manch anderes darauf hindeuten würde, daß dieser Wagen das Hauptsächlichste der ganzen Abteilung birgt. Dann kommt der Windewagen, ein Wagen, auf dem ein Motor und die Winde montiert sind. Letztere gut erkenntlich an dem sorgsam aufgewickelten Stahldraht, der bestimmt ist, den Ballon zu fesseln und ihn an dem Davonfliegen zu hindern. Ein weiterer Wagen bringt ein vollständiges Photographenatelier samt Dunkelkammer. Ihm schließt sich an die lange Reihe der Gaswagen. In 20 Stahlflaschen von je 5 cbm Inhalt wird der kostbare Stoff auf jedem Wagen mitgeführt. 10 solcher Wagen sind nötig um die Füllung des Ballons zu erreichen, während ein elfter Wagen als Reservewagen für etwa notwendig werdende Nachfüllungen dem Zug noch zugeteilt ist. Jeder dieser Wagen trägt das Gewicht von 22 Zentnern. Den Beschluß des Zuges bilden eine Feldküche und ein Proviantwagen, sofern nicht noch das eine oder andere weitere Gefährt notwendig ist, sei es um besondere Einrichtungsgegenstände, Werkzeuge usw. oder aber gar das umfangreiche Material einer besonderen Ballonhalle, das mit allem Drum und Dran und je nach der Größe des Ballons mitunter sogar mehrere Wagen benötigt, zu befördern.



[Phot: Franz Otto Koch, Berlin.

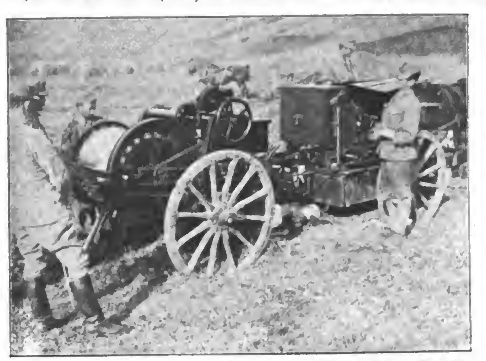
Abb. 1. Des Fesselballons Morgenerwachen. Der Fesselballon wird von der Bedienungsmannschaft aus seiner Halle gezogen und zum Aufstiegplatz gebracht.

Nach mehrstündigem Marsch auf vielbefahrener Straße — der feindlichen Flieger wegen hat der Eisenbahntransport ziemlich weit hinter der Front aufgehört — biegt die Abteilung in einen Feldweg ein, um auch diesen bald wieder zu verlassen, und in einer Wiese zu halten. Wiederum entwickelt sich nun für kurze Zeit ein geschäftiges Treiben. Es scheint, daß man die Abteilung schon erwartet hat, denn sie ist kaum recht eingetroffen, da wird ihr schon von irgend woher ein Befehl überbracht, der erst recht geschäftige Lebendigkeit in die Abteilung hineinträgt. Die Wagen werden abgeschirrt, die Pferde in ein seitwärts gelegenes benachbartes Wäldchen geführt, um sie vor Fliegerangriffen und feindlichen Artilleriegeschossen zu schützen. Wieder ertönen nun nacheinander Kommandorufe, und ehe man es sich recht versieht, beginnen die Vorbereitungen zum Aufstieg des Bal-

lons. Jeder Mann der Abteilung hat seine besondere Arbeit, und da sie nicht nur im Frieden gut eingeübt wurde, sondern auch im Felde schon recht häufig zur Durchführung kam, so geht alles wie am Schnürchen. Auf großen Unterlagen (meist den Decken der einzelnen Wagen) wird die Ballonhülle ausgebreitet und ein dicker Füllschlauch mit dem Füllansatz verbunden. Der Füllschlauch wieder wird mit einem Ansatzstück versehen, in das die Leitungen der Gaswagen einmünden. Einige Handgriffe genügen, und mit 150 Atmosphären Druck strömt nun das Gas in das Innere der Ballons ein und läßt ihn sich allmählich blähen und vom Boden erheben. Derweil richten andere Gruppen der Abteilung Telephonapparate und Telephonleitungen, wieder andere stellen das photographische Atelier bereit, richten den Korb und rüsten ihn aus mit den notwendigen Instrumenten. Nach kaum einer Viertelstunde ist die Abteilung schon so weit mit allem fertig, daß der Ballon aufsteigen kann. Man trägt ihn an den Haltetauen etwas abseits vom Walde, dorthin, wo der Korb bereitsteht, den man nun kunstgerecht mit dem Ballon verbindet. Inzwischen ist auch der Beobachter erschienen und hat den Korb bestiegen. Auf ein Kommando beginnt darauf die Motorwinde zu arbeiten, langsam steigt der Ballon in die Lüfte . . . .

Während der Ballon allmählich sich erhebt und der Beobachter dort seinen Dienst beginnt, vollzieht sich am Aufstiegplatz und in seiner Nähe die weitere häusliche Niederlassung der Abteilung, wozu der Wald in der nächsten Nachbarschaft die beste Möglichkeit bietet. Da die Abteilung voraussichtlich längere Zeit hier bleiben wird, so erstellt man nicht nur für den Ballon die große Unterkunftshalle, man bringt auch Wagen und Pferde dorthin in Sicherheit, schlägt Zelte für die Offiziere und Mannschaften auf, schafft Platz für die Gulaschkanone und manches andere mehr. Alles dies ist lange vorher schon erwogen und auch oft genug schon praktisch erprobt worden, so daß es sich ohne viel Umstände und in staunenswert kurzer Zeit vollzieht, zumal eben auch hierbei jeder einzelne Mann weiß, was er zu tun hat. Doch kehren wir, derweil hier fleißig gearbeitet wird, zurück zum Aufstiegplatz, wo inzwischen der Betrieb ebenfalls flott in Gang gekommen ist.

Der für den Kriegsgebrauch übliche Fesselballon ist ein recht stattlicher Geselle. Seine Größe beträgt etwa 15 Meter in der Länge und 6 Meter im Durchmesser. Sein Fassungsvermögen bewegt sich zwischen 600 u. 1000 cbm. Das zur Füllung verwendete Material ist Wasserstoffgas, das sich als der praktischste Füllstoff erwiesen hat und dem Ballon den nötigen Auftrieb sichert, um nicht nur den Korb mit der Besatzung, die zuweilen aus zwei Personen besteht, zu tragen, sondern auch das nicht unerheblich schwere Stahldrahtseil, an dem er befestigt ist. Schon während der letzten Phase seiner Füllung, als eine Anzahl Mannschaften ihn noch an den Haltetauen festhielt, als man den Korb mit ihm verband, die Telephonleitungen eingeschaltet und nachgeprüft wurden, ließ sich der stattliche Ballon in seinen Einzelheiten recht gut erkennen. Auffallend ist, daß der Ballon mit dem Vorderteil schräg nach oben in die Luft ragt, auffallend ist der eigentümliche Ansatz an seinem hinteren unteren Ende und nicht zuletzt auch der lange Schwanz mit den eigenartigen Tüten, von denen er seinen Namen als Drachenballon herleitet.



Phot.: Ungar. Photoprene-Bureau, Budapest.

Abb. 2. Die durch einen Benzinmotor angetriebene Kabelwinde, von der aus der Ballon hochgelassen wird. Man sieht rechts das Motorgehäuse, links die große Kabeltrommel, in der Mitte den Spannmechanismus, in dem das Drahtseil festgeklemmt wird, wenn der Ballon die gewünschte Höhe erreicht hat. Der Windewagen bleibt über die ganze Dauer des Aufstiegs bespannt, um den Standort des Ballons wechseln zu können.

Diese Art der Fesselballone ist noch nicht sehr alt, viel älter ist die Geschichte der militärischen Luftschiffahrt, in der der Fesselballon eine besonders wichtige Rolle spielt. Schon die 1793 erfundene Montgolfiere wurde mehrmals als Fesselballon verwendet, auch der sich später daraus ergebene Kugelballon ist lange Zeit als militärischer Fesselballon zur Anwendung gekommen. Frankreich namentlich hat ihn auch dann noch beibehalten als bei uns schon die heutige langgestreckte wurst- oder torpedoartige Form aufkam. Diese moderne Ballonform, die eine glückliche Vereinigung von Ballon und Drachen darstellt, ist von Major v. Parseval und Hauptmann v. Sigsfeld im Anfang der 90er Jahre vorigen Jahrhunderts erfunden worden. Es hat aber immerhin lange gedauert bis sie in allen Teilen so durchkonstruiert war, daß sie allen Anforderungen gerecht wurde und auch ein ergiebiges Beobachten aus luftiger Höhe gestattete.

Gewöhnlich befindet sich der Aufstiegplatz eines Fesselballons 6—8 Kilometer von den feindlichen Linien entfernt, um ihn nicht unnötig der Gefahr der Zerstörung durch feindliche Artillerie auszusetzen. Seitdem nun aber die Fliegerwaffe im modernen Krieg eine solch große Vervollkommnung und ausgedehnte Verwendung gefunden hat, ist auch der Fesselballon wieder erheblich in die Gefahrzone eingerückt, und die Heeresberichte von Freund und Feind melden nachgerade recht häufig die Vernichtung solcher Ballone durch die Fliegergeschwader. Deshalb sind neuerdings den Fesselballonen besondere Flieger zum Schutz beigegeben, die den Aufstiegplatz ständig umkreisen und herannahende Flieger des Feindes abzuwehren suchen, auch Fliegerabwehrbatterien werden häufig in der Nähe der Fesselballone aufgestellt.

Ist der Ballon aufgestiegen, so stellt er sich vermöge seiner eigentümlichen Form und Fesselung und der dazu besonders vorhandenen Einrichtungen selbsttätig in den Wind ein und der Beobachter kann in den meisten Fällen sofort mit seiner Arbeit beginnen, die darin besteht, den Standort feindlicher Batterien zu ergründen oder Truppenbewegungen und sonstige Maßnahmen an und hinter der Front des Gegners festzustellen, aus denen dann die Heeresleitung etwaige Angriffsabsichten des Feindes ersehen kann. Aus der Höhe von 600 bis 1000 m vermag der Beobachter ein Gebiet von 40—50 km im Umkreis zu überschauen, wenn auch für ihn in der Hauptsache nur 30 km in Betracht kommen. Die Übermittlung des Geschauten erfolgt durch die Telephonapparate, in manchen Fällen auch durch Flaggensignale zunächst an das Kommando der Abteilung, das wiederum durch das Telephon mit den sich in der Nachbarschaft befindlichen Batterien oder mit dem Stab der davorliegenden Heeresabteilung verbunden ist.



Phot.: Ungar. Photopresse-Bureau, Budapest.

Abb. 3. Klarmachen des Fesselballons und des Korbes für den Aufstieg bei einer österreichisch-ungar. Luftschifferabteilung.

So einfach die Sache an sich klingt, so ist sie doch gleichwohl von mancherlei Umständen abhängig. Nicht zuletzt eben bedingt die äußere Bauart und das Drum und Dran des Fesselballons selbst erst die Möglichkeit einer guten Beobachtung. Würde man den Ballon einfach mit Wasserstoffgas füllen, an dem Stahldrahtseil auflassen, so würde bei den Luftströmungen in höheren Regionen der Ballon recht bedenklich hin und her pendeln, ja bisweilen bis auf den Boden herabgedrückt werden, so daß nicht nur die Beobachtung gänzlich unmöglich, sondern auch der Beobachter schwer seekrank werden und zuweilen in Lebensgefahr schweben würde. Bei Sonnenschein käme außerdem noch die Gefahr des Platzens für den Ballon hinzu. Um all dies zu vermeiden, sind deshalb am und im Ballon noch eine Reihe Einrichtungen angebracht, die ihm erst die erforderliche Gebrauchsfähigkeit verleihen und Gesundheit und Leben seiner Besatzung sichern. Soweit diese Einrichtungen äußerlich sichtbar sind, wurden sie schon kurz erwähnt. Sie sind es auch in der Hauptsache, die das gefährliche Pendeln des Ballons, das namentlich auch dem Kugelballon eigentümlich war, verhüten. Sie bewirken, daß der Drachenballon noch bei einer Windstärke von 20 sek/m verwendbar ist, während der Kugelballon schon bei einer Windstärke von 7 sek/m nicht mehr benützt werden kann. Soweit eine Steigerung des Auftriebs in Betracht kommt, wäre wohl die Kugelform die günstigste, weil sie bei größerem Rauminnern die kleinste Oberfläche hat, andererseits aber erweist sie sich unzweckmäßig, weil sie dem Wind den größten Querschnitt bietet, letzteres ist ein Nachteil, der so schwer ins Gewicht fällt, daß man eben die längliche luftschiffartige Form vorgezogen hat, bei der die Querschnittfläche auf das Notwendigste beschränkt ist.

Es ist allgemein bekannt, daß bei Sonnenbestrahlung sich das im Innern befindliche Gas ausdehnt, während es sich bei bedecktem Himmel und kühlem Wetter zusammenzieht. Man darf deshalb den Ballon nie ganz füllen, sondern muß einen gewissen Raum frei lassen, um dem Gas die Ausdehnung zu ermöglichen. Andererseits aber wird dadurch die Gefahr heraufbeschworen, daß an der Ballonhülle Einbuchtungen, sogen. Windballen, entstehen, die dem Wind Gelegenheit bieten, sich darin zu verfangen. Diesen Übelstand zu beseitigen und dem Ballon seine pralle Form dauernd zu erhalten, mußte man dafür sorgen, daß der innere Überdruck nicht verloren geht. Da-

zu dient ein besonderes Ballonett. Man legte in den hinteren Teil der Ballonhülle einen losen Zwischenboden aus Ballonstoff, der, solange der Ballon ganz mit Gas gefüllt ist, sich mit geringem Zwischenraum auf die äußere Hülle legt. Bei Gasverlust im Innern tritt durch einen Windfang der Wind ein und bläht den losen Boden auf. Es entsteht also gleichsam ein zweiter mit Wind gefüllter Ballon. Eine über dem Windfang ruhende Stoffklappe, die vom eindringenden Wind gehoben wird, hindert das Zurückströmen des Windes, indem sie sich beim Druck des Windes von Innen her über die Öffnung legt, so bleibt im Fall des Gasverlustes die äußere pralle Form des Ballons bestehen. Der merkwürdige Ansatz, den der Fesselballon am unteren Ende zeigt, ist der sogen. Steuersack. Er besitzt die Form eines gekrümmten Zylinders und endet nach vorne in einem Kegel. Durch diesen Steuersack, der gleichfalls vom Wind aufgeblasen wird, wird eigentlich erst bewirkt, daß die Spitze des Ballons stets gegen den Wind gerichtet bleibt. Den Eintritt des Windes in den Steuersack gestattet sowohl eine vorn an der Spitze des Kegels, als auch eine zweite weiter unterhalb befindliche Öffnung. Entsteht nun im Balloninnern durch äußere Beeinflussung ein starker Gasdruck, so entweicht der Wind aus dem Ballonett durch ein Ventil in den Steuersack und wandert aus dem oberen halbkugelförmigen Ende durch einen kleinen Schlauch nach Bedarf schließlich ins Freie. Dadurch wird ein Platzen des Ballons verhütet. Außerdem befindet sich noch zu dem gleichen Zweck am Kopfe des Ballons ein selbsttätiges Ventil, das offen bleibt, solange der Ballon steigt, das sich aber sofort schließt, sobald die Gleichgewichtslage erreicht ist. Für Fälle besonderer Gefahr führt von diesem Ventil eine Leine zum Korb des Beobachters, mit deren Hilfe im Notfall das Ventil geöffnet und das Gas zum Entweichen gebracht werden kann.

Phot.: F. O. Koch, Berlin.
Abb. 4. Der mit 2 Personen bemannte Fesselballon während des Aufstiegs.

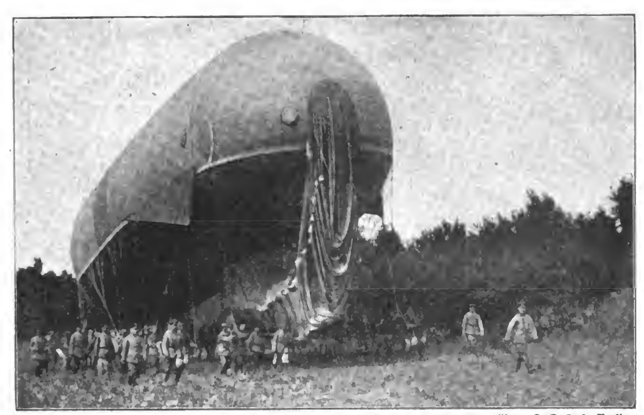
Recht gefährlich können dem Fesselballon auch elektrische Entladungen in der Luft werden. Den Ballon vor solcher Blitzgefahr zu schützen, dient ein vom Ventil zum Fesselkabel führender isolierter Draht. Elektrische Ströme werden dadurch zur Kabelwinde dem Erdboden zugeleitet und von dort durch ein besonderes Kabel in die Erde abgeführt. Gleichfalls am hinteren Ende des Fesselballons befindet sich noch ein langer Schwanz, der dieselbe Aufgabe hat, wie der Schwanz am Drachen. Er soll nämlich einen ruhigen Stand des Ballons herbeiführen. Erhöht wird diese ruhige Lage noch durch eine Reihe tütenförmiger, nach vorn offener Windfänge, die sogen. Archibaldschen Trichter. Demselben Zweck dienen weiterhin zwei an den Seiten des hinteren Ballonkörpers angebrachte, etwa 5 m lange und 1,50 m breite Segelflächen. Französische Ballone weisen sogar mehrere solcher Flächen auf, ja man ist auf gegnerischer Seite auch dazu übergegangen, diese Flächen selbst zu kleinen Ballonen auszubauen und hat bis zu drei solcher Seitenballone am Hauptballon angebracht.

Erwähnenswert und von besonderer Bedeutung ist noch die eigentümliche Art, in der der Ballon gefesselt ist. Zunächst fällt ein parallel zur Längsachse verlaufender, unterhalb der Mittellinie angebrachter breiter Gurt auf. An diesem Gurt hängt der Korb für den Beobachter, an ihm sind auch die zum Fesselkabel führenden Seile und Haltetaue befestigt.

Die Ballonhülle besteht in der Regel aus sogenanntem Diagonalstoff, einem Baumwollgewebe, das zur Gewinnung genügender Dichtigkeit noch obendrein imprägniert ist.

Die Einrichtung des Korbes, der besonders fest aus spanischem Rohr und Weidengeflecht hergestellt ist, umfaßt trotz der Beschränktheit des Raumes vielerlei. Außer dem Telephon ist ein kleiner Tisch vorhanden, auf dem der Beobachter seine Karten befestigen und seine Einzeichnungen vornehmen kann. Eine Reihe Instrumente, die den Gasdruck in höheren Lagen, die Windstärke und manches andere noch anzeigen, sind genau so vorhanden wie bei einem Freiballon. Nicht vergessen darf werden, den Fallschirm zu erwähnen, der benützungsbereit angebracht ist, um im Fall der Zerstörung des Ballons dem Beobachter die Rettung des eigenen Lebens zu ermöglichen.

Der Dienst im Fesselballon ist ein recht anstrengender, namentlich wenn dem Beobachter die Feuerleitung der Artillerie zufällt. Auf jeden Fall



Phot.: F. O. Koch, Berlin.
Abb. 5. Landung eines Fesselballons auf einer Waldlichtung im Westen. Der Ballon wird in die Halle gebracht.

ist es keine Kleinigkeit in Wind und Wetter in 400, 600, 800 oder gar 1000 Meter Höhe auch dann bis zum Letzten auszuhalten, wenn der Gegner durch Artillerie oder Flieger den Ballon zu vernichten trachtet, was ihm bei der Häufigkeit seiner Verwendung — während der Sommeschlacht 1916 standen allein auf unserer Seite gegen 40 Fesselballone im Dienst — auch oft schon gelungen ist. Doch nicht nur der Feind, sondern auch die Natur selber tritt mitunter als Feind des Fesselballons auf. Bekannt ist das Mißgeschick, das vor etwa Jahresfrist den Franzosen passierte, indem ein plötzlich einsetzender Sturmwind an der Verdunfront etwa 20 solcher Fesselballone losriß und davontrieb. Einige davon wurden bis nach Mitteldeutschland getrieben. Doch zählen derartige Unfälle immerhin zu den seltenen Ausnahmen.

Hat der Ballon seine Tagesarbeit glücklich getan und es kommt der Abend, so wird er mit Hilfe der Ballonwinde eingeholt, der Steuersack entleert und darauf der Ballon entweder in die für ihn bereitgestellte Halle gebracht, oder, wo diese fehlt, doch wenigstens ins schützende Waldesdunkel befördert, wo er, fest verankert und bewacht, die Nacht über bleibt.

Das Fahrrad im Kriegsdienst.

Von G. Herrmann. Mit 4 Abbildungen.

Die Verwendung des Fahrrads zu militärischen Zwecken ist nicht neu. Nachdem die Bauart der Räder eine gewisse Höchststufe erreicht hatte, fand es rasch auch beim Militär Eingang. Man hatte erkannt, daß die rasche Beweglichkeit, die leichte Transportfähigkeit und die Dauerhaftigkeit des Rades es für viele militärische Zwecke recht geeignet machen. Seine vielseitige Brauchbarkeit hat es zu weitgehender Verwendung im Militärdienst kommen lassen, auch die verhältnismäßige Billigkeit mag zu einem guten Teil dazu beigetragen haben.

War schon bei den friedlichen Manövern das Fahrrad von großem Wert, so hat sich dieser während des Krieges noch gesteigert. Die Zwecke, zu denen man das Fahrrad im gegenwärtigen Kriege verwendet, sind sehr verschiedener Art. An erster Stelle steht die Überbringung von Meldungen und Befehlen, darnach kommt die rasche Beförderung kleiner Infanterie-Abteilungen und schließlich der Transport von Maschinengewehren und Munition in Betracht.

Der Melde- und Nachrichtendienst mittels des Fahrrads erstreckt sich in der Hauptsache auf Führer und Truppenteil untereinander und zwar wird diese Art der Verbindung sowohl auf dem Marsche als auch während eines Gefechtes innegehalten. In das Gebiet des Meldewesens fällt auch der Patrouillendienst mittels des Fahrrades. Kleine Fahrradtrupps haben schon manche wertvolle Auf-

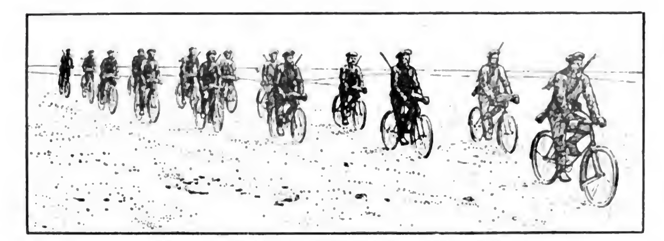


Abb. 1. Deutsche Matrosen-Radfahrer-Abteilung auf dem Marsch.
Zeichnung von R. Oeffinger.

klärungsarbeit geleistet und mancherlei wichtige Meldungen zurückbefördert. Solange eine Truppe sich auf dem Marsche befindet, stellen die Fahrradmannschaften einesteils die Verbindung zwischen den einzelnen Gliedern der Marschkolonne her, anderenteils werden sie vorausgeschickt, um in den zu berührenden Ortschaften zur Bereitstellung der erforderlichen Verpflegung und des Trinkwassers zu sorgen. Als Quartiermacher haben sie auch für Vorbereitung der Quartiere zu sorgen.

Mittels der Fahrräder werden ferner Bagage und Verpflegungsfahrzeuge aus den Kolonnen und Trains herbeigeholt, wodurch sich oft eine große Zeitersparnis ereichen läßt, die dann der Truppe zur Ruhe verbleibt. Im Gefecht fällt den Fahrrädern oft die Aufgabe zu, die Munitionswagen herbeizuholen. Fehlt auf längeren Strecken telegraphische oder Fernsprechverbindung, oder befürchtet man für die Sicherheit dieser technischen Hilfsmittel, so treten zweckmäßig die Fahrräder an deren Stelle.

Phot.: Illustrations-Photoverlag Berlin.
Abb. 2. Bayrischer Radfahrer mit dem Klappfahrrad.

Das deutsche Heer verfügt auch selbst bei kleinen Truppenformationen immer über einige Fahrräder, die den Kommandobehörden, den Stäben und Truppenteilen ständig zugeteilt sind. Auch bei den feindlichen Heeren finden die Fahrräder eine ausgedehnte Verwendung zu den gleichen und ähnlichen Zwecken.

Wichtig sind bei uns und unseren Gegnern die besonderen Radfahrerabteilungen, die als geschlossene Verbände radfahrender Infanterie erscheinen und den Truppenführern zu bestimmten taktischen Zwecken zur Verfügung stehen. Jede Radfahrerabteilung für sich verfügt über eine gewisse Gefechtskraft; als solche kann die Radfahrertruppe selbständig auftreten und es sind ihr deshalb und namentlich auch infolge ihrer großen Beweglichkeit Aufgaben zugewiesen, die ein schnelles und überraschendes Eingreifen erfordern.

Vielfach verwendet man die Radfahrerabteilungen in Verbindung mit Kavallerie, sie haben diese einesteils zu unterstützen, anderenteils ihr den Dienst zu erleichtern. Wie die Kavallerie, so vermag auch die Radfahrertruppe nicht nur wichtige Punkte an der Marschstraße zu besetzen, für die Offenhaltung von Engen und Flußübergängen zu sorgen, sondern auch durch überraschendes Auftreten mit Erfolg gegen feindliche Infanterie zu wirken. Von großem Vorteil ist für die Radfahrertruppen ihr geräuschloses Erscheinen, ihre Möglichkeit, sich der Sicht des Gegners längere Zeit und leicht zu entziehen. Sie eignen sich deshalb auch zur Vornahme von Überfällen und nächtlichen Unternehmungen, da sie bei aller Beweglichkeit doch genügend Feuerkraft besitzen, um den Gegner nennenswerten Schaden zuzufügen. Ihr überraschendes Auftreten gegen Flanke und Rücken des Gegners, gegen Protzen, Pferde der Artillerie, gegen herankommende Munitionskolonnen usw., ferner ihre Tätigkeit bei Zerstörung von Eisenbahnen, Brücken, Telegraphenlinien, bei Überfällen auf feindliche Posten, Signalstationen usw., läßt diese Truppe in der Hand eines tüchtigen Führers zu einer außerordentlich wertvollen Unter-

stützung im Bewegungskrieg werden. Bei allen Kriegsoperationen, auch in der Verfolgung eines fliehenden Feindes, können Radfahrertruppen ganz Hervorragendes leisten.

Die Stärke der einzelnen Radfahrertruppen ist bei den einzelnen Heeren eine recht verschiedene. Beim deutschen Heer hat man als Einheit die Radfahrerkompagnie, Frankreich besitzt Radfahrergruppen in der Stärke von etwa 300 Mann; Italien verfügt sogar über ganze Radfahrerregimenter. Praktisch, weil immer rasch gefechtsbereit und leicht beweglich, daher auch vielseitig in der Verwendung, sind zweifellos unsere Radfahrerkompagnien.

Bei den meisten Armeen sind die Radfahrer mit dem sogenannten Klappfahrrad ausgerüstet, das sich leicht zusammenlegen und gegebenenfalls auf dem Rücken transportieren läßt. Das ist gegenüber dem starren Fahrrad ein nicht zu unterschätzender Vorteil, denn er ermöglicht die Überwindung von Hindernissen im Gelände viel besser, als das starre Fahrrad. Es macht den einzelnen Mann auch unabhängiger von seinem Rad. Die Feuerkraft der Radfahrerkompagnien ist wesentlich erhöht worden, seitdem man auch Maschinengewehre auf Fahrrädern anzubringen vermag. Einzelne Armeen besitzen deshalb seit einiger Zeit auch eigene Maschinengewehrabteilungen auf Fahrrädern, so z. B. Österreich-Ungarn und Frankreich. Bei diesen Maschinengewehrabteilungen sind die Räder besonders konstruiert, um einesteils die Maschinengewehre selbst, anderenteils deren Zubehör und Munition zweckentsprechend befördern zu können. England hat Radfahrerabteilungen, bei denen Maschinengewehre auf eigenen, leichtgebauten Räderlaffetten gelagert und von vorgespannten Radfahrern gezogen werden. England und Österreich-Ungarn, ebenso aber auch Belgien, haben auch das Motorfahrrad für Maschinengewehre zahlreich verwendet. Bei uns wurde das



Phot.: R. Sennecke, Berlin.
Abb. 3. Ein deutscher Motorradfahrer.

Motorrad bisher fast nur zum Meldedienst auf größere Entfernungen herangezogen. Aus alledem geht hervor, daß die Vielseitigkeit der Verwendung des Fahrrads im Kriege eine außerordentlich große ist. Sie ist natürlich in vollem Umfang besonders erst im gegenwärtigen Krieg in die Erscheinung getreten.



Phot.: Ungar. Photopresse-Bureau, Budapest.
Abb. 4. Oesterreichisch-ungar. Radfahrer-Vorpostenpatrouille an der Isonzofront.

Was uns die Kolonien nützen.

Man hat in diesen Kriegsmonaten schon oft hören können, wenn von unsern Kolonien die Rede war, daß es für uns doch eigentlich nicht so wichtig sein könne, ob wir da unten in Afrika oder dahinten in Australien ein paar Ländergebiete besitzen oder nicht. Weit verbreitet ist sogar die Ansicht, daß uns der Kolonialbesitz bisher nur Geld gekostet habe und es mehr oder weniger nur Modesache sei, wenn auch wir Wert darauf legen, gleich andern Mächten Besitztum in fremden Erdteilen zu haben. Derartige Äußerungen zeugen davon, daß die Erkenntnis vom Werte überseeischen Ländergebiets sich in weiten Kreisen noch nicht Bahn gebrochen hat. Man erfuhr eben vor dem Kriege wenig oder nichts davon, inwieweit unsere Kolonien uns von wirtschaftlichem Nutzen sind. Man hörte nur aus den Etatsberatungen im Reichstag von den Summen, die zur Instandhaltung, zur Erhaltung, zur Kolonisierung und Kultivierung, zum Ausbau von Straßen, Flußläufen, von Eisenbahnen, zur Verwaltung und Unterhaltung aufgewendet werden mußten. Darüber, daß jener Kolonialbesitz jungfräuliches Land darstellt, dessen Reichtümer und Schätze erst erschlossen werden müssen, war man sich zumeist nicht klar. Man schwieg auch wohl mit Absicht hiervon, um keine Enttäuschungen hervorzurufen. Und doch haben unsere Kolonien uns nicht nur Geld gekostet, sondern wir haben auch aus ihnen schon ganz hübschen Nutzen gezogen. Ganz abgesehen davon, daß die in jenen Kolonialgebieten lebenden Eingeborenen je länger je mehr der Zivilisierung zugeführt und sie uns damit auch volkswirtschaftlich nutzbar gemacht wurden, gaben uns unsere Kolonien auch so manches, was wir in Europa recht gut gebrauchen können. Und wenn das, was wir bisher von Übersee aus eigenem Besitz schöpfen konnten, vielleicht auch nicht so ganz ausreichte, um uns von der Einfuhr gleicher Dinge aus andern Ländern zu befreien, so war es doch eine ständige und immer sich mehrende Mithilfe auf unserem Wege zur Selbständigkeit. Um dies zu erläutern, seien hier ein paar Beispiele herausgegriffen, die das Gesagte vollauf bestätigen. Da ist z. B. unsere Kolonie in Südwestafrika. Sie lieferte uns u. a. Kupfererze, deren Ausbeute sich ganz vielversprechend angelassen hat. Wir bezogen Kupfer aus den bekannten Otaviminen. Insgesamt ergaben die südwestafrikanischen Erze in den letzten Jahren vor dem Kriege bis zu 6000 Tonnen Rohkupfer, ein Betrag der im Vergleich zu unserem Verbrauch (1912: 238454 Tonnen) wohl verschwindend klein ist, der aber durch systematischen Ausbau doch gewiß von Jahr zu Jahr vergrößert werden konnte, so daß er uns je länger je mehr von unserer Abhängigkeit von den Vereinigten Staaten befreit haben würde. Neben Kupfer gewannen wir in Südwestafrika aber auch Zinn, dessen Vorkommen sich gewiß auch groß genug erwies, um für uns ins Gewicht zu fallen. Nicht minder wertvoll war für uns die Ausbeute an Diamanten. Schon 1913 lieferte uns Südwestafrika für 59 Millionen Mark dieser kostbaren Steine und Deutschostafrika beschenkte uns sogar mit Rohgold im Wert von 678000 Mark, während der dort ebenfalls gefundene Glimmer vor dem Kriege schon 313000 Mk. an Wert aufwies. In den Südseeinseln des malaiischen Archipels gewannen wir für 5 Millionen Mark Phosphate und seit einer ganzen Reihe von Jahren wurden auf den deutschen Inseln Nauru und Angaur hochprozentige Mineralphosphate ausgegraben, die für die Herstellung von phosphorsäurehaltigen Düngemitteln — wir kennen sie als Superphosphate — von großer Wichtigkeit sind. Nur die Südsee liefert diese Mineralien, und wir kamen durch jenen dortigen Besitz in die Lage, uns schon seit mehr als 30 Jahren von der englischen Superphosphatindustrie freizumachen. 1913 versorgte Deutschland nicht nur sich selbst mit Superphosphaten, es lieferte auch ins Ausland davon noch 282653 Tonnen im Wert von 21,4 Millionen Mark. Daß im jetzt noch gänzlich unerforschten Kaiser-Wilhelms-Land auch ein vielversprechendes Erdölvorkommen gefunden wurde, ist vielen Deutschen noch völlig unbekannt, ebenso, wie die großen Kohlenbergwerke im Hinterlande von Kiautschou für viele durchaus neu sind. Diese Bergschätze in den Kolonien und ihre Ausbeute sind von größter Bedeutung für die heimische Industrie; denn sie liefern uns nicht nur Material, sondern sie brauchen auch manches, was wir in der Heimat für sie erzeugen können, so vor allem Maschinen, Förderwerkzeuge, Feldbahnen, rollendes Material, des weiteren erweisen sich derartige Bodenerzeugungen als ein großer Vorteil für die Erschließung des Landes, da zu ihrem Abtransport lange Schienenwege nötig sind. Erinnert sei hier nur an die Otavibahn, die allein 578 km lang ist. Es ist deshalb kein leerer Gedanke, wenn wir jetzt für unsere Kolonien das Schwert führen und wenn wir darauf beharren, daß der Friedensschluß uns auch unseren Kolonialbesitz in unverminderter Gestalt wiedergibt. Wir haben unsere Überseebesitzungen so nötig wie das eigene Land, und sie sind uns nicht nur aus idealen Gründen, nicht nur des Nimbus wegen, auch Kolonialmacht und damit Großmacht überhaupt zu sein und zu bleiben, wertvoll. All die viele dort schon geleistete Arbeit unserer Kolonialpioniere, all das viele hineingesteckte Kapital — man denke an Kamerun und Ostafrika — erfordern, daß wir uns darum wehren. Nicht weniger schwer aber wiegen die völkischen und wirtschaftlichen Interessen, denn die Aufnahmefähigkeit und die Leistungsfähigkeit auch hinsichtlich der Lieferung landwirtschaftlicher Erzeugnisse ist dort noch sehr steigerungsfähig und für das Mutterland in vieler Beziehung wichtig. Möchten deshalb unsere Abgesandten zu den Friedensverhandlungen einsichtsvoll genug sein, diese Gedanken am Beratungstisch voll und erfolgreich zur Geltung zu bringen. R. R.

Vermischtes.

Kriegsauszeichnungen, die nicht getragen werden dürfen. Daß in Frankreich auf dem Gebiete des Ordenswesens vieles faul ist, war schon längst vor dem Kriege bekannt. Aber daß dort Kriegsauszeichnungen verliehen wurden, die nicht getragen werden dürfen, ist in der Geschichte der Orden doch wohl noch nicht vorgekommen. Damit hat es nämlich folgende Bewandtnis: Vor dem Kriege war es üblich, daß Offiziere nach einer längeren Dienstzeit den Orden der Ehrenlegion bekamen. Im Kriege kann man natürlich nicht den Soldaten massenhaft das Kreuz der Ehrenlegion verleihen, und deshalb wurde in Nachahmung des Eisernen Kreuzes das „Kriegskreuz" gestiftet. Nun war es selbstverständlich, daß, wer in der Kriegszeit die Ehrenlegion erhielt, zum mindesten auch das Kriegskreuz haben mußte. Den Offizieren, die auf Grund ihres Dienstalters das Kreuz der Ehrenlegion erhielten, gab man deshalb ohne weiteres das Kriegskreuz gleichsam als Beigabe, auch wenn sie gar nicht an der Front gewesen waren. Dagegen erhob nun der Abgeordnete Engerrand Einspruch. Er rügte es, daß gewisse Offiziere, die nie etwas vom Feinde gesehen haben, eine doppelte Auszeichnung bekommen. Der Kriegsminister gab Engerrand recht und erklärte, es könne sich in solchen Fällen nur „um einen Irrtum oder einen Druckfehler" handeln. Das „Echo de Paris" warnt die betreffenden Offiziere vor dem Tragen des Kriegskreuzes, da sie sich dadurch strafbar machten. Ob das französische Amtsblatt nun auch formell den fraglichen Offizieren das Kriegskreuz wieder entziehen wird, bleibt abzuwarten. An der Front sollen die Soldaten über die mißbräuchliche Verleihung des Kriegskreuzes sehr ungehalten sein.

Englische Offiziere, die gedrillt werden. Die Engländer, die so lange dem Militarismus abhold waren, haben jetzt in ihrer Armee auch den Drill eingeführt. Sie scheinen sogar auf ihre Methode besonders stolz zu sein, da sie ausländische Journalisten zu einer Besichtigung ihrer militärischen Einrichtungen einladen. Einer von diesen, namens Marcel Guinand, ist voll Bewunderung für alles, was er auf den englischen Exerzierplätzen gesehen hat. Dabei berichtet er über manches Neue, das uns doch sehr in Erstaunen setzt. So erzählt er z. B.: „Man darf nicht etwa glauben, daß der Drill nur für den gemeinen Mann bestimmt ist. Der die von mir besichtigte Schule leitende General führte mich nach einem andern Teil des Manöverfeldes, wo eine Kompagnie in geschlossener Ordnung exerzierte. Als ich so nahe herangekommen war, daß ich die Uniformen unterscheiden konnte, gewahrte ich, daß diese Kompagnien, unter dem Kommando eines Hauptmanns, der den rechten Arm in Frankreich eingebüßt hatte, ausschließlich aus Offizieren aller Grade — sogar der Oberstenrang war darunter vertreten — bestand. Der General belehrte mich, daß man genötigt war, die Offiziere von der Front zurückzuberufen, damit sie die militärische Instruktion im Detail wieder auffrischen könnten, die sie im Schützengraben zum Teil verlernt hatten." — Wenn Offiziere ihre Instruktion so schnell vergessen haben, so war ihre Ausbildung doch offenbar recht oberflächlich gewesen.



Phot.: R. Sennecke, Berlin.

Die Gondel eines erbeuteten russischen Fesselballons.

Die Kriegsreklame der Amerikaner. Bekanntlich herrscht in Nordamerika sehr wenig Begeisterung für die Teilnahme an dem Kriege gegen die europäischen Mittelmächte. Die Treiber und Hetzer bemühen sich deshalb, die Stimmung zu heben. Zu diesem Zwecke haben sie z. B. in Chikago eine große Flottenkundgebung veranstaltet. Das geschah nach Art der Fastnachtszüge am Rhein. Aus Holz und Pappe wurden Schiffe gebaut und auf flache Eisenbahnwagen verladen. Die „Flotte" wurde dann mit patriotischen Inschriften auf den hochgelegenen Bahngeleisen rings um die Stadt gefahren. Die Geschütze scheinen wenigstens echt gewesen zu sein, denn die Blätter erwähnen in ihren Berichten den kräftigen Kanonendonner, der den Umzug begleitete. Sie glauben übrigens, diese Kundgebung habe

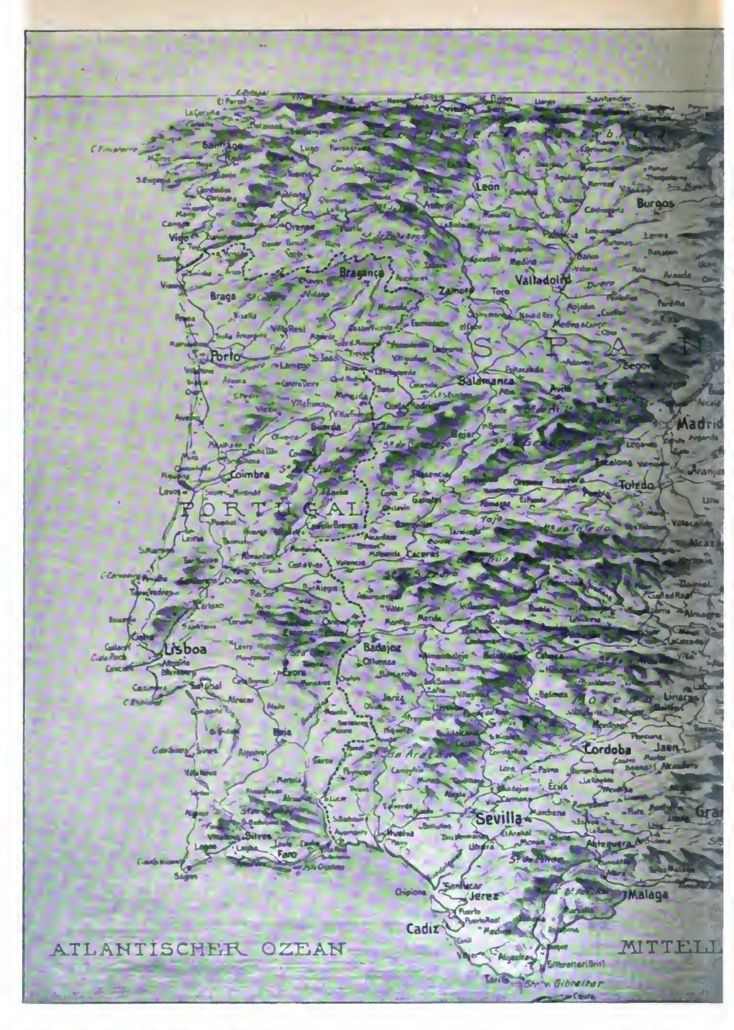
auf die Bevölkerung Chikagos einen starken Eindruck gemacht und der Flotte sicher eine große Zahl Freiwilliger zugeführt.

Kriegsanleihen ehemals. Der Nervus rerum, der in den heutigen Kriegen die wichtigste Rolle spielt, und mit dem namentlich die Engländer lange Zeit so sehr auftrumpften, indem ihre Minister die Worte von den silbernen Kugeln und den sausenden Schecks prägten, ist auch schon lange vor Montecuccolis Zeiten in jedem Krieg die Hauptsache gewesen, und wenn der 30jährige Krieg oft mit großen Unterbrechungen geführt worden ist, so lag das nicht am wenigsten wohl auch daran, daß den Kriegführenden mitunter das Geld zum Weitermachen für kürzere oder längere Zeit gefehlt hat. Und noch früher schon mußten oft die Fürsten sich durch kräftige Pumps bei reichen Bankiers oder Großkaufleuten die Mittel beschaffen, die zur Durchführung ihrer Feldzüge nötig waren. Bekannt ist das ausgedehnte Borgverhältnis Karls V. zu dem berühmten Augsburger Großkaufhaus der Fugger. Gerade Karl V. ist ein auffallendes Beispiel in dieser Beziehung, denn er hat während seiner Regierung oftmals die finanzielle Unterstützung der damals reichsten Kaufleute in Anspruch genommen, genau so wie im 19. Jahrhundert die Kriege mit dem Geld der Rothschilds und der Bleichröder geführt wurden und wie die Entente jetzt seit langem schon den Krieg mit dem Gelde Morgans und seiner Kumpane führt. Interessante Aufschlüsse über jene Kriegsanleihen des 16. Jahrhunderts gibt ein Aufsatz in der „Deutschen Revue", der an Hand geschichtlicher Unterlagen das Borgverhältnis zwischen Karl V. und dem Augsburger Handelshaus der Fugger schildert. Schon die Wahl Karls V. zum deutschen Kaiser war nur durch das Geld der Fugger möglich gewesen, und nie hätte er seine Kriege führen können, wenn nicht die Fugger ihm das nötige Geld dazu immer wieder vorgestreckt hätten. Nicht weniger denn siebenmal haben die Fugger Karl V. zwischen 1535 und 1554 mit nach damaligen Begriffen außerordentlich großen Geldbeträgen ausgeholfen, und als Karl V. schließlich die Regierung seinem Sohne abtrat, betrug seine Schuld an Anton Fugger allein mehr als drei Millionen Dukaten, wozu aber auch noch die Schulden kamen, die der Kaiser zu seinem Feldzug gegen Sachsen bei dem Geschlecht der Welser gemacht hatte. Auch dem Niederländer Haus Habsburg hat die Firma Fugger über zwei Millionen Gulden geliehen. Der größte Betrag, der in einer Summe von diesen an den Kaiser gegeben wurde, in dessen Reich die Sonne nie unterging, betrug 400000 Dukaten, doch wie verschwindend klein sind jene Beträge gegen die gewaltigen, unfaßbaren Summen, die in seinem Verlauf der Weltkrieg verschlungen hat, der letzten Endes in der Hauptsache eben überhaupt nur ein Geldkrieg gewesen ist, indem er von England aus Konkurrenzneid und um seiner Habgier willen von langer Hand vorbereitet worden war.



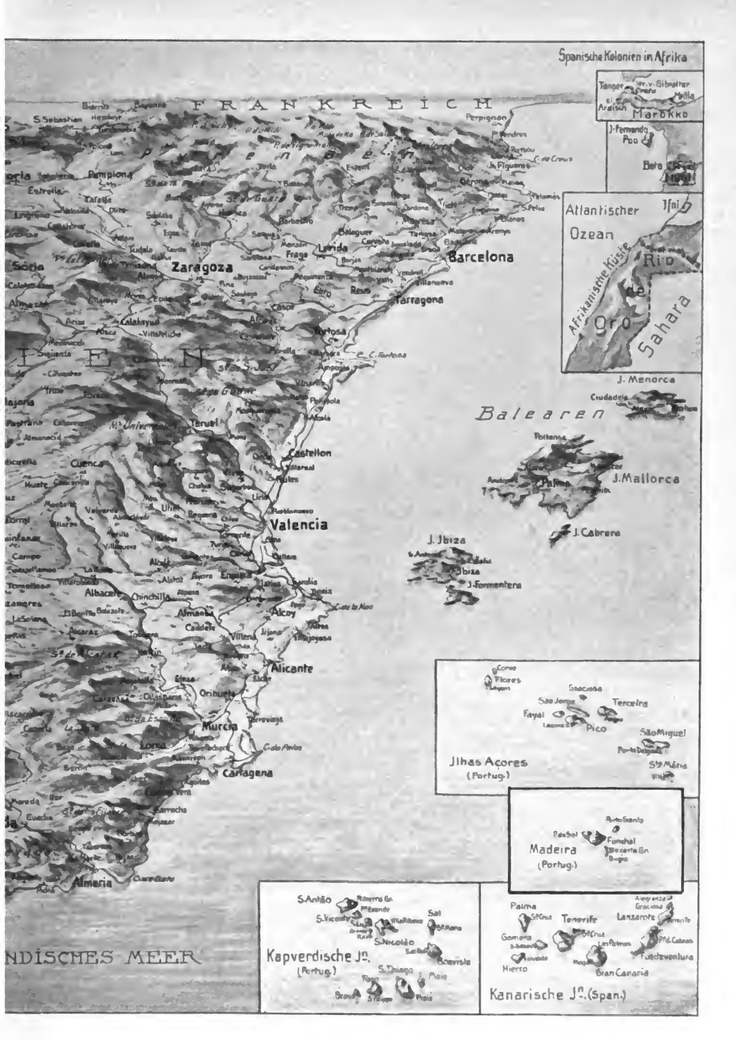
Phot.: Bufa.

Einer für alle . . .
Ausruhende deutsche Reserven in den Grabenlöchern auf einem Schlachtfeld vor Arras.



Beilage zu der illustrierten Kriegschronik „Der Krieg"
Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart

Reliefkarte


Spanische Kolonien in Afrika
Marokko
Atlantischer
Ozean
Afrikanische Küste
Rio de Oro
Sahara
FRANKREICH
Barcelona
Zaragoza
Tarragona
Valencia
Alicante
Murcia
Cartagena
Almeria
Balearen
J. Menorca
J. Mallorca
J. Cabrera
J. Ibiza
J. Formentera
Jlhas Açores
(Portug.)
Madeira
(Portug.)
Kapverdische Jn.
(Portug.)
Kanarische Jn. (Span.)
NDISCHES MEER

on Spanien

Wer für sein Vaterland in den Tod geht, ist von der Täuschung frei geworden, welche das Dasein auf die eigene Person beschränkt: er dehnt sein eigenes Wesen auf seine Landsleute aus, in denen er fortlebt, ja, auf die kommenden Geschlechter derselben, für welche er wirkt.

Schopenhauer.

Chronik des Krieges

vom 2. bis 19. August 1917.

2. August. Abflauen der Infanterieschlacht in Flandern, wo sich die Engländer mit ergebnislosen Teilvorstößen begnügen. Französische Angriffe bei Allemant und auf dem linken Maasufer scheitern. Vervollständigung der deutschen Erfolge bei Cerny. — Erstürmung mehrerer Ortschaften am unteren Zbrucz. Einnahme von Czernowitz durch österreichisch-ungarische Truppen. Ebenso wird Kimpolung erobert. Die fortgesetzten russisch-rumänischen Anstürme gegen den Casinului werden blutig abgeschlagen.

3. August. Kampfpause in Flandern. Erfolgreicher deutscher Teilvorstoß bei Leintrey. — Die Truppen der Mittelmächte überschreiten nordöstlich Czernowitz die russische Reichsgrenze. Die Rumänen erschöpfen sich in weiteren vergeblichen Angriffen am Casinului. — Patrouillengefecht am Rombon. Italienischer Fliegerangriff auf Pola. — In der Nordsee sind 20500 Tonnen feindlichen Schiffsraums versenkt worden.

4. August. Deutsche Erfolge auf dem nördlichen Aisne-Ufer. — Gute Erfolge der Mittelmächte am Pruth, im Suczawa- und im Moldawatal. Fortgesetzte rumänische Angriffe am Casinului bleiben ergebnislos. — Schweres Geschützfeuer am Gabriele und auf der Karsthochfläche. — Ein feindlicher Übergangsversuch über den Bevoli wird vereitelt. — Im Atlantik sind 24000 Tonnen Schiffsraum den deutschen Tauchbooten zum Opfer gefallen.

5. August. Starke englische Teilangriffe in Flandern scheitern. — Die Russen stellen sich zwischen Dnjestr und Pruth erneut zum Kampf. Beiderseits der Moldawa und auf dem Ostufer der Bistritz werden ihnen wichtige Höhenstellungen entrissen. Einnahme von Radanutz. Am Casinului das alte Bild. — Artilleriekampf an der Isonzofront.

6. August. In Flandern nur Zusammenstöße der Erkundungsabteilungen im Trichterfeld. Erfolgreiche deutsche Teilvorstöße bei Beffy und Berry au Bac. — Weitere Fortschritte der Truppen der Mittelmächte in den Karpathentälern und Fortdauer der erbitterten Kämpfe am Casinului. — Erstürmung der russischen Stellungen nördlich von Focsani; 3500 Gefangene, 17 Geschütze. — Ein italienischer Teilvorstoß am Fassaner Kamm bricht im Feuer zusammen.

7. August. Starke englische Angriffe im flandrischen Küstenabschnitt sowie nordöstlich Bixschoote werden abgeschlagen. Glücklicher deutscher Handstreich auf dem Ostufer der Maas. — Sturmerfolge der Mittelmächte in den Waldkarpathen, während der Feind am Casinului wieder vergeblich anrennt. — Erweiterung der deutschen Einbruchstelle bei Focsani, wo Russen und Rumänen vergebliche Gegenangriffe unternehmen. — Aus dem Kanal und Atlantik wird die Versenkung von 23500 Tonnen feindlichen Schiffsraums gemeldet. — Die deutsche Schutztruppe in Ostafrika hat den Engländern im Lindibezirk ein glänzendes Gefecht geliefert.

8. August. In Flandern nur schwerer Geschützkampf. — Erfolgreiche Gefechte in den Waldkarpathen und in den Grenzgebirgen der westlichen Moldau. — Der Feind versucht vergeblich, die Lage bei Focsani durch Massenangriffe wiederherzustellen.

9. August. Heftige Artillerie- und Infanteriekämpfe bei Ypern. Englische Massenangriffe im Artois werden unter schwersten Feindesverlusten abgeschlagen. Auch in kleineren Vorfeldgefechten bei St. Quentin, an der Straße Laon—Soissons und östlich der Maas bleiben die Deutschen siegreich. — Auflebende Gefechtstätigkeit in Kurland. Hartnäckige Kämpfe südöstlich Czernowitz. — Rumänische Höhenstellungen am Tortus-, Putna- und Oitoztal werden im Sturm genommen; 1400 Gefangene. Deutsche Divisionen erzwingen den Übergang über die Susita und weisen alle feindlichen Gegenangriffe ab. — Glückliches Vorpostengefecht gegen die Italiener bei Mori in Südtirol. Abermaliger italienischer Fliegerangriff auf Pola.

10. August. Erfolglose Angriffe englischer Divisionen bei Ypern. Auch kleinere Teilvorstöße der Engländer bei Nieuport und beiderseits der Bahn Boesinghe-Langhemark mißglücken. An fast der ganzen Westfront heftige Feuerkämpfe. Gegen die Franzosen wird hauptsächlich bei St. Quentin, am Chemin des Dames, am Hochberg, nördlich von Reims und auf dem Westufer der Maas gefochten. Im Luftkampf werden 19 feindliche Flugzeuge und 2 Fesselballons abgeschossen. — Fortschritte der Mittelmächte im Oitoztal und am Casinului. Verzweifelte, aber vergebliche Anstürme des Feindes gegen die von den Deutschen genommene Susitastellung.

11. August. In Flandern Feuer- und Erkundungskampf; ein englischer Teilvorstoß bei Hollebeke scheitert. Ebenso französische Gegen-

angriffe am Chemin des Dames. — Fortschritte der Truppen der Mittelmächte am Trotosultal. Vergebliche feindliche Angriffe am Oitoztal. Fortdauer der erfolgreichen Kämpfe nördlich Focsani, wo die Zahl der Gefangenen auf 6800 Mann, die Beute auf 18 Geschütze und 61 Maschinengewehre anschwillt. — Bulgarische Erfolge auf dem Dobropolje. — Japanische Kriegsschiffe im Mittelmeer. An Handelsschiffsraum wurden im Atlantik 23000 Tonnen versenkt.

12. August. Angriff eines deutschen Fliegergeschwaders auf die Themsemündung. Feindlicher Flieger über Frankfurt a. M. — Artillerieduell in Flandern und in der Westchampagne. — Deutsche Truppen erstürmen Pancin. Geländegewinn in der nordwestlichen Moldau. — Die Engländer erleiden mit einem Verlust von 4300 Mann eine schwere Niederlage bei Kilwa (Ostafrika). — Die Ententeregierungen verweigern den Sozialdemokraten die Pässe zum Besuch der Stockholmer Konferenz.

13. August. Gesteigerte Kampftätigkeit an den verschiedensten Stellen der Westfront; auch an der Nordfront von Verdun entwickelt sich schwerer Feuerkampf. Englische Erkundungsvorstöße bei Lens und französische am Cornillet mißglücken. Bei Nieuvechapelle wird eine größere Anzahl portugiesischer Gefangener eingebracht. — Russisch-rumänische Gegenangriffe in der Moldau werden abgeschlagen, dagegen Fortschritte zwischen Susita- und Putnatal erzielt. Vorfeldgefechte am unteren Sereth. — Den deutschen Tauchbooten fallen im Atlantik wiederum 29000 Registertonnen zum Opfer. — Friedensvorschlag des Papstes.

14. August. Erfolgreiche Gegenwirkung der deutschen Artillerie in Flandern und auf beiden Ufern der Maas. Englische Teilvorstöße bei Langhemark, Frezenberg und Hooge sowie französische am Chemin des Dames werden zurückgewiesen. Im Luftkampf verliert der Gegner 20 Flugzeuge und 4 Fesselballons. — Die Russen greifen südöstlich Tarnopol und südlich des Trotosultales vergeblich an. Russisch-rumänische Truppenteile werden nordwestlich ins Grenzgebirge gedrängt und verlieren 3000 Gefangene. Einnahme von Stravani. Erstürmung des Brückenkopfes von Baltareta durch deutsche Truppen. — Aus dem Mittelmeer wird die Versenkung von 50000 Tonnen Schiffsraum gemeldet. — Kriegserklärung Chinas an Deutschland und Österreich-Ungarn.

15. August. In Flandern entbrennt nach stärkstem Artilleriekampfe die Infanterieschlacht. Die Engländer stürmen hauptsächlich zwischen Bixschoote und Wytschaete an, vermögen aber nirgends nachhaltige Erfolge zu erzielen. Die Franzosen schießen St. Quentin in Brand und rennen vergeblich am Damenweg an. Artillerieschlacht nördlich von Verdun. — Verfolgungsgefechte im Trotosultal. Feindliche Gegenangriffe bei Stravani und Pancin werden abgeschlagen. Der Gegner wird vom Westufer des Sereth vertrieben und büßt dabei 3500 Gefangene, 16 Geschütze und 50 Maschinengewehre ein. — Im Sperrgebiet um England werden 26000 Registertonnen versenkt, darunter ein großer englischer Hilfskreuzer.

16. August. Die Infanterieschlacht in Flandern dehnt sich von der Yser bis zur Lys aus und endigt nach wechselvollem, furchtbarem Kampfe mit einem vollen deutschen Abwehrsieg. Die Artillerieschlacht nördlich Verdun entwickelt sich zu höchster Stärke. Siegreicher deutscher Erkundungsvorstoß auf dem Ostufer der Maas. — Die Österreicher und Ungarn bringen dem Feind bei Grozesci eine schwere Schlappe bei; 1650 Gefangene. — Die Tauchbootbeute beträgt 25000 Tonnen. Geplänkel leichter Seestreitkräfte an der Grenze des englischen Sperrgebiets.

17. August. Die große Flandernschlacht ist im Abflauen. Bei einem überraschenden englischen Teilvorstoß geht Langhemark verloren. Ein englischer Angriff im Artois wird im deutschen Vernichtungsfeuer erstickt. Fortdauer der Artillerieschlacht bei Verdun. Im Luftkampf werden 26 feindliche Flugzeuge und 4 Fesselballons zum Absturz gebracht. — Die Beute aus der ostgalizischen Gegenoffensive der Mittelmächte beträgt fast 42000 Gefangene, 257 Geschütze, 546 Maschinengewehre und 191 Minenwerfer. — Am Isonzo entbrennt schwerer Artilleriekampf. — Ein russischer Zerstörer fällt in der Ostsee einer Mine zum Opfer.

18. August. Englische Versuche, die Einbruchsstelle bei Langhemark zu erweitern, werden vereitelt. Auch engl. Erkundungsvorstöße in der Gegend von Cambrai haben keinen Erfolg. Dagegen sind an der Champagnefront deutsche Stoßtrupps mit Glück tätig. Die große Artillerieschlacht bei Verdun wütet weiter. Ein Angriff feindlicher Fliegergeschwader auf die deutschen Fesselballons wird abgeschlagen, 19 Flugzeuge zum Absturz gebracht. — Die italienische Infanterie bricht zwischen dem Mrzli Vrh und dem Meere zum Massenangriff vor. — Türkische Erfolge über die Russen bei Wan.

19. August. Bei Verdun entbrennt nun auch die Infanterieschlacht beiderseits der Maas auf einer Frontbreite von 23 km. Im Luftkampf verliert der Gegner 16 Flugzeuge und 4 Fesselballons. — Die Rumänen werden im Oitoztale (1500 Gefangene), die Russen bei Marasesti (2200 Gefangene) geschlagen. — Die elfte Isonzoschlacht nimmt einen für die Österreicher und Ungarn günstigen Verlauf; 3000 Gefangene. Auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden treten die Italiener den Rückzug an. Italienische Monitore beschießen Triest. — Im Atlantik sind wiederum 23000 Registertonnen durch deutsche Tauchboote versenkt worden. Deren Gesamtbeute im Juli beträgt 811000 Tonnen. — Rücktritt des ungarischen Ministerpräsidenten Graf Esterhazy, der durch Alexander Wekerle ersetzt wird.

Illustrierte Kriegsberichte.

Die zehnte Isonzoschlacht und die Astico-Brenta-Kämpfe.

Von F. C. Graf v. Doltolini. Mit 6 Abbildungen.

Die ersten Anzeichen für ein bevorstehendes erneutes Anstürmen der Italiener gegen die gewaltigen österreichisch-ungarischen Hermadastellungen auf der rauhen, steinigen Karsthochfläche zeigte sich schon im April 1917. Auf den von Frankreich nach Italien führenden Eisenbahnlinien rollte ein Zug nach dem andern, die die Hilfe Englands und Frankreichs dem Bundesgenossen in Gestalt von schwerer Artillerie brachten. In Mailand, Turin, Verona tauchten die Khakiuniformen der Engländer und die lichtblauen der Franzosen auf und zeigten, daß die Ententehilfe angelangt sei. Die Militärkritiker Italiens aber erklärten den Vorstoß auf Triest als das einzige Mittel, einem damals von ihnen geglaubten österreichisch-ungarischen Offensivplane im Raum von Vicenza zuvorzukommen. Dazu kamen politische Anzeichen. In den Großstädten Italiens hatte eine gedrückte Stimmung Platz gegriffen und die leitenden Kreise begannen bei der Regierung wegen des rapiden Anwachsens der Verschuldung an das Ausland vorstellig zu werden. Gegen eine derartige Gärung wußten das Ministerium und Cadorna keinen Rat, als eine neue Offensive mit dem Ziel der Eroberung Triests. Um dieser das nötige Relief zu geben, wurde im Kriegsrat beschlossen, den Angriff derartig einzurichten, daß am 23. Mai, also am zweiten Jahrestag des Verrats Italiens am Dreibund, die Trikolore auf der Triester Kathedrale von San Giusto gehißt werden sollte. Endlich wurde dieser theatralische Plan Cadornas unterstützt durch den Druck der Pariser und Londoner Regierung, die infolge der Mißerfolge der eigenen Waffen und der für die Entente immer ungünstigeren Lage in Rußland auf ein Eingreifen Italiens mit verstärkten Kräften drangen.



Phot.: k. u. k. Kriegspressequartier, Wien.

Abb. 1. Sturmangriff österreichisch-ungarischer Truppen auf eine italienische Stellung.

An der Front selbst wurde von den österr.-

ungarischen Fliegern in den dem 10. Mai folgenden Tagen die typischen Bewegungen der letzten Vorbereitungen zur Offensive festgestellt. Unmittelbar darauf setzte das Artilleriefeuer auf dem Frontalabschnitt zwischen Tolmein und dem Adriahafen Monfalcone mit voller Wucht ein und steigerte sich am 13. Mai zum Trommelfeuer. Ein solches hatten die Italiener in den vorhergehenden Isonzoschlachten nie in seiner ganzen fürchterlichen Wirkung durchgeführt. Als daher nun alle Kaliber, Kanonen, Haubitzen und Mörser einsetzten und das schwerste Feuer auf die österreichisch-ungarischen Gräben legten, zeigte sich hierin deutlich nicht nur die artilleristische Hilfe der Westmächte, sondern auch, daß die artilleristische Leitung in die Hand englischer und französischer Offiziere übergegangen war.



Phot.: k. u. k. Kriegspressequartier, Wien.
Abb. 2. Der Monte San Gabriele.

Während dieses Höllenfeuers lagen die österreichisch-ungarischen Truppen in den sogen. Kavernen, tiefen, in den Steinboden des Karstes eingegrabenen Höhlen. Nur am Eingang auf der Leiter stand der beobachtende Posten, der freilich nur zu oft ein Opfer seines Auftrags wurde. So erwarteten sie zähneknirschend vor Wut über den verhaßten Gegner den Ansturm der feindlichen Infanterie, der für sie in ihren Steinlöchern die Erlösung bedeutete. Mine um Mine flog auf, um die Stellungen „sturmreif" zu machen. Es war die Taktik, wie sie die Engländer in der Sommeschlacht zuerst anwandten. Am 14. Mai, genau zur Mittagsstunde, glaubte Cadorna, der mit dem Schattenkönig Viktor Emanuel hinter der Front sich befand und persönlich alle Befehle gab, daß das Ziel des Artilleriefeuers erreicht und der Karstriegel von Triest durchbruchsreif sei. In tiefgegliederten Massen jagte er die Jugend Italiens zum Sturm vor, aber auch in den sicheren Tod hinein. Denn dort, wo eben noch einsame Wüste war, nur erfüllt vom Rauch und Staub platzender Granaten und auffliegender Minen, stand nun ein Heer von Infanterie, das die Kolonnen der Italiener mit einem mörderischen Maschinengewehrfeuer empfing, während die Ausgangsstellungen der Feinde von der österreichischen Artillerie mit einem Eisenhagel übergossen wurden.

Die Brennpunkte des Kampfes waren der Raum von Plava, der Monte Santo und der Monte San Gabriele, die Gegend von Görz, wo die Italiener die Ruinen der einst so schönen Stadt, die Unsrigen aber den Ostrand der Stadt und den Friedhof besetzt hielten, ferner auf dem Karst die Stätten, wo einst die Dörfer Spacapani, Kostanjewica und Hudilog gestanden. In der vor die österreichisch-ungarischen Stellungen gelegten Feuerwand wurde Welle auf Welle der Angreifer niedergemäht. Die Wucht des Angriffs war für die nervenschwachen Italiener ganz überraschend. Bald freilich zeigte sich die Lösung des Rätsels. Hinter den Sturmkolonnen erschienen kleine Gruppen englischer Polizeisoldaten, die, sobald ein Angriff zerschellt war, die zurückflutenden Italiener mit Maschinengewehrfeuer empfangen und zur Wiederholung ihres Angriffs zwangen. Nun mit diesem Mittel erreichte es Cadorna, daß einzelne Angriffskolonnen bis zu den österreichisch-ungarischen Stellungen kamen, hier aber wurden die schreckensbleichen Gestalten im Handgranatenkampf niedergemacht.

Am Monte Santo brachen die Italiener im Laufe der Nacht ein, aber als der Morgen graute, mußten sie das Berennen des über und über mit italienischen Leichen besäten Berges aufgeben. Zur selben Zeit hatten sie viermal den Monte Gabriele berannt, ohne über die Mitte der Höhe vorzukommen.

Erbitterter noch als hier entwickelte sich der Kampf östlich des Faiti Hrib, der fünfmal an einem Tage den Besitzer wechselte.



Phot.: k. u. k. Kriegspressequartier, Wien.
Abb. 3. Österreichisch-ungarische Infanterie in den Hochalpen.

Nach solchen bitteren Mißerfolgen pflegte Cadorna in den früheren Isonzoschlachten den Befehl zum Abflauen der Kämpfe zu geben. Diesmal befolgte er ein neues System. Waren am obern Isonzo seine Truppen, trotz der immer neu herangeführten Reserven, völlig erschöpft, so befahl er Umgruppierung der Reserven und setzte auf dem Karstplateau oder am Meer zu neuen, rasenden Stürmen an. Wenn auch den Italienern großer Heldenmut des Angriffs an einzelnen Stellen nicht abzusprechen ist, so zeigte sich doch, daß sie nach der Durcheilung der Feuerzone in solche Unordnung geraten waren, daß sie nicht mehr wußten, was sie taten. Abgesehen davon, daß in der höchsten Nervenerregung italienische Bataillone andere italienische Bataillone angriffen, konnte am 16. Mai Hauptmann Sonnewend mit seinen Wiener Landsturmleuten der ganzen Brigade „Emilia" Herr werden und sie bis auf geringe Reste vernichten.

Am folgenden Tag aber erschien der junge Kaiser Karl unter den Helden seiner Isonzoarmee. Die Anwesenheit des allerhöchsten Kriegsherrn, der zuerst im Temovaner Walde bei den Kämpfenden erschien, dann aber von dem Gefechtsstandpunkt einer Brigade bei Kostanjevica Stellung nahm, verbreitete sich wie ein Lauffeuer auf der ganzen 60 km langen Kampfesfront und löste endlose Hurras und Eljen aus. In langer Reihe zogen die Reserven an dem Kaiser vorüber in den Kampf. In die Musik mischte sich der Gesang der Krieger, dort spielte ein Ungar die Ziehharmonika, hier fiedelte ein Zigeuner auf seiner geliebten Geige bei dem Marsch zum großen Augenblick des Kampfes in vorderster Linie. Tausenden drückte der junge Kaiser die Hand, alle Regimenter begrüßte er mit hellem Zuruf, der tausendstimmiges Echo fand.

Am 20. Mai gelang es, die Italiener, die bei Auzza den Isonzo überschritten hatten, wieder über den Fluß zurückzuwerfen. Erbittert über diese Schlappe, setzte Cadorna am Nachmittag des gleichen Tages bei Vodice zum Sturm an. Aber auch hier war seinen Truppen kein Erfolg beschieden, nur Tausende bedeckten die Walstatt.

Die Mißerfolge der Italiener führten naturgemäß zu einem Abflauen der Kämpfe. Aber während früher die Italiener nach solchen wie-

derum Monate brauchten, um sich zu einem neuen Angriff aufzuraffen, trat nunmehr das Überraschende ein, daß nach nur zweitägiger Ruhe der zweite Teil der Schlacht einsetzte. Wieder waren es politische Gründe, die zu diesem Verzweiflungsentschluß führten. Einerseits drängten die englischen und französischen Generalstabsoffiziere Cadornas darauf, noch einmal einen Versuch zu wagen, um die Operationen ihrer eigenen Heere in Frankreich zu stützen, andererseits spornte der Ministerpräsident Boselli den Generalissimus zur Wiederaufnahme der Kämpfe an, damit am 23. Mai der Weg nach Triest durch einen Durchbruch der gegnerischen Front geöffnet sei, wenn man schon an diesem „historischen Tag" nicht in Triest selbst sein könne.

So begann am 22. Mai der zweite Teil der zehnten Isonzoschlacht. Vom Morgengrauen an stand die Front auf dem Karstplateau unter Trommelfeuer, und am 23., dem „historischen Tag", brach der Generalsturm los. Von Plava bis zum Meer tobte wieder die Infanterieschlacht.

Tiefgegliedert brachen die Infanteriemassen aus ihren Stellungen hervor gegen die zermürbt geglaubten Verteidiger. Die Luft widerhallte von ihrem Schlachtruf „Savoia". Aber die Verteidiger waren nicht mürb geworden: in ihren mit Geschützen und Maschinengewehren gespickten Kavernen lauerten sie auf den großen Augenblick, sich im Nahkampf mit dem verhaßten Feind messen zu dürfen. In wenigen Sekunden waren die fast verschütteten Gräben wieder besetzt. Es war ein furchtbarer Augenblick höchster Nervenanspannung. Bereits erkannte man die verzerrten Gesichter der Heranstürmenden unter den französischen Stahlhelmen, die das italienische Heer hier erstmals trug, da schlug die österreichische Artillerie mit ihren Granaten in die Massen. Ein Meer von Sprengwolken, die Folge der auffliegenden Minen, verhüllte teilweise die Reihen. Ganze Bataillone verstummten in ihrem Sturmruf, und als der Staub sich verzog, zeigte sich nur ein Knäuel, der sich im Blute wälzte. So brach hier der welsche Angriff zusammen, ehe er zu den Drahtverhauen kam.

Aber an andern Stellen, wo kein Hang mehr Deckung bot, arbeiteten sie sich keuchend heran. Wieder legte sich die Feuerwand auf sie: die meisten fielen, nur ein Teil vermochte sie zu überwinden. Wieder ertönte „Savoia" und „Avanti". Da flogen die ersten Handgranaten ihnen entgegen und zerrissen ganze Gruppen, die



Phot.: k. u. k. Kriegspressequartier, Wien.

Abb. 4. Die Höhen bei Plava am Isonzo.



Phot.: k. u. k. Kriegspressequartier, Wien.
Abb. 5. Österreichisch-ungarische Feldmesse in Tirol.

Maschinengewehre mähten nieder, was noch aufrecht stand. Da konnte man die braven Österreicher und Ungarn nicht mehr halten. Sie stürzten aus den Gräben, welsche Schädel krachten unter den Kolbenschlägen der Söhne der Alpen und der Pußta zusammen.

Dann hieß es: „In die Kavernen!", denn schon wieder begann Cadorna mit seinem Trommelfeuer, das bis in die Nacht fortgesetzt wurde. Plötzlich erfolgte aufs neue der feindliche Angriff, nachdem sechs auffliegende Minen seinen Beginn angekündigt hatten. Im Schein Tausender von Leuchtraketen hoben sich die scharfumrissenen Gestalten ab. Weit überlegene Massen wollten heran. Da leuchteten plötzlich die Scheinwerfer auf, die den Feind zum Halten zwangen. Im gleichen Augenblick senkte sich der Schrapnellhagel der österreichischen Artillerie auf ihn herab. Dann wurde es auch in den Stellungen der Infanterie lebendig. Von allen Seiten spien Eisen und Feuer, Leuchtgeschosse aller Art spendeten ihr grelles Licht, während die Scheinwerferstrahlen verwirrend hin und her hüpften und tanzten. Nun setzten die Maschinengewehre ein. Ganze Wellenreihen brachen hingemäht zusammen, aber noch war die Wucht des Angriffs nicht gebrochen. Erst als die österreichischen Minen aufflogen und alles in Feuer und Rauch einhüllten, da wirbelten die Italiener zurück und flüchteten schreiend und klagend den Hang hinab, verfolgt von den leuchtenden Sprengwolken, die den Flüchtenden Tod und Wunden brachten.

So ging es Tag für Tag weiter. Die Österreicher und Ungarn hielten gegen ein Millionenheer ihre Stellungen. Der Hauptstoß des Angreifers richtete sich gegen die Stellungen zwischen Jamiano und dem Meere. Dort standen die tapferen ungarischen Honvedregimenter 12 und 31, sowie das 3. Bataillon des Regiments 20, die an einem Tage 17 Angriffe aushielten. Am Meere, dort, wo die Straße über Duino nach Triest führt, hielt das ungarische Honvedregiment Nr. 37 an einem Tage achtzehn Angriffen stand, bis es am Abend, selbst zum Gegenstoß übergehend, die Italiener gegen den Isonzo zurückwarf. Nur bei Jamiano ging in dem wechselvollen Ringen ein wenig Gelände verloren, ein Ereignis, das bei einer so langen Kampfesfront unvermeidlich war. Aber Generaloberst v. Boroevic ließ sich hiedurch nicht ent-

mutigen. Kühn entschlossen setzte er zum Gegenstoß an und leitete damit den dritten Teil der zehnten Isonzoschlacht ein, der den Italienern alle die geringen Vorteile wieder abnahm, die sie durch Blutopfer wie nie zuvor erlangt hatten. Neutrale Beobachter meldeten, daß schon am 31. Mai die Zahl der italienischen Toten und Schwerverwundeten 150 000 Mann betrug, während 15 000 Italiener bei den Stürmen bis zu diesem Zeitpunkt gefangen worden waren. Aber noch Schwereres erwartete den Italiener, als am 4. Juni Boroevic seinen gewaltigen Gegenstoß ausführte. Die italienischen Truppen, gewohnt, die Österreicher nur als stahlharte Verteidiger ihrer Heimat gegenüber zu haben, waren



Abb. 6. Kavernen der österreichisch-ungarischen Truppen im Karstgebiet.

förmlich erstarrt, als sie nun nach neuem, wuchtigem Artillerieduell diese zum Angriff vorgehen sahen. Jamiano und seine Höhen, für welches Gelände der Italiener die gewaltigsten Opfer gebracht, wurden in flottem Ansturm wieder genommen. Mehrere italienische Regimenter, wie die Infanterieregimenter Nr. 86, 69 und 71, fielen mit ihrem ganzen, freilich schon in den früheren Kämpfen dezimierten Bestande mit allen Offizieren unverwundet in Gefangenschaft, während die Brigaden Verona, Siranna, Puglie und Ancona restlos vernichtet wurden. So endete die zehnte Isonzoschlacht mit einem glänzenden Siege Boroevics, ein Schlußakkord, wie er gewaltiger nicht gedacht werden konnte. Mit ihm stieg die Zahl der Gefangenen auf rund 30 000.

Cadorna raste, der Schattenkönig fiel aufs neue in seine Neurasthenie zurück, und Triest, das heiß ersehnte, wurde mehr und mehr für die Italiener das „Trieste intergibile". Im Zorn macht der Mensch nie etwas Kluges, und so ist auch die Rache Cadornas für die verlorene zehnte Isonzoschlacht ein klägliches Nachspiel. Er glaubte nämlich, die österreichisch-ungarische Heeresleitung habe zu ihrem Erfolg am Isonzo Verstärkungen von anderen Frontteilen geholt und die in dem nördlichen Teil der Provinz Vicenza befindlichen Stellungen von Truppen entblößt. So entschloß er sich schnell, hier eine Offensive zu wagen. War Triest nicht zu nehmen, so konnte vielleicht ein Vorstoß gegen Trient ein Ergebnis bringen. Der erste Versuch, eine Berennung des Monte Ortigara und des Monte Zebio, südlich der Brenta, mißlang völlig. Darum wollte er nun die Hochfläche der „Sieben Gemeinden" säubern und dann gegen den Vielgereuthpaß marschieren. Nach starkem Trommelfeuer rannten auch hier die Massen gegen die zerschossenen Stellungen vor. Die wütendsten Anstürme richteten sich gegen den linken Flügel der österreichisch-ungarischen Stellungen. Aber schon nach viertägigem Ringen zeigte sich, daß Cadorna sich wiederum gründlich verrechnet hatte. Nicht nur, daß im ersten Ansturm nicht mehr als ein paar hundert Meter des schwierigen Geländes ihnen zufielen, am 25. Juni setzten auch hier die Österreicher zum Gegenstoß an, der die Italiener wieder weit zurückwarf. Wenn die Zahl der Gefangenen hier kaum 2000 betrug, so spricht dies für die Erbitterung, mit der die Tiroler Landeskraft den welschen Todfeind angriff. Wo die Kaiserjäger einen italienischen Graben nahmen, da ging es ums Leben! Messer, Kolben, Handgranaten und Bajonette vollbrachten dann eine furchtbar blutige Arbeit. Die Alpler kannten keine Gnade. So kam es, daß neben den 2000 Gefangenen die Schlacht auf dem Plateau der „Sieben Gemeinden" den Italienern an 50 000 Toten kostete. Neben den Tirolern waren auch die Steirer an dem Erfolg beteiligt, die besonders die Stellungen am Grenzkamm hielten.

So blieb Cadorna auch Trient, wie vorher Triest, unerreichbar! Wie sehr er am Isonzo und in den viszentinischen Alpen gehofft hatte,

den Durchbruch zu erreichen, zeigte besonders die Tatsache, daß er hier wie dort Kavalleriebrigaden bereitgestellt hatte, die nach dem Durchbruch, hier Triest, dort Trient, erreichen sollten! In solchen Maßnahmen offenbart sich der kindische Geist der Italiener, der trotz aller blutigen Lehren immer noch theatralische Effekte verlangt.

Noch einmal hat Cadorna und mit ihm Italien die Antwort der Völker der Donaumonarchie erhalten, die für Triest und Trient lautet: Qui non si passa (Hier gibt's keinen Durchgang). Gebrannte Kinder fürchten das Feuer, und wenn Italien allein im Kriege gestanden hätte, würde es sicher nach diesen Mißerfolgen die Kriegsfahne gestrichen haben. So aber steht hinter ihm sein großer Gläubiger von jenseits des Kanals und drängt ihn weiter und weiter. Wohin? Nuo vederemo! —

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

General Karl Litzmann.

Mit 1 Abbildung.

Der Name des Generals Litzmann, der schon in Friedenszeiten durch seine militärischen Schriften und durch seine Tätigkeit auf dem Gebiet der militärischen Jugendpflege weiteren Kreisen bekannt geworden war, kam in aller Mund, als der Generalstabsbericht Ende November 1914 den kühn und sicher ausgeführten Durchbruch der unter Befehl des Generalleutnants Litzmann stehenden 3. Garde-Division bei Brozeczinÿ mitteilte. Der Orden Pour le mérite wurde dem Führer der heldenmütigen Truppen zuteil, und die Oberste Heeresleitung bezeichnete diesen denkwürdigen Kampf als eine der schönsten Waffentaten des ganzen Krieges. Wenige Monate später erhielt Litzmann unter Beförderung zum General der Infanterie den Befehl über ein Reservekorps, an dessen Spitze er in hervorragender Weise bei der Eroberung von Kowno mitwirkte. Das Eichenlaub zum Pour le mérite war die kaiserliche Anerkennung für den erfolgreichen General, dem im Vorjahr ein anderer höherer Posten übertragen wurde, in welchen er sich gleichfalls glänzend bewährt hat.

Der heute 67jährige General, der mit seinem massigen Kopf und den vollen schneeweißen Haaren eine sehr markante Erscheinung darstellt, begann seine militärische Laufbahn als Einjährig-Freiwilliger beim Gardepionier-Bataillon und rückte in ihm 1868 zum Leutnant auf, hat auch stets für die Pionierwaffe eine besondere Vorliebe behalten. Am Tag vor dem Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges sollte er nach beendigtem zweijährigen Studium auf der vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule seine schriftliche Prüfungsarbeit ablegen, aber er verbrachte eine schlaflose Nacht, denn es waren die Extrablätter ausgerufen worden, die die denkwürdigen Ereignisse in Ems bekannt gaben. Als Prüfungsarbeit erhielt Litzmann das Thema: „Über liegende Roste" (zur Anlage von Bauwerken auf nachgiebigem Baugrunde), aber trotz seiner guten Kenntnisse fühlte er bald: heute geht es nicht. Deshalb schrieb er nur den einen Satz nieder: „Nach Ausbruch der Mobilmachung bin ich heute



General Karl Litzmann.

nicht imstande, einen vernünftigen Aufsatz über „liegende Roste" abzufassen, ich versichere aber, daß ich mit dieser Sache gut Bescheid weiß". Geschadet hat ihm diese Eigenmächtigkeit nichts, denn die Prüfungskommission trug den Umständen Rechnung, und Litzmann erhielt später in Frankreich die Nachricht, daß er die Prüfung gut bestanden habe. Mehrere Tage vergingen im Trubel der Kriegsvorbereitungen und am 1. August 1870 zogen die Garde-Pioniere ins Feld. Gern hätte Litzmann vorher seine Eltern

noch gesehen, aber es war unmöglich, obwohl sie nur 10 Meilen von Berlin entfernt wohnten, da keine Eisenbahn dorthin führte. Die Mutter schickte ihm einen Abschiedsbrief, worin es heißt: „Mein lieber Sohn! Es schmerzt mich, Dich nicht noch einmal in meine Arme schließen zu können, aber viel größer als dieser Kummer ist die Freude, daß Du mit in diesen Krieg ziehen kannst, und ich weiß, Du wirst Deine Mutter richtig verstehen, wenn sie ihren Abschiedsgruß in die Worte kleidet: Es ist nicht nötig, daß Du wiederkehrst, wohl aber, daß Du Deine Schuldigkeit tust." Eine deutsche Spartanerin! Auch die Tochter des Generals Litzmann scheint aus ähnlichem Holz geschnitzt zu sein; sie ist die Gattin des evangelischen Pfarrvikars Claupen in Judenburg in Steiermark, der zu Beginn des Krieges zur deutschen Armee einrücken mußte und sich bereits das Eiserne Kreuz erworben hat. Nach der Einberufung ihres Gatten legte die Generalstochter, die selbst Theologie studiert hat und den Grad eines Lizentiaten besitzt, vor der Wiener Superintendentur die Prüfung als Religionslehrerin ab und erteilt seitdem den evangelischen Religionsunterricht in dem weit zerstreuten Gebiet der evangelischen Gemeinde Judenburgs.

Während des französischen Feldzuges zeichnete sich der junge Litzmann wiederholt in hervorragender Weise aus, so namentlich bei der Sprengung der Eisenbahnbrücke von Argenteuil, und erhielt dafür das Eiserne Kreuz. Auch damals schon zeigte er sich als ein außerordentlich praktischer Mensch. So hatten einmal seine Pioniere beim Schlagen einer Brücke über die Marne mitten im Winter ein unfreiwilliges Bad genommen und sehnten sich deshalb sehr nach einem warmen Raum und einem warmen Trunk. Sie fanden beides, denn Litzmann hatte inzwischen eine Hütte erbauen lassen, deren Wände aus gefüllten Kakaosäcken bestanden, die er aus einer benachbarten Schokoladefabrik holen ließ. In diesem Unterkunftsraum brannte ein kleiner Ofen und auf ihm stand ein Kessel mit Wasser. Jeder Soldat, der nach seinem Kampf mit den Eisschollen hereinkam, fand hier ein warmes Unterkommen, nahm dann sein Taschenmesser, bohrte ein Loch in einen der Säcke, ließ etwas Kakaopulver in eine Schale laufen und rührte heißes Wasser hinzu, wodurch er ein herrliches wärmendes Getränk erhielt. Wochenlang genossen die Soldaten diesen „Trunk aus der Wand", über den damals im deutschen Heer viel gelacht wurde.

Die Jahre nach dem Krieg waren der wissenschaftlichen Ausbildung gewidmet. Litzmann besuchte die Kriegsakademie und war dann längere Zeit beim Generalstab. Von 1881 ab war er Brigade-Adjutant und von 1883 bis 1886 Lehrer an der Kriegsschule in Metz. Von dort aus kehrte er wieder in den Generalstab zurück, dem er bis 1891, zuletzt beim 5. Armeekorps, angehörte. Ein zweijähriges Frontkommando erst beim 62. und dann beim 15. Regiment schloß sich daran an, und hierauf wurde Litzmann zum ersten Direktionsmitglied der Kriegsakademie ernannt. Seine ehemaligen Schüler schwärmen noch jetzt für ihn. Eine ganze Generation hat sich an seinen musterhaften taktischen Lehrbüchern gebildet. Das prickelnde Leben, das er mit reger Phantasie und feurigem Temperament seinen taktischen Beispielen einzuhauchen verstand, machte selbst den sprödesten Stoff genießbar. Zwei Jahre hindurch wirkte Litzmann an der Kriegsakademie, ebenso lang befehligte er dann als Oberst das 49. Infanterie-Regiment in Gnesen und führte vom November 1898 ab die 74. Inf.-Brigade in Stettin. Bald darauf erhielt er den Posten als Landwehr-Inspektor in Berlin und kam von hier aus zwei Jahre später als Generalleutnant und Führer der 39. Division nach Kolmar.

Von September 1902 bis April 1905 wirkte Litzmann dann in verdienstvoller Weise als Direktor seiner geliebten Kriegsakademie, um hierauf in den Ruhestand zu treten. Er gehörte also gleich Hindenburg zu den vielen vorzüglichen Heerführern, die schon inaktiv waren, als der Weltkrieg ausbrach. Bei seinen Untergebenen war Litzmann, der sich nie nach der trockenen Schablone richtete, sondern immer viel Eigenart zu bewahren wußte, stets sehr beliebt. Auch seinen Tadel wußte er in originelle Form zu kleiden. Ein Oberarzt z. B., über dessen schauderhafte Handschrift sich Litzmann wiederholt geärgert hatte, erhielt von ihm folgende offizielle Zuschrift: „Dem Oberarzt S. wird hiermit angeraten, Schreibunterricht zu nehmen." In der seltenen Vereinigung theoretischer Gelehrsamkeit, praktischen Könnens, prachtvoller Darstellungsgabe und vollendeter Liebenswürdigkeit erinnert Litzmann an unseren unvergeßlichen Göben. Schon als Hauptmann galt er als ein taktisch besonders begabter Offizier und huldigte mit großem Eifer ernsten wissenschaftlichen Studien. Seine dienstlichen Stellungen, insbesondere in der Kriegsschule und der Kriegsakademie, gaben ihm Gelegenheit, seine Kenntnisse und Pläne dem heranwachsenden Offizierkorps mitzuteilen. Darüber hinaus faßte er in seinem umfangreichen Werk: „Beiträge zur taktischen Ausbildung unserer Offiziere" seine Gedanken und Erfahrungen

auf diesem Gebiet zusammen und schuf in diesem, durch seine Beispiele besonders ausgezeichneten Lehrbuch ein Werk, das heute bereits in 5. Auflage vorliegt und vielen Tausenden von Offizieren Anregung und Belehrung verschafft hat. Sehr volkstümlich geworden ist auch sein Buch: „Ernstes und Heiteres aus den Kriegsjahren 1870/71".

Die Mittel des Krieges.

Rechtspflege im Felde.

Von **Richard Rietscher.** Mit 2 Abbildungen.

Durch den Ausbruch des Krieges und den Einzug vieler tausend deutscher Männer zum Heeresdienst sind natürlich eine ganze Reihe Rechtsangelegenheiten zunächst unerledigt geblieben und konnten erst nach Wiedereintritt einigermaßen normaler Verhältnisse weiterbehandelt werden. Das allein hat schon bedingt, daß auch im Felde die Rechtspflege ausgeübt werden muß, aber es kommt noch hinzu, daß im Felde selbst sich Dinge ereignen, die eine richterliche Entscheidung erfordern. Jeder zu den Fahnen Einberufene untersteht bekanntlich den militärischen Gesetzen, die in mancher Hinsicht von denen für die Zivilbevölkerung wesentlich abweichen. Ihre Handhabung und Durchführung aber erfordert ebenso wie die der bürgerlichen Gesetze entsprechende Instanzen. Während aber im Zivilleben bei der Rechtsprechung in erster Linie die Frage der Vergeltung kommt, handelt es sich bei der Justiz im Felde in der Hauptsache um die Abschreckung. Es soll durch das Beispiel bewirkt werden, daß der Nachahmungstrieb unterbunden wird, der sonst bei strafbaren Handlungen eine erhebliche Rolle spielt. Der Zweck einer Strafe ist also weniger die Sühne, als vielmehr die Verhütung gleichartiger Vergehen. Dies setzt voraus, daß die Behandlung einzelner Angelegenheiten viel rascher vor sich geht, als wir es sonst bei der Strafrechtspflege gewöhnt sind. Schon der Krieg an sich macht ein wesentlich abgekürztes Verfahren notwendig, denn im Krieg drängen sich bekanntlich die Ereignisse und erfordern ein schnelleres Zugreifen, als daheim unter friedlichen Verhältnissen.

In der Hauptsache kommen bei der Feldjustiz, wie schon aus dem Vorhergesagten ersichtlich ist, Straftaten zur Aburteilung. Diese können sich entweder auf Fälle erstrecken, wobei Militärpersonen unter sich in Frage kommen, oder wo es zwischen Militär- und Zivilpersonen zu entscheiden gilt, oder aber, wo sich die Zivilbevölkerung des Feindeslandes gegen militärische Einrichtungen, Militärpersonen oder zum Nachteil der Truppen vergangen hat. In zweiter Linie unterstehen der Feldjustiz natürlich auch Fälle, die vor dem Ausmarsch noch in der Heimat ihren Ursprung hatten und erst im Lauf der Zeit vor den heimatlichen Gerichten zur Erledigung kommen konnten. Da man im Feld nicht die Zeit hat, ausführliche Prozesse zu führen, so erhält das Verfahren eine bestimmte Form, die sich wesentlich einfacher ausnimmt, als man sonst dies vom Zivilleben her gewöhnt ist. Es kann sich eben im Felde nicht darum handeln und man hat auch nicht die Möglichkeit dazu, den gleichen umfangreichen Apparat in Bewegung zu setzen, den die Justiz im Frieden aufzubieten pflegt. Es genügt hier, die Hauptsachen zu erfassen und danach ein rechtlich richtiges Urteil zu fällen. Man darf nur die Vorschriften der Militär-Strafgerichtsordnung etwas genauer ansehen, so wird man überall das notwendige Bestreben nach möglichster Vereinfachung und nach Vermeidung allen überflüssigen Formelkrams sofort herausfinden.

Es gibt im Felde überhaupt nur zwei Arten von Gerichten. Für geringere Verfehlungen hat man die Feldstandgerichte; für die schwereren Vergehen und für Straftaten, die mit dem Tode bedroht sind, treten die Feldkriegsgerichte in Tätigkeit. Im Gegensatz zu den Zivilgerichten sind diese beiden Gerichtsarten keine ständigen Einrichtungen. Sie werden vielmehr von Fall zu Fall von den Gerichtsherren berufen. Der Gerichtsherr, der beispielsweise der Kommandeur eines Regiments für den Befehlsbereich seines Regiments oder der kommandierende General für den Befehlsbereich seines Armeekorps sein kann, hat die Aufgabe, darüber zu wachen, daß in seinem Befehlsbereich keine gesetzliche Übertretung unverfolgt bleibt. Es ist das ungefähr dasselbe, wie im bürgerlichen Leben die Aufgaben der Staatsanwälte und Oberstaatsanwälte. Auch diese haben ja bekanntlich dafür zu sorgen, daß Straftaten, die in ihren Bezirken begangen wurden, dem rächenden Arm der Strafjustiz zugeführt werden. Soweit selbständige Bataillons- oder Regimentskomman-

deure in Betracht kommen, können von diesen indessen nur Feldstandgerichte berufen werden. Die Einsetzung von Feldkriegsgerichten untersteht nur dem Divisionskommandeur oder noch höheren Truppenführern.

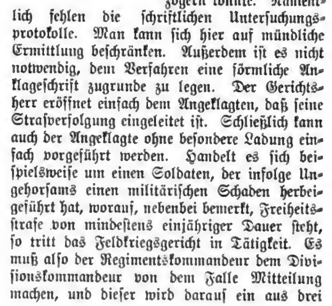
Ein Feldstandgericht hat zu bestehen aus einem Obersten, Oberstleutnant oder Major als Vorsitzenden, aus einem Hauptmann oder Rittmeister und einem Oberleutnant als Beisitzer. Diese Gerichte dürfen nur Unteroffiziere und Gemeine aburteilen. Im Offiziersrang stehende Militärpersonen müssen stets von den Feldkriegsgerichten abgeurteilt werden. Den Feldstandgerichten fehlt indes auch zur Bestrafung von Unteroffizieren und Gemeinen die Zuständigkeit, sofern es sich um schwerere Verfehlungen handelt. So ist z. B. Feigheit vor dem Feind ein Delikt, das vom Feldstandgericht nicht geahndet werden kann, weil darauf die Todes- oder schwere Freiheitsstrafe ruht. Die höchste Strafe, die ein Feldstandgericht aussprechen kann, sind entweder eine Freiheitsstrafe von drei Monaten oder eine Geldstrafe von 300 Mark, kommen höhere Strafen in Betracht, so muß die Angelegenheit an das Feldkriegsgericht überwiesen werden. Diese Begrenzung der Zuständigkeit hat ihren Grund darin, daß das Feldstandgericht aus Offizieren, also Nichtjuristen, besteht.

Die Zuständigkeit der Feldkriegsgerichte ist eine unbeschränkte. Sie haben somit zugleich auch eine viel größere Verantwortung und sprechen sowohl lange und lebenslängliche Freiheitsstrafen, wie auch Ehrenstrafen aus; außerdem fällen sie Todesurteile. Das bedingt, daß ihr Richterspruch auch juristisch einwandfrei sein muß. Ein Feldkriegsgericht besteht aus 5 Richtern, wovon wenigstens einer ein Kriegsgerichtsrat sein muß. Kommen Freiheitsstrafen von mehr als 6 Monaten oder gar die Todesstrafe in Betracht, so hat das Feldkriegsgericht aus drei Offizieren und zwei Kriegsgerichtsräten zu bestehen. Das Gesetz enthält aber auch nähere Bestimmungen über den Rang der zu Richtern berufenen Offiziere. Dieser Rang ist abhängig von dem Dienstgrad der angeklagten Militärpersonen. Trotzdem kann zwar nicht in allen Fällen an dem starren Buchstaben der Vorschrift festgehalten werden, zumal ja im Kriege die Heeresabteilungen und Truppenverbände häufig Änderungen unterworfen sind. Namentlich dann, wenn die Angelegenheit eine rasche Erledigung verlangt, darf auch eine andere Zusammensetzung des Gerichtes eintreten.



Phot.: R. Sennecke, Berlin.

Abb. 1. Eine Kriegsgerichtssitzung.



Daß das Verfahren bei beiden Gerichtsarten sich in den einfachsten Formen zu vollziehen hat, wurde schon erwähnt. So ist von vornherein alles ausgeschieden, was den Gang des Prozesses irgendwie verzögern konnte. Namentlich fehlen die schriftlichen Untersuchungsprotokolle. Man kann sich hier auf mündliche Ermittlung beschränken. Außerdem ist es nicht notwendig, dem Verfahren eine förmliche Anklageschrift zugrunde zu legen. Der Gerichtsherr eröffnet einfach dem Angeklagten, daß seine Strafverfolgung eingeleitet ist. Schließlich kann auch der Angeklagte ohne besondere Ladung einfach vorgeführt werden. Handelt es sich beispielsweise um einen Soldaten, der infolge Ungehorsams einen militärischen Schaden herbeigeführt hat, worauf, nebenbei bemerkt, Freiheitsstrafe von mindestens einjähriger Dauer steht, so tritt das Feldkriegsgericht in Tätigkeit. Es muß also der Regimentskommandeur dem Divisionskommandeur von dem Falle Mitteilung machen, und dieser wird darauf ein aus drei

Offizieren und zwei Kriegsgerichtsräten bestehendes Feldgericht berufen. Das Gericht setzt dann einen Verhandlungstermin fest, ladet die notwendigen Zeugen und läßt den Schuldigen ohne weiteres zur Verhandlung vorführen.

Im Gegensatz zum bürgerlichen Rechtsverfahren steht dem Angeklagten weder gegen das Urteil des Feldstand- noch gegen das des Feldkriegsgerichts eine Berufung oder Revision zu. Dies dürfte wohl die auffälligste Sonderbestimmung für das Feldjustizverfahren sein. Sie ist aber wohlbegründet durch die im Felde gewohnte Beschleunigung, die derartige Rechtsmittel nicht verträgt. Gleichwohl verlangt der Umstand, daß auch der Richter im Feld menschlichem Irrtum unterworfen sein kann, die Möglichkeit einer Nachprüfung des Urteils. Deshalb ist festgesetzt, daß keines der von den Feldstand- oder Feldkriegsgerichten erkannte Urteil nach der Verkündigung ohne weiteres sofort vollstreckt werden darf. Jedes dieser Urteile muß vielmehr vom Gerichtsherrn, oder, sofern es sich um schwerere Fälle handelt, durch einen höheren Befehlshaber oder gar durch den Kaiser bestätigt werden. Bestehen in der Richtigkeit des Urteils Zweifel, so können diese Instanzen das Urteil aufheben und eine nochmalige Aburteilung der Sache veranlassen. Im andern Fall wird nach der erfolgten Bestätigung der Abgeurteilte dem Vollzug der Strafe zugeführt. Die bisher geschilderte Art in der Behandlung der Straffälle bezieht sich auf Militärpersonen. Ganz ähnlich liegen die Fälle, wo es sich um Aburteilung von Zivilpersonen, beispielsweise des besetzten feindlichen Gebietes, handelt. Auch hier kann in Ermanglung anderer Richterinstanzen ein Feldstand- oder Feldkriegsgericht — meistens kommt das letztere in Frage — den Prozeß führen. Bei der Gehässigkeit, mit der wir namentlich im Westen bei unseren Feinden zu rechnen haben, sind derartige Fälle auch keine Seltenheit. Anschläge auf Leben und Gesundheit unserer Soldaten, sowie auf militärische Einrichtungen, offene oder versteckte Unterstützungen unserer Gegner sind mehr als erwünscht zu verzeichnen. Da kann nur ein rasches, festes Zugreifen, das abschreckend wirkt, am Platze sein. In ganz schweren Fällen wird wohl auch ein sehr kurzer Prozeß gemacht, und es fehlt nicht an Vorkommnissen, bei denen die Todesstrafe der Tat sehr schnell auf dem Fuße gefolgt ist. Neben den schwereren Fällen der Spionage, der Sabotage, Nachrichtenübermittlung an den Gegner usw. kommen natürlich auch eine ganze Reihe kleinere Delikte in Betracht, zu denen Diebstähle, Hinterziehungen, Verheimlichungen, Begünstigungen, offener Widerstand usw. zu rechnen sind, und die ebenso wie die großen Fälle mit Rücksicht auf die abschreckende Wirkung eine gebührende Ahndung finden müssen.



Phot.: A. Sennecke, Berlin.

Abb. 2. Sitzung eines Zivilgerichts im Etappengebiet des besetzten Ostens.

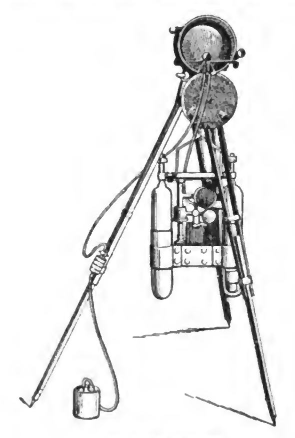
Wenn es sich um Angelegenheiten handelt, die vor dem Ausmarsch in der Heimat ihren Ursprung hatten, und die nun nach kürzerer oder längerer Dauer dort zur Behandlung stehen, so wird es sich meistens nur um Vernehmungen handeln. Es tritt dann das sogenannte kommissarische Verfahren ein, das also lediglich eine Art Unterstützung der heimatlichen Rechtspflege darstellt und wobei die schriftliche Niederlegung einer Aussage vor einem Auditor genügt. Kommt hingegen der Heeresangehörige selber als der Täter in Betracht, so tritt in der Regel die Überweisung des Falles an das zuständige Militärgericht ein, sofern nicht besondere Gründe vorliegen, die die Beurlaubung oder Entlassung des Angeklagten bedingen. Auch solche Fälle sind während der Dauer des Krieges wohl zu Hunderten zu verzeichnen gewesen. Sie geben

den Beweis, daß auch der Soldat im Felde sich der heimischen Gerichtsbarkeit nicht entziehen kann, und daß man bemüht ist, auch im Kriege der Gerechtigkeit zu ihrem Siege zu verhelfen.

So stellt sich die Feldjustiz als eine Einrichtung dar, die den Auftrag hat, in ihrem Teil dafür zu sorgen, daß Zucht und Ordnung während eines Krieges allezeit aufrecht erhalten bleiben, daß sich die Bande nicht lockern, die den einzelnen der Gesamtheit gegenüber verpflichten und Recht und Gerechtigkeit in allen Teilen obwalten lassen.

Nachrichtenübermittlung durch Lichtsignale. Mit 1 Abbildung.

Mehr als drei Jahre dauert nun bereits der Krieg. Als wir im August 1914 zu den Fahnen eilten, glaubte wohl keiner an eine solche Kriegsdauer. Aber aus dem frisch-fröhlichen Bewegungskrieg gingen die kämpfenden Parteien zu dem langwierigen Stellungskampf über. Und wie sich die Taktik änderte, so hat man auch neue Kampfmittel ersonnen, oder längst veraltete wieder eingeführt. Aus der alten Schleudermaschine unserer Vorfahren wurde der moderne Minenwerfer,



Ein großes Signalgerät.
(Betriebsstoffe: Sauerstoff und Azetylen.

dessen Wirkung natürlich im Vergleich eine ganz ungeheure geworden ist, Pfeile, die nur noch bei den Naturvölkern in Benutzung sind, wurden von Fliegern abgeworfen, und was dergleichen mehr ist. — Auch auf dem Gebiete der Nachrichtenübermittlung ist manches anders geworden. Daß bei der Vollkommenheit unseres Fernsprechwesens noch einmal die optische Nachrichtenweitergabe von größter Wichtigkeit werden könnte, ist ebenfalls kaum erwartet worden. In Friedenszeiten wurde zwar bei uns eine kleine Anzahl Mannschaften als Winker ausgebildet, es wurde mit Heliographen gearbeitet und auch eine geringe Zahl sogen. Signallampen (Signalgeräte) war vorhanden, an denen wenige Leute ausgebildet worden sind, daß diese aber in besonderem Maße in Tätigkeit treten würden, war nach den früheren Erfahrungen nicht anzunehmen. Sowohl für das Winken, als für den Heliographen traf das auch zu, ihre Verwendbarkeit ist eine sehr beschränkte. Mit beiden kann man nur bei guter Sicht und auch dann nur auf kleine Entfernungen arbeiten, zudem ist man beim Heliographen auf das Sonnenlicht angewiesen. Dagegen ist die dritte Art, die Übermittlung von Nachrichten mit der Signallampe, von größter Wichtigkeit geworden.

Der ungeheure Munitionsaufwand unserer Feinde in tagelangen Trommelfeuern an der Somme, bei Verdun, in der Champagne, an der Aisne, bei Arras und Ypern hatte naturgemäß unsere sämtlichen Fernsprechverbindungen von den vorderen Stellungen nach hinten vollständig zerstört. So anerkennenswert und aufopfernd auch die Bemühungen der Fernsprechtruppen waren, die Leitungen wieder herzustellen, es war doch gewöhnlich alles vergebens. Manches wäre vielleicht nicht so gut gegangen, wie es der Fall war, wenn wir nicht noch eine andere „Fernsprechleitung" gehabt hätten, die unsere Feinde auch bei noch größerer Verschwendung an Munition nur schwerlich zerstören konnten. Und das war die Übermittlung von Nachrichten durch Licht, und zwar eben mittelst der oben erwähnten Signallampen.

Während diese Art des Nachrichtenverkehrs bei unseren Feinden schon früher weitgehendst ausgebaut war, hatten wir im Frieden, und auch noch in den ersten Kriegsmonaten, nur wenige Lichtsignaltrupps; u. a. besaßen unsere Kolonialtruppen Lichtsignalgeräte, und es sind damit recht gute Erfolge erzielt worden. Die wenigen Fernsprechleitungen waren oftmals gestört und man war dann auf das Licht angewiesen. In den ausgedehnten Ebenen Deutschsüdwestafrikas z. B. wurden ansehnliche Strecken mit Leichtigkeit überbrückt. Wert und Bedeutung des Lichtsignalwesens auf den europäischen Kriegsschauplätzen wurde jedoch auch von uns bald erkannt und an den weitgehendsten Ausbau herangegangen.

Sehen wir nun einmal zu, wie sich die Nachrichtenübermittlung abwickelt. Zunächst ist es natürlich wichtig, geeignete Punkte festzustellen, von denen aus eine gute, ungehinderte Verbindung aufgenommen werden kann. Voraussetzung ist dabei, daß sich keine natürlichen Hindernisse, also Bodenerhebungen, Wälder usw., in den Weg

stellen. Dann kann an den Ausbau der „Signalstation" — eines Unterstandes — herangegangen werden. Entsprechend ihrer Wichtigkeit als im schlimmsten Falle letzte und einzige Verbindung wird natürlich besonderer Wert darauf gelegt, die Station schußsicher und gut verdeckt zu bauen. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß die Stationen immer gut verdeckt liegen. Besonders bei einem Stellungswechsel muß gar oft unter freiem Himmel gearbeitet werden. Um die Lampe beim Gebrauch nicht im Freien aufstellen zu müssen, wo sie Gefahr läuft, durch feindliches Feuer beschädigt oder zertrümmert zu werden, wird aus dem Unterstand ein besonderer Lichtschacht in der Richtung nach der Gegenstation gegraben. Jetzt kann der Betrieb aufgenommen werden. Die Lampe wird am hinteren Ende des Lichtschachtes aufgestellt, nach der Gegenstation eingerichtet, und durch kürzeres oder längeres Aufleuchten und wieder Verdunkeln der Lichtquelle in der Art der Morsezeichen werden Buchstaben, Wörter und Telegramme nach der gegenüberliegenden Signalstation gegeben. Diese gibt dann die Meldungen ebenso an eine andere Station oder durch Fernsprecher, Läufer, Meldereiter oder Radfahrer an den Empfänger der betreffenden Meldung weiter. Oft wird auch von einer Station aus nach mehreren Seiten gearbeitet. Das läßt sich auch mit nur einer Signallampe ermöglichen, indem man diese je nach Bedarf nach der einen oder anderen Station einstellt. Natürlich wird man bei starkem Betrieb lieber mehrere Geräte aufstellen, um keine Verzögerungen eintreten zu lassen.

Je nach den zu überbrückenden Entfernungen benützt man größere oder kleinere Signallampen. Mit den großen Geräten lassen sich günstigenfalls Entfernungen bis zu 80 km überbrücken, gewiß eine recht anerkennenswerte Leistung. Im allgemeinen wird man jedoch, um auch bei weniger günstigen Verhältnissen arbeiten zu können, die Stationen wesentlich näher zusammenlegen. — Gelingt es nun dem Feind nicht gerade, die Station durch einen Volltreffer zu vernichten — glücklicherweise schießen unsere Feinde noch ziemlich oft daneben —, so mag er trommeln so viel er will, die Nachrichtenübermittlung erleidet dadurch keine Minute Unterbrechung. — In neuerer Zeit hat man auch mit Fliegern erfolgreiche Lichtsignale gewechselt.

Besonders die schweren Kämpfe an der Westfront haben dem neuen Nachrichtenmittel ein glänzendes Zeugnis ausgestellt. Eiserner Nerven bedarf es, selbst im stärksten Feuer nicht nur auszuhalten, sondern alle Gedanken auf die gar nicht so einfache Arbeit an der Lampe hinzulenken; gar manchen unserer „Signalisten" schmückt schon die verdiente Auszeichnung. Das Bewußtsein, daß oftmals alles von ihnen abhängt, hat die Signaltrupps noch immer ihre Aufgabe glänzend lösen lassen. Es muß der Zeit nach dem Kriege vorbehalten bleiben, ihre Tätigkeit ins rechte Licht zu rücken.

H.

Aus der Geschichte des Maschinengewehrs.

Von W. Bautzner. Mit 1 Abbildung.

Die Einführung des Maschinengewehrs in den Heeren der zivilisierten Staaten ist noch verhältnismäßig jungen Datums. Erfunden und erstmals praktisch angewandt wurde das Maschinengewehr in England. Der Erfinder ist der vor einiger Zeit in London verstorbene Nordamerikaner Maxim. Nach ihm wurde auch sein Maschinengewehrsystem genannt, das bald darauf von den Großmächten Deutschland, England und Rußland zur Einführung kam. Maxim hat schon im Jahre 1883 sein erstes Maschinengewehr erfunden und es als automatische Mitrailleuse bezeichnet. Wie alles neue, begegnete aber auch diese Erfindung anfänglich nur sehr geringem Verständnis, wozu allerlei Mängel, nicht zuletzt auch die große Unhandlichkeit für den Gebrauch des Feldkrieges beitrugen. Man verwendete deshalb auch das Maschinengewehr anfänglich nur in Festungen und auf Kriegsschiffen. Erst zu Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts findet das Maschinengewehr die ihm zukommende Aufmerksamkeit, und der Burenkrieg brachte die erste praktische Verwendung auf der Seite der Engländer. Schon in wesentlich vervollkommnetem Maße wurde es dann im Russisch-Japanischen Krieg verwendet und kam bald darauf in den Kämpfen Deutschlands in Südwestafrika abermals zur praktischen Anwendung. Die Hereros lernten seine vernichtende Wirkung in besonderem Maße kennen. Von da ab ist dann das Maschinengewehr in allen europäischen Heeren als unentbehrliches Kriegsgerät, als eine wesentliche Waffe der Infanterie verwendet worden. Eine Reihe praktischer Verbesserungen erhöhten seinen Gefechtswert und trugen zu seiner ungeahnten Vermehrung bei. Rußland beispielsweise hat nach dem Russisch-Japanischen Krieg es als seine wichtigste Aufgabe betrachtet, möglichst viele Maschinengewehre seinen Truppen zuzuteilen. Man ging in Rußland sogar so weit, jedem Regiment eine Abteilung von 8 Maschinengewehren anzugliedern. Dies erscheint wohl als eine besonders hohe Zahl, die aber durch den Weltkrieg weit in den Schatten gestellt worden ist. Wir wissen, daß viele Tausende von Maschinengewehren an allen Fronten im Gebrauch sind. Steht doch die Erzeugung von Maschinengewehren bei unserer Rüstungs-Industrie mit an vorderster Stelle und haben doch neben der Artillerie die Maschinengewehre im Felde den

weitaus größten Anteil an der siegreichen Abwehr aller feindlichen Durchbruchsversuche gehabt.

Betrachten wir die Idee des Maschinengewehrs etwas näher, so finden wir, daß es sich dabei weniger um einen originellen schöpferischen Gedanken des verstorbenen Maxim handelt, als vielmehr um eine weitere Stufe in der fortschreitenden Entwicklung und Verbesserung des Infanteriegewehrs. Hat doch auch das Maschinengewehr den Lauf und die Munition des Infanteriegewehrs beibehalten. Nachdem einmal der Mehrlader erfunden war und im Gebrauch sich als praktisch erwiesen hatte, lag es nahe, vom Selbstladegewehr zum Maschinengewehr zu kommen. Letzteres ist also weiter nichts, als ein durch reichliche Patronenzufuhr zu äußerster Geschwindigkeit befähigtes Selbstladegewehr. Für den Erfinder bestand lediglich die Aufgabe, eine zweckmäßige Lösung des maschinellen Problems zu finden. Diese Lösung wurde erreicht in dem Augenblick, als es gelang, alle zum Schießen erforderlichen Handbewegungen bis hinaus auf das Zielen und Abdrücken sich mechanisch vollziehen zu lassen. Maxims Gewehre lieferten diese Lösung durch entsprechende Gestaltung des Schloßmechanismus und indem sie gleichzeitig die Kraft des Rückstoßes beim Schuß zur Entnahme einer neuen Patrone aus dem gefüllten Patronenstreifen verwendeten, außerdem aber auch das Gewehr selbsttätig spannten und durch starke Federeinrichtung dafür sorgten, daß alle übrigen Handgriffe in Wegfall kommen konnten. So bewirkt bei den verbesserten Maschinengewehren die Kraft des Rückstoßes das Laden und das Vorschnellen des Bolzens auf das Zündhütchen, wodurch eigentlich der Schuß erst erzeugt wird. Natürlich kann die selbsttätige Arbeit des Maschinengewehrs in schnellster Folge nur so lange verrichtet werden, als im Patronengurt oder -Streifen Patronen zugeführt werden und der Schütze durch einen Druck des Daumens das Auftreffen des Schlagbolzens auf das Zündhütchen ermöglicht. Schaltet jener Druck aus, so verhindert eine Rast das Vorschnellen des Bolzens und das Gewehr schießt nicht mehr.

Die gleichen Bestrebungen haben auch andere Erfinder verfolgt und ihr Ziel, wenn auch auf anderem Wege, erreicht. Ein Landsmann Maxims, der Amerikaner Hotchkiß, war hierin besonders glücklich. Er verwendete nicht nur den Rückstoß, sondern auch einen Teil der Pulvergase zur Selbstladetätigkeit. Eine besondere Schwierigkeit bestand lange Zeit darin, das Material so zu gestalten, daß es eine möglichst große Feuergeschwindigkeit in kürzester Zeit zuließ; die Schwierigkeit wurde behoben, als man die Art der Patronenzuführung änderte und die Abkühlung des durch das rasche Feuer erhitzten Laufes möglich machen konnte. Maxims Maschinengewehre haben gerade in diesen Punkten seinen Konkurrenten den Rang abgelaufen. Er umgab den Lauf mit einem Kühlmantel, der mit Wasser gefüllt werden konnte und führte den Patronengurt mit 250 Patronen ein. Durch den Laufmantel und die Wasserkühlung wurde ein Glühendwerden des Laufs nahezu ausgeschaltet und die Feuerschnelligkeit konnte erheblich gesteigert werden. Unsere Feinde verwenden demgegenüber bei ihren Maschinengewehren vielfach heute noch Luftkühlung und feste Ladestreifen von je nur 25 Patronen, dabei kommt es oft vor, daß das Gewehr so heiß wird, daß seine Verwendung für einige Zeit ausgeschlossen ist. Dieser Umstand hat dazu geführt, daß die französischen Maschinengewehre bei heftigen Gefechten nur abwechselnd feuern können, um den ruhenden Gewehren Zeit zur Abkühlung zu geben. Die französische Heeresleitung war seinerzeit ebenso unvorsichtig, das Maschinengewehr von Maxim noch vor seiner Vervollkommnung gleich in so großer Anzahl einzuführen, daß andere Systeme nicht mehr Eingang finden konnten, ohne den Heeresetat über Gebühr zu belasten. Die deutsche Heeresverwaltung dagegen hat sich lange Zeit dem Maschinengewehr gegenüber zurückhaltend benommen, sehr zu ihrem Vorteil, denn sie konnte sich so alle in den andern Ländern gemachten Erfahrungen und alle Neuerungen zu ihrem Vorteil zu eigen machen.

Man sieht daraus, daß in diesen Dingen Überstürzung sehr leicht zum Nachteil werden kann. Erst als man die Gewißheit hatte, daß weitere Fortschritte in absehbarer Zeit nicht zu erreichen sein würden, hat man deutscherseits mit allen Mitteln das Maschinengewehr in ausgiebiger Weise zur Einführung gebracht, ihr gingen jedoch umfangreiche und eingehende Prüfungen und praktische Erprobungen voraus, die schließlich dazu geführt haben, daß wir in Deutschland jetzt ein Maschinengewehr besitzen, das dem der Gegner wesentlich überlegen ist. Als wir es in großem Maßstabe bei unserem Heere einführten, war das Maschinengewehr längst aus den Kinderschuhen heraus und konnte als vollkommen durchgebildete Waffe gelten. Deutschland bekam die ersten fünf Maschinengewehrabteilungen erst im Jahr 1901; sie waren gewissermaßen Lehr- und Versuchsabteilungen und dienten in der Hauptsache der Erprobung des Maschinen-

Der Durchbruch bei Gorlice

Nach einer Künstlersteinzeichnung von Willy Stieborsky

gewehrs für den praktischen Dienst. Darnach erfolgte die Einführung des Maschinengewehrs bei uns in Form der Zuteilung einer Maschinengewehrkompagnie zu jeder Infanterie-Brigade, und erst die große Wehrvorlage, die kurz vor dem Krieg zur Erledigung gelangte, brachte jedem Infanterie-Regiment und jedem Bataillon seine besondere Maschinengewehrkompagnie, indes man die Maschinengewehrabteilungen ausschließlich für die Kavallerie bestimmte. Während des spüren bekommen, nicht zuletzt auch die Italiener in ihren vergeblichen Anstürmen an der Tiroler und Isonzofront. Tausende und aber Tausende der Feinde fanden durch Maschinengewehrgeschosse schon den Tod.

Indes muß bei aller Vorzüglichkeit des Maschinengewehrs, wie es sich dank der nimmermüden Vervollkommnungstechnik auch in diesem Krieg noch herausgebildet hat, doch daran festgehalten werden, daß nicht die Waffe allein den



Phot.: Bufa.

Maschinengewehr als Flankenschutz eines deutschen Stoßtrupps.

Weltkrieges sind dann schließlich noch deutsche Gebirgsmaschinengewehrabteilungen aufgestellt worden; hier werden die Maschinengewehre nicht auf Gefährten mitgeführt, sondern in zerlegter Form auf Tragtieren (Pferde, Maultiere) oder ähnlich wie in Belgien auf Hundegespannen befördert.

In ähnlicher Weise haben es die Österreicher mit ihren Skoda-Maschinengewehren schon im Frieden gehalten. Der Krieg in Serbien, in den Karpathen und in Siebenbürgen ließ auch diese Gebirgsmaschinengewehrabteilungen zu voller Verwendung kommen und die Gegner haben mehr wie einmal die vernichtende Wirkung des österreichisch-ungarischen Maschinengewehrfeuers zu

Erfolg sichert, sondern letzten Endes der Geist erst den Erfolg sichert, der Geist, in dem diese Waffe gehandhabt wird. Und in dieser Beziehung waren die deutschen Truppen noch immer die besseren. Eifrige Hingabe und wissenschaftlicher Ernst sind es gewesen, die dem Maschinengewehr bei uns zu der Bedeutung verholfen haben, die es heute an allen Fronten genießt und die rückhaltlos auch von den Gegnern anerkannt wird. Franzosen und Engländer sind sich schon lange darin einig, daß gegen das deutsche Maschinengewehr nicht aufzukommen ist. So wird das Maschinengewehr in seinem Teil nicht unwesentlich dazu beitragen, den Krieg in für uns siegreicher Weise zu beendigen.

Die Zeltbahn.

Mit 1 Abbildung.

Zur Ausrüstung jedes Soldaten gehört, wenn er ins Feld zieht, die Zeltbahn, die, zusammengerollt, wie Decke und Mantel, außen auf den Tornister geschnallt wird. Man hat ihr im Soldatenmund auch den Namen „Leichentuch" gegeben, womit angedeutet wird, daß der Soldat, wenn er den Tod fürs Vaterland erleidet, in sie eingehüllt, der Erde übergeben wird. Diese Verwendung als Leichentuch ist indes nicht ihr Endzweck, vielmehr hat die Zeltbahn, wie ihr Name schon sagt, in erster Linie die Aufgabe, dem Soldaten im freien Felde einen Schutz vor der Kälte, dem Winde und dem Regen zu geben. Es ist nicht so einfach, die Zeltbahn im richtigen Sinne zu handhaben. Es werden deshalb schon bei der Ausbildung besondere Übungen darin veranstaltet, zumal die Zeltbahn sowohl dem einzelnen Mann für sich allein, wie auch ganzen Gruppen und Kompagnien als Unterkunftsstätte zu dienen hat. Im letzteren Fall ist dies natürlich nur durch Zusammenfassen einer ganzen Anzahl von solchen Bahnen zu einem einzigen großen Zelt möglich. Unsere Abb. zeigt wie die Zeltbahn ihrem eigentlichen Zweck zugeführt wird.



Phot.: R. Sennecke, Berlin.

Das Zusammensetzen der einzelnen Zeltbahnen zu einem großen Mannschaftszelt.

Zu jeder einzelnen Zeltbahn gehören ein Paar sogen. Zeltstöcke, die der Soldat am Seitengewehr oder zusammengesteckt im Tornister bei sich trägt. Bei größeren Zelten werden hier diese Zeltstützen einfach von in der Nähe stehenden Bäumen abgeschnitten. An den Längsseiten der Zeltbahnen sind in bestimmten Abständen Metallösen angebracht, durch deren Öffnungen die Seile durchgezogen werden, die einesteils in Verbindung mit den Zeltstöcken die Bahnen am Boden festhalten und sie in die gewünschte Zeltform bringen lassen, anderenteils es ermöglichen, mehr Bahnen nebeneinander und miteinander zu vereinigen. Es ist, wie gesagt, eine besondere Kunst für sich, die Zeltbahnen so anzuordnen, daß sie ihren Zwecken in der richtigen Weise dienen.

Braucht der Soldat die Zeltbahn nicht als Schutzausrüstung gegen Wind und Wetter, so verwendet er sie wohl als Unterlage, namentlich dann, wenn es sich um feuchten Boden oder um besonders harten Untergrund handelt. Immer aber wird ihm seine Zeltbahn willkommen sein, sobald er sich fern von jeder Behausung weiß und sein Nachtlager unter freiem Himmel aufzuschlagen gezwungen ist. Die Größe der Zeltbahn ist so gehalten, daß sie den ihr zugedachten

Zweck vollauf zu erfüllen vermag. Sie reicht gerade aus, um den einzelnen Mann vollkommen zu überdecken oder ihn darin einzuhüllen. Zu Anfang des Krieges waren die Zeltbahnen noch von brauner Farbe und boten deshalb den Gegnern ein verhältnismäßig weithin sichtbares Ziel; man konnte oft Zeltbahnen finden, die wiederholt Schußlöcher aufwiesen und für manchen tapferen Feldgrauen wurde die braune Zeltbahn zum Verhängnis, bis man dann im Laufe des Krieges dazu kam, auch die Farbe der Zeltbahn ebenfalls feldgrau werden zu lassen, was nicht wenig zur Verringerung der Verluste beigetragen hat. W. M.

Das „Bufa".

Unter den Abbildungen, die in diesen Blättern den Lesern dargeboten werden, war in neuerer Zeit schon wiederholt als Quelle beziehungsweise als Lieferant das Wort „Bufa" angegeben. Es ist diese Bezeichnung eine jener Wort-Zusammenziehungen, wie wir sie in den letzten Jahren schon häufig auch sonst im Gebrauch hatten. So sagte man ja beispielsweise für Internationale Luftschiffahrtsausstellung kurz „Ila", für Intern. Kamera-Aktiengesellschaft „Ika" und so fort. „Bufa" ist nun weiter nichts als die Abkürzung für die Firma Bild- und Filmamt. Dieses Bild- und Filmamt ist ein Unternehmen, das vor einigen Monaten vom preußischen Kriegsministerium ins Leben gerufen wurde, nachdem sich immer mehr erwiesen hat, daß auch deutscherseits etwas getan werden muß, um die Verleumdung und Verhetzung unserer Feinde durch Wort und Bild zu paralysieren. So ist das Bufa auch ein Mittel des Krieges, das den Zweck hat, in der Heimat und im neutralen Auslande zu wirken. Man hat erkannt, daß die anschauliche Form des Bildes am besten geeignet ist, nicht nur von den Heldentaten unserer Krieger zu berichten, sondern auch der Wahrheit zum Siege zu verhelfen. Als wir im Frühjahr dieses Jahres an der Westfront den großen strategischen Rückzug antraten, damit einen Teil des vordem besetzten Gebietes wieder freigaben, nicht ohne indes durch Zerstörung aller dem Feinde etwa nützlichen Einrichtungen, wie Straßen, Brücken, Eisenbahnen, Wälder usw., den Vormarsch des Gegners zu erschweren, da waren die Feinde sehr rasch bei der Hand, diese notwendigen militärischen Maßnahmen als Barbarei und Vandalismus zu bezeichnen. Es war das nur die Fortsetzung der Gepflogenheit, mit der sie die ohne jeden militärischen Grund durch ihre Artillerie systematisch betriebene Zerstörung von Städten und Dörfern uns in die Schuhe schoben. Um nun diesem für die Neutralen bestimmten Hetzfeldzug zu begegnen, wurden unsererseits photographische und kinematographische Aufnahmen gemacht; die einesteils die Notwendigkeit unserer Maßnahmen darlegen sollten, andererseits aber auch zeigten, daß wir bei aller Notwendigkeit doch auch wertvolle Objekte geschont haben. Was hat es zum Beispiel für die Feinde für einen Zweck, die Bergwerke in Loos oder die Kathedrale von St. Quentin durch Artilleriefeuer zu zerstören? Es ist klar, daß ein derartiger Feldzug in Bildern nur dann in erfolgreicher Weise durchgeführt werden kann, wenn er von einer unter weitschauendem Gesichtspunkte arbeitenden Stelle aus geführt wird. In dem „Bufa" ist diese Zentrale geschaffen worden. Es versorgt die deutsche Presse mit militärischem Bildmaterial, das es von zahlreichen an die Front geschickten Photographen herstellen läßt; es nimmt aber auch Aufnahmen von Amateurphotographen an und macht sie seinen Zwecken dienstbar. Heute umfaßt das Lichtbildarchiv des Bufa schon gegen 30000 Aufnahmen von allen Fronten, die in zahlreichen Kino-Vorführungen, durch Aushänge, wie durch Abdruck in Zeitungen und Zeitschriften jedermann zugänglich gemacht werden.

Hand in Hand mit dem einzelnen Bild geht der Film, dessen Beliebtheit beim Publikum sich auch die Heeresleitung zunutze macht. Sieben militärische Filmtrupps arbeiten im Auftrage des Bufa an den verschiedenen Fronten, um in stattlicher Bildfolge Szenen aus den Kämpfen in die Heimat zu bringen. Diese Film-Aufnahmen werden nicht nur in der Gegenwart, sondern auch in der Zukunft eine dauernde Erinnerung an das bilden, was unsere Feldgrauen draußen an Heldentaten verrichteten. Wenn auch dabei das rein militärische Interesse im Vordergrund steht, so werden diese Films doch auch eine wichtige Aufgabe bei der Aufklärung und Werbetätigkeit erfüllen. Nicht nur versorgt das Bufa die Kinos an der Front und in den Etappen mit Material, es liefert auch den Lichtspielhäusern in der Heimat eine Fülle guten einwandfreien Stoffes, das sich sowohl auf eigentliche Kriegsbilder, als auch auf solche der Kriegs-Industrie und der Einrichtungen und Verhältnisse in der Heimat erstreckt.

Darüber hinaus aber ist von besonderer Wichtigkeit, daß auch das neutrale Ausland mit Films versorgt wird, um der feindlichen Konkurrenz, die bisher zwar noch immer überlegen ist, Schritt für Schritt den Boden abzugewinnen. Es ist ein besonders günstiges Zeichen, daß sich das Bufa auch die hohe Aufgabe gestellt hat, überhaupt das Niveau der Filmkunst zu heben und so den volksvergiftenden, zudem meist ausländischen Detektiv- und Sensationsfilm durch vaterländische belehrende und kulturgeschichtliche Darstellungen zu verdrängen. Eine Reihe prächtiger Aufnahmen sind auf diese Weise schon in den Verkehr gebracht. Sie erstreckten sich zudem nicht allein auf Vorgänge an der Front, sondern auch auf Dinge in der Heimat, indem sie Aufnahmen aus den Krupp-Werken und anderen Kriegs- und Friedensindustrien umschließen.

Trotz ihres kurzen Bestehens hat somit das Bufa schon sehr Wertvolles geleistet, und es ist zu hoffen, daß es die Erwartungen, die man an seine Gründung gestellt, in vollem Umfang erfüllen wird, damit dem schönen Anfang auch eine ebenso schöne erfolgreiche Fortsetzung zuteil wird.

Vermischtes.

Das französische Kriegsbrot. In den ersten Kriegsjahren haben die Franzosen mit unverhohlener Schadenfreude über das deutsche Kriegsbrot gespottet. Inzwischen sind sie durch die Macht der Verhältnisse gezwungen worden, ebenfalls das Korn stärker auszumahlen, dem Weizenmehl Roggenmehl und anderes Mehl (Maismehl, Kartoffelmehl usw.) beizumischen, und merkwürdigerweise suchen sie jetzt in ihren Zeitungen und Zeitschriften nachzuweisen, daß dieses Brot besser, d. h. gesünder und nahrhafter ist als das früher allgemein übliche Weißbrot, das nur die Verweichlichung gefördert habe. Die Franzosen stehen also jetzt genau auf demselben Standpunkt wie wir. Sie haben sogar den Trost, daß schon Parmentier empfohlen hat, dem Mehl Kartoffeln beizumischen und daß Voltaire ebenfalls Kartoffelbrot gegessen hat, das er sogar für nahrhafter hielt als das reine Weizenbrot. Diese Erinnerung wird sicher manchem Franzosen das K-Brot schmackhafter machen.

Die französischen Kriegsanleihen. In allen französischen Zeitungen findet man Reklamen für die „Scheine der nationalen Verteidigung". Man sucht es gerade dem kleinen Kapitalisten bequem zu machen, sein Geld in Kriegsanleihen anzulegen. Die Sache wird sehr einfach und praktisch in folgender Tabelle vorgeführt:

PRIX NET des
BONS de la DÉFENSE NATIONALE
(INTERET DEDUIT)

MONTANT DES BONS	SOMME A PAYER POUR AVOIR UN BON REMBOURSABLE DANS		
	3 MOIS	6 MOIS	1 AN
100	99 »	97 50	95 »
500	495 »	487 50	475 »
1.000	990 »	975 »	950 »
10.000	9.900 »	9.750 »	9.500 »
50.000	49.500 »	48.750 »	47.500 »
100.000	99.000 »	97.500 »	95.000 »

In dieser Tabelle steht der Nettopreis der Scheine der nationalen Verteidigung (nach Abzug der Zinsen). In der ersten Spalte steht der Betrag des Scheins, in den drei folgenden Spalten die Summe, die man dafür zu bezahlen hat, je nachdem der Schein in drei, sechs Monaten oder einem Jahre rückzahlbar ist. Hat z. B. jemand jetzt gerade 950 Franken, so kann er dafür einen Schein von 1000 Franken erhalten, der nach einem Jahr zum Nennbetrag eingelöst wird; mit andern Worten: er erhält die Zinsen für das ganze Jahr im voraus vergütet. Die Scheine kann man ohne weiteres an allen öffentlichen Kassen, in allen Postbureaus, in allen Bank- und Wechselgeschäften und bei allen Notaren erhalten. — Hierdurch ist es auch dem einfachsten Manne möglich, ohne irgendwelche Formalität dem Lande sein Geld zur Verfügung zu stellen. K.

Riga. Nächst dem am 18. September 1915 von unseren tapferen Truppen eroberten Wilna besitzt Riga als die Hauptstadt Livlands und zugleich als einer der wichtigsten Seehandelsplätze des europäischen Rußlands die größte Bedeutung für den deutschen Vormarsch im Osten. Gar viel ließe sich über die an beiden Ufern der Düna liegende Stadt und ihre 700jährige bewegte Geschichte sagen, doch sei hier nur einiges besonders Interessante mitgeteilt. Riga ist eine urdeutsche Schöpfung, es wurde 1201 von Albrecht I. von Buxhöwden als Bischofssitz gegründet, 1253 schon wurde die Stadt durch Innozenz IV. der Sitz eines katholischen Erzbistums. In der Hansazeit war Riga ein wichtiger Handelsplatz und kam zu hoher Blüte. Im Jahre 1522 fand die Reformation Eingang. Ihre politische Unabhängigkeit bewahrte die Stadt auch noch zu der Zeit, als bereits ganz Livland schon längst polnische Provinz war. Reich an kriegerischen Ereignissen war für Riga namentlich das 17. Jahrhundert. 1621 zog Gustav Adolf als Sieger ein und machte so der Jesuitenherrschaft ein Ende, 1656 belagerten die Russen vergeblich die Stadt, und 1700 verteidigte der schwedische Statthalter Dahlberg es tapfer und erfolgreich gegen die Sachsen. Erst 1710, nach der Niederlage Karls XII. bei Poltawa, kam R. unter russische Oberherrschaft. Aus der neueren Geschichte ist die englische Blockade im Jahre 1854 hervorzuheben. Zwei Jahre später fielen die Festungswerke, und die Stadt gewann an Schönheit und Ausdehnung. Die eigene Verfassung wurde 1878 durch die russische Städteordnung ersetzt. Handel und Industrie haben in den letzten 30 Jahren großen Aufschwung genommen, namentlich die Vorstädte weisen zahlreiche Fabriken auf. Zu Beginn dieses Jahrhunderts zählte man deren gegen 400. Auch Kunst und Wissenschaft fanden in Riga eine gute Pflegestätte. Stattliche Bauten aus alter und neuer Zeit verschönen das Stadtbild. An Kirchen zählt R. neben 10 evangelischen und 14 griechisch-orthodoxen auch eine reformierte, 2 römisch-katholische und eine anglokanische Kirche nebst zwei Klöstern und zwei Synagogen. Zahlreich sind die Schulen, obgleich diese durch die Russifizierung stark gelitten haben. An der Domschule hat in den Jahren 1764—69 auch Johann Gottfried Herder als Kollaborator gewirkt. Die Einwohnerschaft Rigas setzte sich vor dem Krieg zu rund 50% aus Deutschen, zu rund 20% aus Russen und zu rund 20% aus Letten zusammen; der Rest waren Esten und andere Nationen. Der Seehandel, der sich besonderer Bedeutung erfreute, bezifferte sich während der letzten Jahre in Einfuhr und Ausfuhr auf durchschnittlich 270 Millionen Rubel. Die Zahl der im Hafen anlaufenden Schiffe stieg von Jahr zu Jahr und hat in den letzten Jahren 2½ Tausend erreicht. Wenn nun auch der Krieg jetzt eine gewaltige Unterbrechung in Rigas Entwicklung gebracht hat, so ist doch zu erwarten, daß die Stadt bei ihrer günstigen geographischen Lage und bei der großen, auch wirtschaftlich leistungsfähigen Ausdehnung ihres Hinterlandes sich bald wieder von den Wechselfällen des Krieges erholen wird. -z-



Kriegs- und Feldpost.

Von **Karl Bruno**. Mit 11 Abbildungen.

Die Einrichtungen der Post im Kriege und ihre mannigfachen Vordrucke auf Briefumschlägen und Postkarten fordern das Interesse der Sammler in ebensolchem Maße heraus wie die Kriegsbriefmarken und die Feldpost- und Zensurstempel, von denen hier schon öfters die Rede gewesen ist.

Am besten wird der Umfang der Sammlertätigkeit auf diesem Gebiete klar werden, wenn ich aus dem gedruckten Wunschzettel eines großen Sammlers das wiedergebe, was hierfür alles in Betracht kommt. Der betreffende Herr sucht:

„Briefumschläge und Postkarten aller kriegführenden und neutralen Länder:



Abb. 1. Karte für französische Kriegsgefangene, von einem deutschen Kriegsgefangenen benutzt.

1. mit Stempeln der Feldpost, ohne Ort, z. B. „Feldpostexpedition der 21. Inf.-Div.", Feldpoststation Nr. 43 usw., auch mit Stempeln von Militär-Formationen, Rotem Kreuz usw.,
2. mit Stempeln von Behörden im Feld, auch im Inland, sobald Beziehungen zum Krieg ersichtlich sind, z. B. „Reichsgetreidestelle" und ähnliche,
3. mit Stempeln aus Orten der von Deutschland besetzten Länder (Belgien, Rußland usw.).

Formulare der Feldpost z. B. Feldpostanweisungen, Einschreibzettel auf ganzem Brief, Postscheine für im Feld eingelieferte Sendungen,



Abb. 2. Französische Feldpostkarte, zur Nachricht an einen Kriegsgefangenen in Deutschland benutzt.

Umschläge und Formulare der Feldtelegraphie und des Telephons, Erlasse und Veröffentlichungen der Feldpost.

Umschläge und Postkarten aus Gefangenenlagern in Deutschland und dem Ausland."

Wir kennen alle die von unserer Reichspost herausgegebenen Vordrucke für Umschläge und Postkarten zur Sendung nach dem Felde und



Abb. 3. Französische Feldpostkarte, zur Nachricht an einen Gefangenen in Deutschland benutzt (Rückseite).

vom Felde nach der Heimat; wir wissen, daß ihre etwas umständliche Form aus früherer Zeit mit der Angabe des „Armeekorps", der „Division" usw. seit 1917 einer einfacheren Platz gemacht

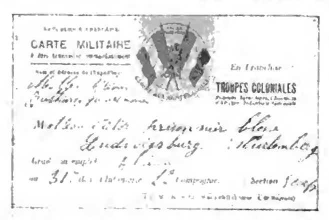


Abb. 4. Französische Feldpostkarte der Kolonialtruppen, zur Nachricht nach Deutschland benutzt.

hat, indem nur die Angabe des Regiments und der Kompagnie erforderlich ist, zu der ein Soldat gehört; wir wissen auch, daß die Verwendung dieser Vordrucke nur eine Erleichterung bedeutet und daß sie nicht vorgeschrieben ist; wir haben sogar die Erfahrung gemacht, daß die Formulare, ohne daß dies auf ihre Beförderung irgendwie störend einwirkte, in umgekehrter Richtung als es eigentlich beabsichtigt ist, benutzt werden können.

Wenn nun an dieser Stelle eine Anzahl Postkarten wiedergegeben und besprochen wird, die an Kriegsgefangene gerichtet sind oder von Kriegsgefangenen ausgehen, so wird sich auch dabei zeigen, daß sie nicht durchweg in der Art zur Verwendung gekommen sind, wie das nach ihrem Vordruck eigentlich zu erwarten wäre. Das erhöht in gewisser Beziehung ihren Reiz.

Da ist zunächst eine Karte (Abb. 1), die dazu bestimmt ist, von Frankreich aus an einen kriegsgefangenen Franzosen in Deutschland geschickt zu werden. Sie ist aber von einem gefangenen Deutschen aus Frankreich an seine Verwandten in Schlesien gerichtet worden. Das Formular ist ganz einfach in seinem Vordrucke. Oben die französische Überschrift: „Krieg 1914 bis 1916", links davon Name und Adresse des Absenders, rechts die Bemerkung „Nicht zu frankieren" (die Sendungen an Kriegsgefangene oder von Kriegsgefangenen sind durchweg portofrei), in der Mitte die Adresse, unter der die in diesem Falle unzutreffende Bezeichnung „Prisonnier de guerre" (Kriegsgefangener) durchstrichen ist; links unten der gedruckte Leitvermerk: „Via Pontarlier" — das ist die französische Grenzstation der Jurabahn bei ihrem Übertritt in die Schweiz. Interessant sind auch die beiden Stempel, der runde des Gefangenenlagers Romorantin im Dept. Loir-et-Cher und der schräggestellte Prüfungsstempel mit dem Wort: „Visé".



Abb. 5. Schweizer Feldpostkarte, zur Nachricht nach Deutschland benutzt.

Die nächste Karte (Abb. 2 u. 3) an einen gefangenen und verwundeten Franzosen im Reservelazarett Nr. 2 in Ludwigsburg (Württem-

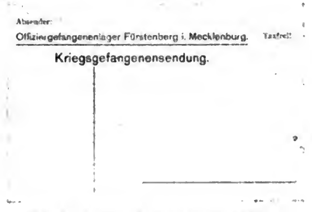


Abb. 6. Postkarte für kriegsgefangene Offiziere in Deutschland.

berg) von seinem Bruder aus Frankreich ist nun eine gewöhnliche französische Feldpostkarte, wie sie dem inneren Verkehr der Truppe mit Angehörigen usw. in Frankreich dient (Correspondance des Armées de la République). Quergestellt zur Adresse ist der Absender angegeben (Name — Dienstgrad — Regiment — Kompagnie, Eskadron oder Bataillon). Die auf der Rückseite abgedruckte Vorschrift besagt: „Diese Karte ist dem „Vaguemestre" zu übergeben. Sie darf keinerlei Bezeichnung des Ausgangsortes und keinerlei Aufschlüsse über vergangene und zukünftige militärische Operationen tragen. Andernfalls würde sie nicht befördert werden." Das Wort „Vaguemestre" (Wagenmeister, ein Fremdwort deutschen Ursprungs in der französischen Militärsprache) bezeichnet den Unteroffizier, der mit der Besorgung der Post beauftragt ist.

Umgekehrt ist die Karte mit den beiden gekreuzten Trikoloren im Rund (Abb. 4) eine Soldatenkarte (Carte militaire), wie sie von Angehörigen usw. an Kriegsteilnehmer und zwar unter den Kolonialtruppen geschickt werden soll. Sie ist aber ebenfalls zur Nachricht an einen verwundeten Gefangenen in Ludwigsburg benutzt worden.

Auch die wohl überflüssigerweise mit einer Briefmarke beklebte Schweizerkarte (Abb. 5) ist eine solche für den dortigen inneren Verkehr „von der Truppe", an die Angehörigen, die aber nach Ludwigsburg gegangen ist. Sie trägt die in der Schweiz übliche dreisprachige (deutsche, französische und italienische) Bezeichnung und das ebensolche Verbot: „Den Truppen ist untersagt, den Kantonnementsort anzugeben".

In Deutschland haben die Kriegsgefangenenlager vielfach eigene Vordrucke für den Briefwechsel ihrer Insassen herstellen lassen. Ein solches Formular aus dem Offiziergefangenenlager

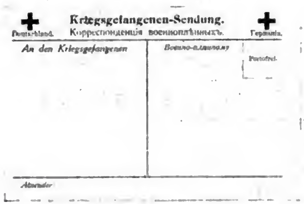


Abb. 7. Postkarte für deutsche Kriegsgefangene in Rußland.

Fürstenberg in Mecklenburg wird als Abb. 6 wiedergegeben.

Gewisse Schwierigkeiten entstehen bei Nachrichten an deutsche Kriegsgefangene in Rußland dadurch, daß nur sehr wenige Leute in Deutschland imstande sind, die Adresse auch in russischer Sprache und Schrift wiederzugeben, was die Sicherheit der Beförderung ungemein erschwert. Da hat nun die „Abteilung für Gefangenenfürsorge des Zentral-Komitees vom Roten Kreuz" (Berlin SW 11 im Abgeordnetenhaus) eine sehr dankenswerte Einrichtung getroffen. Sie gibt zusammenhängende Doppelkarten heraus (Abb. 7 u. 8), von denen die Hauptkarte eine in der Mitte geteilte Adresse zeigt. Die linke Hälfte wird vom Absender mit der Adresse des Kriegsgefangenen in deutscher Sprache und lateinischer Schrift ausgefüllt. Die Mitteilungen auf der Rückseite sollen am besten auch in lateinischer Schrift geschrieben werden, um die Prüfung in Rußland zu erleichtern. Die rechte Hälfte ist mit der Adresse in russischen Schriftzeichen zu versehen. Wer das nicht kann, schickt die Karte

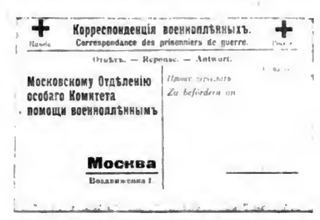


Abb. 8. Antwortkarte für deutsche Kriegsgefangene in Rußland.

an das Rote Kreuz an die angegebene Stelle, wo die Ausfüllung dann besorgt wird. — Die zweite Karte ist zur Antwort bestimmt. Hier muß der Absender auf der ebenfalls geteilten Adresse die rechte Seite ausfüllen, während die linke bereits den Vordruck „An die Moskauer Abteilung des Sonderkomitees für Kriegsgefangenenhilfe" in Moskau trägt, die nun ihrerseits wieder für die richtige Beförderung Sorge trägt.

Das Rote Kreuz befaßt sich überall mit der Gefangenenfürsorge, so hat auch das französische eine solche Abteilung (63 Avenue des Champs-Elysés, Paris), die sich besonders mit der Auskunftserteilung abgibt. Abbildung 9 zeigt die Vorderseite einer ihrer Karten, die nach Oberkochen in Württemberg gerichtet ist. Nach den neueren Bestimmungen ist aber eine direkte Anfrage bei diesen Stellen im Ausland nicht mehr zulässig, die Erkundigungen müssen durch die deutschen Vermittlungsämter gehen, die bei jeder Postanstalt erfragt werden können.



Abb 9. Auskunftskarte des französischen Roten Kreuzes über Kriegsgefangene.

England hat in London (49 Wellington Street, SW) ebenfalls eine besondere „Zentral-Nachweisstelle über Kriegsgefangene" (Prisoners of War Information Bureau), von der eine auch



Abb. 10. Englische Auskunftskarte über Kriegsgefangene (Vorderseite).

nach Oberkochen gerichtete Karte in ihrer Vorder- u. Rückseite (Abb. 10 u. 11) wiedergegeben wird. Der gut lesbare Text ist in einwandfreiem Deutsch abgefaßt, nur ein kleiner typographischer Fehler (Verzeich nis) wirkt unwesentlich störend.

Lazarett- und Kriegsbeschädigtenfürsorge-Zeitungen.

Die Opfer der schweren Kämpfe und der Strapazen im Felde sind Gegenstand erhöhter Aufmerksamkeit in der Heimat. Die Langeweile des Lazaretts will gebannt sein, die Kriegsbeschädigten sollen, soweit erforderlich, auf einen neuen Beruf vorbereitet werden. Diesen Zwecken dienen in erster Linie eine Anzahl Lazarett- und Kriegsbeschädigtenfürsorge-Zeitungen, von denen wir in Deutschland 20 verschiedene besitzen. Am bekanntesten auch in Sammlerkreisen sind davon „Bacillus verus", Lazarett-Feldzeitschrift, in Steindruck ausgeführt, deren ältere Nummern schon heute einen beträchtlichen Wert besitzen. — Hinsichtlich ihres Umfanges steht die „Schlesische Lazarett-Zeitung" (Redaktion Gleiwitz O./S.) mit an erster Stelle. Von dieser wöchentlich reich illustriert erscheinenden Zeitung kostet heute der 1. Jahrgang komplett (49 Nummern) 60—75 Mk.; sie dürfte nur in wenigen Sammlungen vollständig vorhanden sein. Ebenfalls im zweiten Jahrgang steht die „Lübecker Lazarett-Zeitung", auch hier sind die 23 Nummern des 1. Jahres recht selten geworden.

Von der „Frankfurter Lazarett-Zeitung" sind bisher etwa 60 fortlaufende Nummern erschienen, mit einer anderen Beilage und anderem Kopf erscheint diese auch als „Badener Lazarett-Zeitung", „Hessische Lazarett-Zeitung", „Deutsche Lazarett-Zeitung", „Kurhessische Lazarett-Zeitung", „Mainzer Lazarett-Zeitung", „Badische Lazarett-Zeitung" und „Duisburger Lazarett-Zeitung". Man wird sich im allgemeinen damit begnügen können, in der Sammlung diese Kopfblätter nur mit einigen Exemplaren vertreten zu haben. — „Zeitschrift für Kriegsbeschädigtenfürsorge in Ostpreußen" betitelt sich ein weiteres Organ dieser Art, dessen 1. Jahrgang ebenfalls 24 Nummern umfaßt. — Für Westpreußen besteht eine „Westpreußische Lazarett-Zeitung", von der im Jahre 1916 15 Nummern erschienen. — Westlich daran reiht sich die „Pommersche Kriegerzeitung" mit den besonderen „Mitteilungen des Ausschusses für die Kriegsbeschädigtenfürsorge".

In kleinem Format wird seit Anfang 1916 in Bonn a. Rh. eine besondere Lazarett-Zeitung in Zeitabschnitten von 2—3 Wochen herausgegeben. — Weiterhin gibt der Ausschuß für Kriegsbeschädigtenfürsorge in Altona für die Provinzen Schleswig-Holstein eine Lazarett-Zeitung heraus. — Besonderen Wert auf reichen Bilderschmuck legt die „Hamburgische Lazarett-Zeitung", die sich vorwiegend mit der Frage der Kriegsbeschädigtenfürsorge befaßt. — Für Aachen besteht eine Zeitschrift „Kriegsbeschädigtenfürsorge Aachen". — Besonders vielseitig ausgestaltet ist auch die Zeitschrift für die Kriegsbeschädigtenfürsorge der Provinz Brandenburg: „Vom Krieg zur Friedensarbeit." Alle die vorstehend genannten Zeitungen werden von gemeinnützigen Körperschaften herausgegeben, denen gegenüber einige weitere lediglich zu Erwerbszwecken herausgegebene ähnliche Zeitschriften nur geringen Sammlerwert besitzen. Aus Österreich ist uns als einzige ihrer Art nur die „Zeitschrift für Invalidenschutz" bekannt.

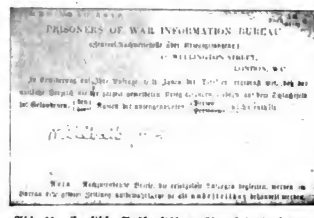
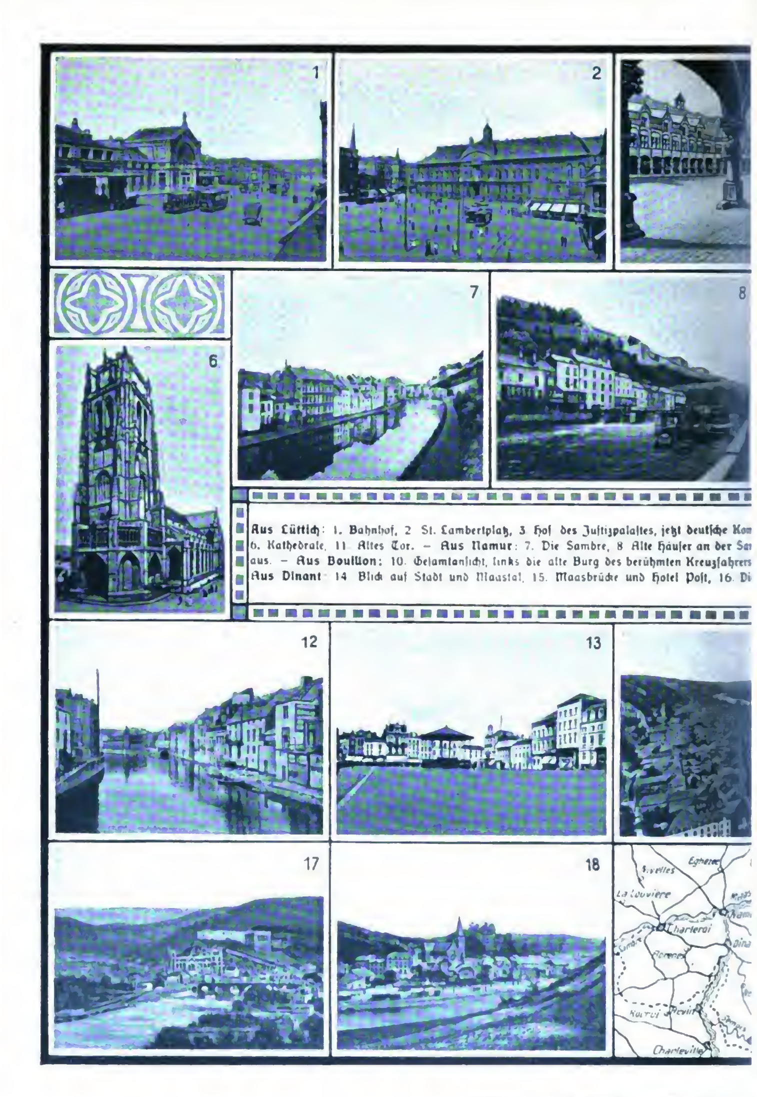


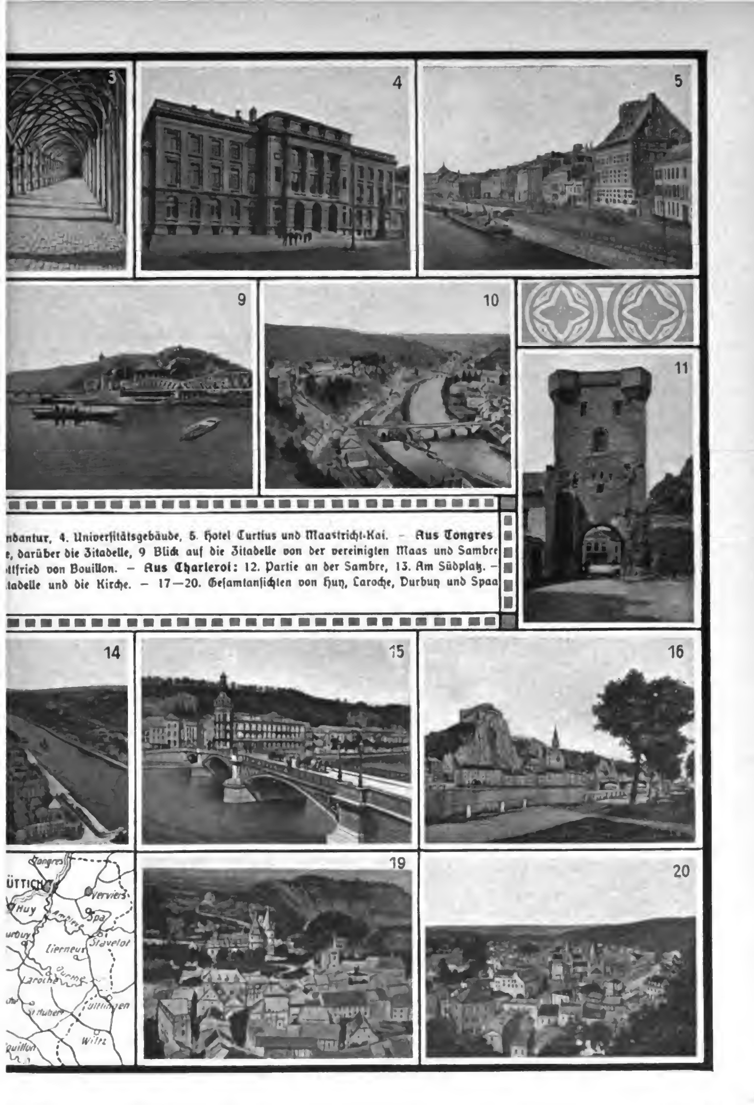
Abb. 11. Englische Auskunftskarte über Kriegsgefangene (Rückseite).

Für den Sammler von Kriegsdokumenten kommen die Lazarettzeitungen ernstlich in Frage, ihre Auflage ist im allgemeinen gering, ihr Verbreitungsgebiet beschränkt und ihre Preise noch nicht so spekulativ in die Höhe getrieben wie bei anderen Kriegsschriften. Von den meisten sind bisher erst 40—60 Nummern erschienen, so daß man hier ohne allzu große Geldopfer noch vieles, manches sogar lückenlos erlangen kann. Gerade hier aber ist mit bedeutenden Wertsteigerungen noch zu rechnen. O.



Aus Lüttich: 1. Bahnhof, 2 St. Lambertplatz, 3 Hof des Justizpalastes, jetzt deutsche Kom
6. Kathedrale, 11 Altes Tor. – Aus Namur: 7. Die Sambre, 8 Alte Häuser an der Sa
aus. – Aus Bouillon: 10. Gesamtansicht, links die alte Burg des berühmten Kreuzfahrers
Aus Dinant 14 Blick auf Stadt und Maastal, 15. Maasbrücke und Hotel Post, 16. Di

Bilder aus Belgien III: Lüttich



ndantur, 4. Universitätsgebäude, 5. Hotel Curtius und Maastricht-Kai. – **Aus Tongres**
e, darüber die Zitadelle, 9 Blick auf die Zitadelle von der vereinigten Maas und Sambre
ttfried von Bouillon. – **Aus Charleroi:** 12. Partie an der Sambre, 13. Am Südplatz. –
tadelle und die Kirche. – 17–20. Gesamtansichten von Huy, Laroche, Durbuy und Spaa

— Namur — Dinant — Spaa.

Dem Krieg oder Schwertsamt muß man mit männlichen Augen zusehen; so wird sich's selbst beweisen, daß es ein Amt ist, an ihm selbst göttlich und der Welt nötig und nützlich.

Martin Luther.

Chronik des Krieges

vom 20. August bis 4. September 1917.

20. August. In der Schlacht bei Verdun erringen die Franzosen westlich der Maas durch die Wegnahme der Höhe „Toter Mann" einen Örtlichkeitserfolg, während sie auf dem östlichen Maasufer gänzlich zurückgeschlagen werden. Im Luftkampf werden 5 deutsche und 26 feindliche Flugzeuge abgeschossen. — Am Isonzo müssen sich die anstürmenden Italiener trotz schwerster Verluste mit winzigen Teilerfolgen begnügen und verlieren weitere 2000 Gefangene. Glückliches Vorpostengefecht bei Arsiero.

21. August. Östlich von Ypern entwickeln sich neue Kämpfe. Ein starker englischer Vorstoß bei St. Julien wird abgeschlagen. Erbitterte Kämpfe bei Lens. Vorpostengefechte bei Le Catelet. Fortdauer der Schlacht bei Verdun; die Franzosen dringen in den Wald von Avocourt ein, dagegen scheitern alle ihre Angriffe gegen die Höhe 304; östlich der Maas bemächtigen sie sich des Dorfes Samogneux, werden aber an allen übrigen Punkten blutig abgewiesen. — Starke rumänische Gegenangriffe im Trotosultale mißglücken. — In der Isonzoschlacht muß den Italienern das Dorf Vrh überlassen werden; im übrigen werden die Italiener auf der ganzen Front nach schweren Kämpfen zurückgeschmettert. Glückliche Vorpostengefechte im Suganertal und westlich des Gardasees.

22. August. Angriff deutscher Marineluftschiffe auf die engl. Südostküste. — Die Engländer schreiten zwischen Langhemark u. Hollebeke wieder zum Massenangriff, können aber keinen nennenswerten Erfolg erzielen. Bei Verdun Kampfpause; nur an der Straße nach Beaumont wird schwer gerungen. — Die Russen räumen ihre Stellungen westlich der Aa. Vergebliche feindliche Angriffe im Susitatal und bei Soveja. — Die Isonzoschlacht tobt hauptsächlich an den beiden Flügelpunkten weiter; auf der Hochfläche von Vrh erstreiten die Italiener Raumgewinn, sonst bleiben alle ihre heftigen Angriffe ergebnislos. — Erfolgreiche Tätigkeit deutscher Tauchboote an der Straße von Gibraltar, wo 20000 Registertonnen versenkt werden, weitere 43000 im Mittelmeer. — Ein deutsches Marineluftschiff wird im Kampf mit feindlichen Seestreitkräften an der Westküste Jütlands abgeschossen.

23. August. Englische Teilangriffe an der Straße Ypern—Menin und beiderseits Lens werden abgeschlagen. Bei Verdun hauptsächlich Artilleriekampf; die Höhe 304 ist von den Deutschen unbehindert geräumt worden. — Kleinere Gefechte im Susitatal und westlich Cerline. — Am Isonzo rennen die Italiener fortgesetzt vergeblich gegen die österreichisch-ungarischen Stellungen südlich Vrh und auf der Hermada an.

24. August. Erfolglose feindliche Angriffe bei Lens und St. Quentin. Den Engländern wird das Gehöft Gillemont entrissen. Versuche der Franzosen bei Verdun über Höhe 304 hinaus vorzustoßen, werden blutig vereitelt. — Russische Vorstöße bei Brody scheitern. — Nachlassende Gefechtstätigkeit an der Isonzofront. Die Italiener holen sich am Monte San Gabriele wieder blutige Köpfe. — Im Sperrgebiet um England wurden wieder 20000 Registertonnen Schiffsraum versenkt.

25. August. In Flandern und an der Aisne günstige Vorfeldgefechte. Französische Vorstöße auf dem östlichen Maasufer werden abgewiesen. — Erfolgreiche Vorpostenkämpfe an der mazedonischen Front. — Alle Versuche der Italiener, sich des Monte San Gabriele zu bemächtigen, scheitern.

26. August. Ein starker englischer Angriff bei Lens mißglückt. Vorfeldgefecht bei Le Catelet. Die auf Beaumont vorrückenden Franzosen werden nach kurzem Anfangserfolg durch deutschen Gegenstoß zurückgeworfen. — Die Russen räumen einige Stellungen bei Jakobstadt. Erstürmung rumänischer Stellungen bei Soveja. — Fortsetzung der erbitterten Kämpfe am Isonzo, ohne daß die Italiener vorwärts kommen können. — Aus dem Sperrgebiet um England wird die Vernichtung von 21000 Registertonnen Schiffsraum gemeldet. — Erfolgreiche deutsche Fliegerangriffe auf russische Seestreitkräfte bei der Insel Ösel.

27. August. Deutscher Abwehrsieg in Flandern bei Langhemark. Bei Le Catelet und am Damenweg vergebliche feindliche Teilvorstöße. Beaumont wird nach wechselvollen Kämpfen von den Deutschen behauptet. Erstürmung russischer Stellungen am Nordufer des Pruth; 1000 Gefangene, 6 Geschütze. Bei Soveja müssen die k. u. k. Truppen etwas zurückweichen. — Auflebende Feuertätigkeit an der mazedonischen Front. — Erfolgreiche Abwehr der fortgesetzt anstürmenden Italiener an der Isonzofront. Tiroler Kaiserjäger vollführen einen glücklichen Handstreich am Stilfser Joch. —

Die Beute der deutschen Tauchboote im Sperrgebiet um England beträgt weitere 24500 Registertonnen. — Rücktritt des gesamten polnischen Staatsrates.

28. August. Kampfpause in Flandern. Erfolgreicher deutscher Gegenstoß bei Frezenberg. — Russische Schlappe bei Grosesci. Vergebliche Angriffe der Rumänen zwischen Susita- und Putnatal. Deutsche Truppen erstürmen Muncelul; 1000 Gefangene, 3 Geschütze, 50 Maschinengewehre. — Die Bulgaren liefern auf der Nidze-Planina dem Feind erfolgreiche Vorfeldgefechte. — Neue gewaltige Angriffe der Italiener östlich Görz und am Monte San Gabriele brechen blutig zusammen. — Im Atlantik fallen den deutschen Tauchbooten 18000 Tonnen Schiffsraum zum Opfer.

29. August. Feindliche Teilvorstöße bei Wieltje und am Damenweg werden abgewiesen. — Erweiterung des deutschen Kampferfolgs in der Moldau und vergebliche Entlastungsangriffe des Gegners. — Die Italiener greifen an der Isonzofront abermals in Massen ohne jeden Erfolg an, dagegen macht sich in zunehmendem Maße ein starker österreichisch-ungarischer Gegendruck geltend. — Vorpostengefechte an der mazedonischen Front.

30. August. Ablehnende Antwort Wilsons an den Papst. — Verstärkte Artillerietätigkeit an der Westfront. Glücklicher deutscher Teilvorstoß bei Le Catelet. — Die Russen stoßen bei Illuxt und am Naroczsee vergeblich, die Deutschen bei Skala erfolgreich vor. — Am Dobropolje werden serbische, am Doiransee englische Abteilungen verlustreich abgewiesen. — Abflauende Gefechtstätigkeit am Isonzo. Nur am Monte San Gabriele wird gekämpft, ohne daß die Italiener vorwärts kommen können. Bei Bezzacca (Südtirol) geht den Italienern ein Stützpunkt verloren. — Im Sperrgebiet um England werden 24000 Registertonnen versenkt. — Vorpostengefechte bei Gaza.

31. August. Ein starker französischer Angriff am Damenweg wird abgeschlagen. Ebenso scheitern feindliche Unternehmungen am Winterberg und bei Corbeny, während deutsche Stoßtruppen am Rhein-Marne-Kanal vollen Erfolg haben. — An der Düna zunehmende Gefechtstätigkeit. Die Rumänen werden im Gebirge nordwestlich von Focsani weiter zurückgedrängt. Glückliches Vorpostengefecht bei Marineni am unteren Sereth. — Im Cernabogen greifen die Italiener, am Dobropolje die Serben, westlich des Wardar die Franzosen vergeblich an. — Am Isonzo ist der Monte San Gabriele wieder Schauplatz eines heftigen Ringens; die Österreicher und Ungarn halten restlos ihre sämtlichen Stellungen. — Ein deutsches Tauchboot zerstört an der Westküste Englands Handelsschiffe im Ausmaß von 48000 Tonnen. Im Mittelmeer werden 46000 Tonnen versenkt, darunter ein großer französischer Hilfskreuzer, von dessen Bord eine Anzahl höherer serbischer Offiziere herabgeholt werden.

1. September. Kurzes Seegefecht zwischen leichten deutschen und englischen Streitkräften bei Hornsriff. — Starker Artilleriekampf in Flandern, bei St. Quentin und vor Verdun. Gefechte gegen die Franzosen nordöstlich Soissons und am Damenweg. — Gesteigerte Gefechtstätigkeit an der unteren Düna. Glückliches Vorpostengefecht westlich Luck. — Vergebliche russisch-rumänische Gegenangriffe im Raume nordwestlich Focsani. Französische Vorstöße bei Monastir werden von den Bulgaren zurückgeschlagen. Die Serben greifen am Dobropolje vergebens an. — Italienische Teilangriffe an der Isonzofront scheitern.

2. September. An der Westfront nur Vorfeldgefechte. — Deutsche Divisionen erzwingen bei Üxküll den Übergang über die Düna und schlagen die Russen südöstlich Riga. — Vergebliche Nachtangriffe der Rumänen im Tortus-, Susita- und Putnatal sowie bei Marocesti, wobei 1650 Gefangene und 6 Geschütze in deutscher Hand bleiben. — Die Franzosen erleiden bei Monastir, die Serben auf dem Dobropolje eine blutige Schlappe. Geplänkel an der Vojusa. — Neue Kämpfe am Monte San Gabriele endigen mit einer Verbesserung der österreichisch-ungarischen Stellung. — Aus dem Kanal wird die Versenkung von 17500 Schiffstonnen gemeldet. — Unruhen in Finnland und Kasan.

3. September. Ein französischer Teilangriff in der Champagne wird durch deutschen Gegenstoß vereitelt. Erkundungsgefecht bei Remenauville. — Einnahme von Riga. Die Russen werden über die livländische Aa zurückgetrieben. Die k. u. k. Truppen bemächtigen sich einer wichtigen Höhenstellung südöstlich Czernowitz. — Russisch-rumänische Angriffe bei Muncelul bleiben ohne Erfolg. — Fortgesetzte Fliegerangriffe der Italiener auf Triest und Pola werden durch gelegentliche Bombenwürfe auf Venedig vergolten.

4. September. Zunahme des Artilleriekampfes in Flandern und bei Verdun. Deutsche Flieger bombardieren Dover, Boulogne und Calais. — Deutsche Truppen besetzen die von den Russen geräumte Festung Dünamünde. Verlustreicher Rückzug der 12. russischen Armee in Livland. — Die 11. Isonzoschlacht entbrennt mit neuer Wut, und es wird namentlich am Monte San Gabriele erbittert gerungen. Auf der Karsthochfläche werden die Italiener verlustreich zurückgeschlagen und verlieren dabei 4000 Gefangene. — Deutsche Marineflugzeuge bewerfen den Hafen Sulina mit Bomben. Im Mittelmeer werden wiederum fast 65000 Schiffstonnen vernichtet.

Der Krieg zur See.

U-Deutschlands erste Fahrt nach Amerika.

Von C. Ulrich. Mit 7 Abbildungen.

Am 9. Juli 1916 fuhr bei frühem Morgengrauen der Schlepper „Timmins“ unter Kapitän Hinsch ein unscheinbares und etwas absonderlich aussehendes Schiff von etwa 2000 Tonnen die Chesapeake-Bai hinauf, die den Atlantik von dem Hafen von Baltimore trennt. Alsbald begannen die dort liegenden und fahrenden Dampfer gar gewaltig ihre Dampfpfeifen und Sirenen zur Begrüßung des Ankömmlings ertönen zu lassen, und je weiter die beiden Schiffe die Bai hinaufkamen, desto lauter und toller wurde der Lärm, desto mehr schwoll er zu einem tosenden Gedröhn an, Wasser und Land zugleich verkündend, daß sich ein außerordentliches, ja ganz ungewöhnliches Ereignis zugetragen habe. Nur die englischen Schiffe schwiegen, weil diese Begrüßung der deutschen Flagge galt, die stolz über dem geschleppten Schiff flatterte; sie ahnten nicht mit Unrecht eine neue Niederlage ihres Ansehens und ihrer schon ordentlich ramponierten sogen. Seeherrschaft. Seit langem hatte die deutsche Flagge nicht mehr in diesen Gewässern geweht, daher der lärmvolle Willkomm. Aber nicht nur der Flagge galt der Jubelgruß, sondern ebenso dem Schiff, dem Handelsunterseeboot „Deutschland“ und noch mehr seiner wackeren, tüchtigen Besatzung, die es gewagt und glücklich fertiggebracht hatte, die englische Absperrung mit ihrem unbewaffneten Handelsboot zu durchbrechen, wie auch allen Gefahren und einer ungewissen Zukunft trotzend, den Ozean zu durchqueren.

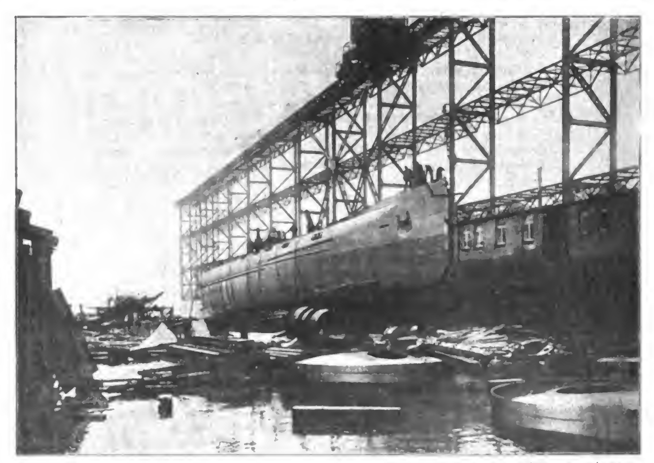
Dieses Unternehmen war so recht nach dem Sinn der Amerikaner, die für Wagemut und Kühnheit stets großes Verständnis und hohe Achtung haben, ganz gleich, ob sie deutschfreundlich oder deutschfeindlich sind. Dem Kühnen schlagen überall die Herzen entgegen, und besonders dann, wenn er hohles Maulheldentum und prahlerische Großschnauzigkeit schlägt. Außerdem kam „U-Deutschland“ nicht mit leeren Händen, vielmehr brachte das Schiff eine wertvolle Ladung mit, für die Amerika ebenfalls immer großes Verständnis besitzt, auch wenn sie nicht, wie in diesem Fall, aus Farben und Arzneimitteln bestanden hätte, an denen die Vereinigten Staaten seit langem große Not litten.

Die Nachricht von der Ankunft mußte sich mit Windeseile verbreitet haben, denn umgehend stellten sich Boote mit Zeitungsreportern und Filmphotographen ein, um sich auch nicht die kleinsten Einzelheiten der Einfahrt entgehen zu lassen. Glücklicherweise sorgte gegen Abend ein heftiges Gewitter dafür, diese unbequemen Begleiter loszuwerden, so daß endlich um 11 Uhr nachts „U-Deutschland“ an dem Quarantäne-Halteplatz unter dem sicheren Schutz des „Timmins“ ungestört vor Anker gehen konnte. Am nächsten Morgen wurden die dortigen Förmlichkeiten schnell erledigt und das Boot konnte, aufs neue von den Filmbooten begleitet (und zugleich



Abb. 1. Kapitän König, der Führer des Handelstauchboots „Deutschland“.

geschützt), an dem ihm bestimmten Löschplatz anlegen, wo es nach der Landseite durch einen Schuppen, Graben und Stacheldrahtverhau, nach der Stromseite durch den Dampfer „Neckar“, durch Balken und Netze vollständig gedeckt war. Außerdem sorgten mehrere Wachtboote Tag und Nacht für den nötigen Schutz, ja der „Timmins“ ließ während der Dunkelheit fortwährend seinen Scheinwerfer spielen, um jede unerlaubte Annäherung zu verhüten. Besser konnte „U-Deutschland“ nicht geborgen sein, aber diese Maßregeln waren durchaus nötig, denn unseren Feinden ist selbst im neutralen Hafen der verbrecherischste Anschlag zuzutrauen, wußten sie doch mehr von dem Schiff als wir in seinem Vaterland.

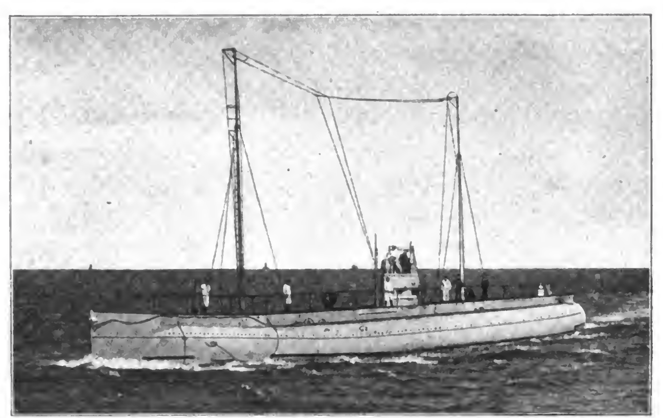


Phot.: Friedr. Krupp, Essen.

Abb. 2. U-Frachtschiff „Deutschland“ im Bau: Fertig zum Ablauf. (Seitenansicht).

In Deutschland hatte mit Ausnahme der beteiligten Kreise niemand eine Ahnung von dem neuen Unternehmen, das die Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Amerika aufs neue anknüpfen sollte. Die Engländer mußten dagegen auf irgendeine Weise Wind davon bekommen haben — ein Zeichen ihrer vorzüglichen Spionage. Wenn sie auch bis zur letzten Minute die Durchführbarkeit bezweifelt hatten, so fand sie das Eintreffen von „U-Deutschland“ nicht unvorbereitet, und sie begannen sofort mit der Hetze, wie sie eben nur sie allein verstehen. So sollten amerikanische Patente verletzt sein, so sollte „U-Deutschland“ ein verkapptes Kriegstauchboot sein und anderes mehr. Aber diesesmal nützten alle ausgeklügelten Machenschaften nichts; nachdem sich die amerikanischen Behörden von der Falschheit der Verdächtigungen überzeugt hatten, wurde „U-Deutschland“ als Handelsboot anerkannt, sowie jede weitere Einmischung in dieser Beziehung abgelehnt, das Schiff konnte nunmehr löschen und laden, was und wie es wollte. Die von den Engländern geahnte und gefürchtete Niederlage war vollständig, aber gerade deshalb die Befürchtung einer gemeinen Rachetat nur zu berechtigt. Unter anderem erklärten die lieben Verbandsbrüder und angeblichen Verfechter des Völkerrechtes, „U-Deutschland“ als Kriegsschiff anzusehen und jede Gelegenheit wahrzunehmen, es ohne Warnung zu versenken, Periskop sei Periskop, ob von einem Handels- oder Kriegstaucher herrührend. Zwar geschah diese Erklärung unter dem Vorbehalt, die amerikanische Hoheitsgrenze zu achten, wann aber hätte England je eine Neutralität geachtet, wenn es galt, dem Feind zu schaden.

Als der Krieg begann, verschwanden die deutschen Handelsschiffe von den Meeren und suchten Schutz, wo sie ihn fanden; nur in der Ostsee und Teilen der Nordsee konnten sie dank der deutschen Kriegsflotte den Verkehr aufrecht erhalten. Das war selbstverständlich. Deutschland war jetzt nach dem Völkerrecht zur Deckung seiner Nahrungsmittel usw. auf die neutrale Schiffahrt angewiesen. Aber auch diese mit Ausnahme der skandinavischen mußte Deutschland meiden und bald konnten auch die nordischen Schiffe so gut wie keine Zufuhr mehr bringen, weil sie durch Englands Vergewaltigung kaum noch die notwendigsten Nahrungsmittel und Industrieerzeugnisse für den Bedarf und den Gebrauch ihrer eigenen Länder zu beschaffen in der Lage waren. Der Hunger und die Unterbindung jedes Verkehrs mit dem Ausland sollten das erreichen, was die



Phot.: Friedr. Krupp, Essen.

Abb. 3. U-Frachtschiff „Deutschland" auf freier See.

Waffen nicht vollbrachten. Wohl war es ein Schlag ins Wasser, Deutschland sorgte für sich selbst, aber eine unmittelbare Verbindung mit dem Ausland, besonders mit Amerika, zeigte sich von Monat zu Monat immer nötiger, ganz durfte der Handel nicht einschlafen, sonst wurde die Valuta zu schlecht. Es mußten neue Wege gesucht werden, ging es nicht auf den Wogen, so ging es unter ihnen; daß es möglich war, bewiesen die glänzenden, ja wunderbaren Fahrten und Taten der Kriegstauchboote. Als Kapitänleutnant Hersing Konstantinopel erreichte und nebenbei ein paar feindliche Panzerschiffe versenkte, war auch die Bahn nach Amerika frei, denn die paar hundert Seemeilen mehr machten nicht viel aus; konnten die U-Boote rund 3500 Seemeilen zurücklegen, so auch 4000. Da fanden sich der weitblickende Kaufmann, der fähige, schöpferische Schiffsbauer und der tüchtige, wagemutige Seemann zusammen und führten das Wagnis zum glücklichen Ende. Was der Kaufmann plante, das faßte der Ingenieur zusammen in einem Erzeugnis kühner, bis aufs kleinste durchdachter Berechnungen und stellte es dann als technisches Wunderwerk deutscher Schiffsbaukunst her, und was so Kaufmann und Ingenieur geschaffen, das führte der Seemann in treuer, kaltblütiger und ruhmreicher Fahrt trotz Wetter- und Menschentücke über den Ozean. Ein neuer Sieg auf dem Meer war erfochten. Und niemand weiß das besser, als der Engländer, der zähneknirschend zusehen und zugeben muß, daß Deutschland damit einen neuen nicht einzuholenden Vorsprung erreicht hat. Die Bringer dieses deutschen Sieges aber waren Alfred Lohmann, der Großkaufmann zu Bremen, Oberingenieur Erbach von der Kieler Germaniawerft und Paul König, ein Kapitän des Norddeutschen Lloyd, wahrlich drei Männer in schwerer Zeit am rechten Platz, um die uns unsere Feinde beneiden und deren Namen über einem neuen Abschnitt deutscher Seefahrt zu stehen kommen.

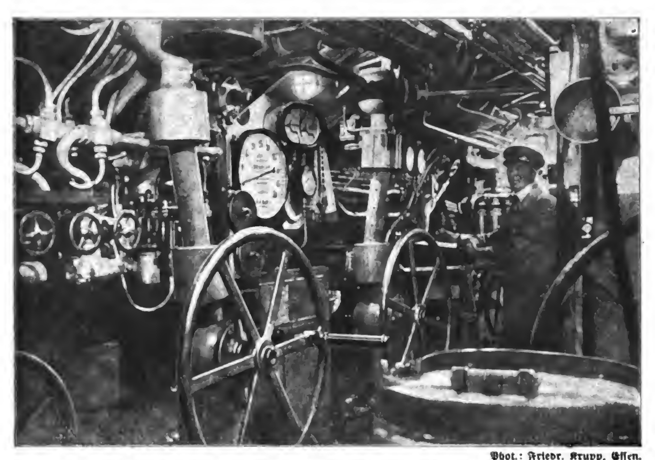
Als Kapitän König die Führung von „U-Deutschland" übernahm, hatte er als früherer Handelsschiffskapitän auch nicht die geringste Erfahrung im Gegensatz zu den Führern unserer Kriegsboote. Nun galt es für ihn, sich in möglichst kurzer Zeit mit seinem Schiff vertraut zu machen, die Lenkbarkeit und die Maschinen zu prüfen, die Zuverlässigkeit im Tauchen zu erproben, die Geheimnisse der Beweglichkeit zu ergründen und anderes mehr. Und so wurde praktisch und theoretisch wochenlang geübt, getaucht und gefahren, um im Ernstfall auch dem bösesten Zufall, der schlimmsten Lage und der unangenehmsten Überraschung, an denen es später nicht fehlen sollte, jederzeit die Spitze bieten zu können.

Endlich war das erreicht, die Probe- und Übungsfahrten erledigt, die Vorbereitungen beendigt. Als dann auch noch die wertvolle Ladung wohl verstaut war, konnte die Fahrt ins Ungewisse beginnen; der Schlepper zog an, und von vielen Segenswünschen begleitet, verließ „U-Deutschland" mit ihren 29 Mann Besatzung den Hafen. Solange sie sich noch im Bereich der deutschen Wachtschiffe befand, wehte Heimatluft. Als aber auch das letzte den Blicken der kühnen Schiffer entschwunden war, begann der Ernst für Schiff und Besatzung, denn von allen Seiten drohte und lauerte Gefahr. Gewiß bot die Tiefe der Besatzung Schutz, aber so ein



Abb. 4. Oberingenieur Rudolf Erbach, der technische Schöpfer des Unterwasser-Frachtschiffs „Deutschland".

Tauchboot hat seine Mucken und Tücken, wie es sich auch bei „U-Deutschland" zeigen sollte. Als erstes Abenteuer hatte Kapitän König die Begegnung mit einer jener U-Bootfallen zu bestehen, mit denen unsere Kriegstauchboote nicht gerade selten Bekanntschaft machen. Gondelte da an einer unmöglichen Stelle ein Dampfer auf einem ebenso unmöglichen Kurs in der Nordsee umher, gerade als ob er zu seinem Vergnügen in dem gefährlichen Wasser führe. Demnach auffällig genug, um erhöhte Vorsicht zu gebieten. Dieser Dampfer mit neutraler Flagge und aufdringlich neutraler Rumpfbemalung richtete auf einmal mit scharfer Wendung seinen Kurs auf die „Deutschland", als wollte er sie zum Näherkommen herausfordern. Das machte ihn noch verdächtiger. Schon vorher war alles klar zum Tauchen gemacht, und nun gab Kapitän König sofort Befehl zum Tauchen, „U-Deutschland" machte eine Wendung nach dem fremden Dampfer, um leichter tauchen zu können. Und siehe da, kaum merkte dieser die Vorbereitung, so suchte er im schönsten Zickzack das Weite, sicherlich den Torpedo befürchtend, den er auch erhalten hätte, falls „U-Deutschland" ein Kriegsboot gewesen wäre. Durch solche Mätzchen läßt sich aber kein deutsches Unterseeboot mehr täuschen, das müßten die Engländer schon längst wissen. „U-Deutschland" blieb selbstverständlich daraufhin längere Zeit unter Wasser, und setzte, erst als die Luft wieder rein war, ihre Fahrt über Wasser fort. — Ein anderesmal wurde die Sache bedeutend gefährlicher. Starker Seegang herrschte, die „Deutschland" war eben wieder aufgetaucht und arbeitete schwer gegen die Wellen, als eine Rauchfahne gesichtet wurde; sie ward größer, die Mastspitzen erschienen und schon waren die Schornsteine zu erkennen, es war ein feindlicher Zerstörer. Hatte er die „Deutschland" gesehen? Kam er auf sie zu, um sie zu vernichten? Jedenfalls mußte schleunigst getaucht werden. Eigentlich eine Unmöglichkeit bei dem Wetter, aber es mußte erzwungen werden. Immer wieder rissen die Wellen das Boot empor, es wollte nicht niedergehen; endlich mit einem gewaltigen Stoß sinkt es in die Tiefe, aber das Schiff neigt sich nach vorn; ein neuer Stoß, die Bemannung wird zu Boden geschleudert, das Boot ist mit dem Bug auf den Grund gerannt. Da es aber nur 15 m tief und in einem Winkel von 36 Grad liegt, muß das Heck unbedingt aus dem Wasser hervorragen und dem Feind erst recht seinen Platz verraten. Schreckliche Augenblicke für die Besatzung, jede Minute kann eine Granate einschlagen, denn die über den Wellen arbeitende Schraube kann der Aufmerksamkeit des Feindes nicht entgehen. Glücklicherweise trat das Befürchtete nicht ein, der Feind hatte wahrscheinlich gerade genug mit sich selbst zu tun, vielleicht hatte er das Tauchboot und seine Lage überhaupt nicht bemerkt. Schnell ward nach den ersten Augenblicken der Bestürzung die Maschine gestoppt, die Schraube still gelegt und das Boot langsam in eine bessere Lage gebracht. Dann kam der Bug auch vom Grunde los und endlich wurde der Gleichgewichtszustand wieder hergestellt; das Schiff schwamm wieder, der Menschenhand gehorchend. Glücklicherweise war die Ladung so gut verstaut, daß sie nicht überschoß und nach dem Loskommen keine weitere Gefahr mehr vorhanden war. Diese beiden Abenteuer



Phot.: Friedr. Krupp, Essen.

Abb. 5. Blick in die Zentralkommandostelle von „U-Deutschland“; in der Mitte die Tiefenruder.

hatten so recht bewiesen, welchen Gefahren das Handelsunterseeboot ausgesetzt war, dessen Fahrt im Vergleich zu der von Kriegstauchbooten doch harmlos zu nennen ist, denn „U-Deutschland“ sollte ja feindliche Schiffe vermeiden und nicht sie aufsuchen. Weiteren Hilfskreuzern und Wachtbooten konnte stets ausgewichen werden.

Bald war die Nordsee durchquert, und keine feindlichen Schiffe bedrohten „U-Deutschland“ mehr, dafür machte aber das Wetter um so mehr zu schaffen; es waren Sturmtage, die an das Schiff, an seine Maschinen und an die Mannschaft die höchsten Anforderungen stellten. Obwohl das Boot nicht tauchte, bewegte es sich doch fast beständig unter dem Wasser, weil die schweren Seen fortwährend über seinen Rumpf, ja sogar über seinen Turm gingen. Ein U-Boot ist zu schwer, um vom Wasser gehoben zu werden oder sich wie ein Dampfer durch die Wogen bohren zu können. Mit hartem Aufschlag brechen sich die Wellen ohne Unterlaß an dem Bootskörper, der ihnen nicht auszuweichen vermag. Deshalb war die Mannschaft von „U-Deutschland“ stets in das Innere gebannt und litt schrecklich unter dem unaufhörlichen Rollen und nicht minder unter der abgesperrten Luft. Es war so schlimm, daß in dieser Zeit mancher altbefahrene Mann zum ersten Male von der Seekrankheit befallen wurde. Doch auch diese Tage gingen vorüber, endlich konnten alle Einsteigluken geöffnet und frische Luft in das Innere eingelassen werden, während sich die Freiwache auf dem Deck erholen und, was die Hauptsache war, auch rauchen konnte, denn im Inneren eines U-Bootes ist das Rauchen gefährlich und deshalb verboten. Außerdem konnte diese Zeit benutzt werden, die feuchten und dumpfigen Kleider, Decken usw. zu trocknen. So war es der Besatzung möglich, wieder aufzuatmen und sich für die kommenden Anstrengungen vorzubereiten, denn noch hatten sie die Hölle des Golfstromes zu überwinden.

Um möglichst ungestört über Wasser fahren zu können, war es von Wert, sich unkenntlich zu machen, weshalb diese günstige Zeit dazu benutzt wurde, das Boot mit einem Scheinschornstein zu versehen, wie es seinerzeit die „Emden“ auch getan hatte. „U-Deutschland“ sollte einen kleinen Frachtdampfer vortäuschen; dann mußte aber der Schornstein auch rauchen. Das war nicht so leicht, wie es sich bald erweisen sollte. Ein Dampfer kam auf, die Esse sollte, ja mußte rauchen, aber die Putzbaumwolle versagte; die Luftpumpe brachte sie wohl in Brand, aber sie gab keinen Rauch, erst eine Konservenbüchse Teer erzeugte den schönsten Rauch. Durch diesen miß-

glückten Versuch ward der fremde Dampfer erst auf das Boot aufmerksam gemacht, denn er drehte auf dieses zu. Was tun? Nur schnelles Tauchen konnte helfen. Der Aufbau verschwand, der Schornstein sank in sich zusammen und sofort war das Unterseeboot als solches erkannt. Die Folge war gleicherweise verblüffend wie ergötzlich, der Dampfer enteilte mit größter Schnelligkeit, wohl froh, dieser „Pest" entgangen zu sein. Späterhin klappte die Sache desto besser und das Boot „dampfte" stolz und unerkannt seinen Kurs.

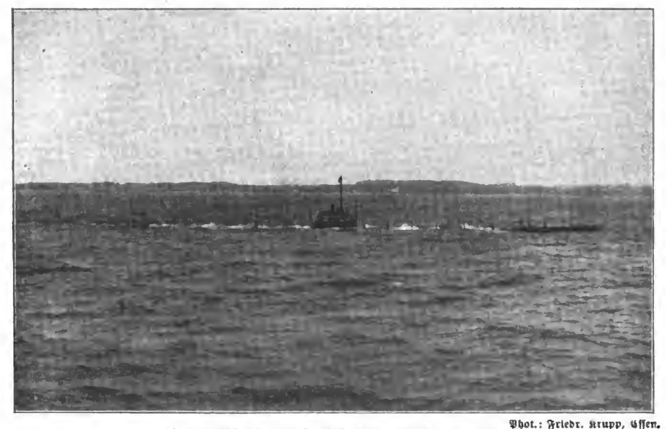
Nun nahte man sich dem Golfstrom, er sollte die größten Qualen bringen. Heftige Gewitter, umspringende Winde, durcheinanderlaufende Seen, atmosphärische Störungen kündeten ihn an, so daß die Nachrichten von Nauen, die bisher das Boot stets erreicht hatten, ausblieben. Die Wärme des Wassers stieg auf 28 Grad Celsius. Das war aber erst der Anfang. Es wurde immer fürchterlicher und dabei kam „U-Deutschland" in eine Gegend, wo sich viele Dampferstraßen kreuzen und darum größte Vorsicht nötig war. Gewitter verdunkelten den Himmel, gewaltige Blitze durchzuckten die Finsternis, Hagelwetter wechselten mit Wolkenbrüchen ab, der Sturm nahm an Heftigkeit zu, das Boot arbeitete schwer, die Wogen warfen es hin und her, ein Ausguck war fast unmöglich. War es hier schon schwer, sich in der „Badewanne" (der durch Geländer geschützten Plattform) aufzuhalten, so war es im Inneren kaum noch möglich zu leben, die Luft war zu schlecht, um ordentlich atmen zu können, denn die frische Luft, die von den Ventilatoren eingesaugt wurde, verbrauchten die Motore und gaben dafür Hitze ab, so daß diese auf 53 Grad Celsius stieg. Auch nicht die geringste Erfrischung war möglich, vielmehr wurde die Hitze durch die Feuchtigkeit noch unerträglicher, da sich überall Wasser ansetzte, alles durchfeuchtend und verpestend. Das Schiff war mit einer Wolke von Hitze, Öldunst und Feuchtigkeit geladen, der die Mannschaft, ob im Dienst oder auf Freiwache, fast unterlag. Aber sie hielt in dieser Hölle aus, trotzdem das Blut in den Adern glühte und das Fieber sie durchströmte, sie hielt aus und erfüllte ihren Dienst trotz der höchsten Erschöpfung, bis endlich nach Tagen schrecklichen Duldens wieder besseres Wetter eintrat, die Luken wieder geöffnet werden konnten und Luft und Sonne die Kräfte der Erschöpften wieder belebten.

„U-Deutschland" näherte sich nun Amerika, und es galt jetzt, mit der größten Wachsamkeit und Umsicht zu fahren. Nicht nur mußte jedem Dampfer ausgewichen werden, sondern es wurde bei dem Erscheinen jeder Rauchfahne sofort getaucht, feindliche Kriegsschiffe konnten für den Empfang bereit stehen. Je näher „U-Deutschland" der Küste kam, desto aufregender und anstrengender wurde der Dienst, denn wie leicht konnte noch vor dem Hafen das fast glücklich beendete Unternehmen scheitern. Mit allen Mann auf Tauchstation fuhr „U-Deutschland", bis endlich die Leuchtfeuer von Kap Henry und Kap Charles sichtbar wurden und immer deutlicher erschienen, dann kamen die Leuchtbojen, zuletzt die Heulboje und am 8. Juli ½12 Uhr nachts wurde die amerikanische Hoheitsgrenze überschritten. Blaufeuer wurde nun gegeben, der Lotsendampfer nahte, und als er sich endlich überzeugt hatte, welch seltsamen Gast er zu empfangen habe, war die Überraschung groß. Die ersten Worte, die der Lotse herausbrachte, als er auf dem Deck von „U-Deutschland" stand, waren: Verflucht noch einmal, das ist das Boot! Diese gewiß eigentümlichen Begrüßungsworte wurden durch echt amerikanisches Händeschütteln begleitet, und gleich darauf sprach der Lotse seine Freude aus, der erste Amerikaner zu sein, der „U-Deutschland" begrüßen könne. Er brachte das Schiff zu dem erwartenden Schlepper und nun erfolgte die Einfahrt in den Hafen.

Damit war der erste Teil der Aufgabe gelöst, er war schon schwierig genug, der andere Teil, die Rückfahrt, sicherlich nicht leichter. Vorerst aber hatten Kapitän König und seine Leute die Gastfreundschaft der Amerikaner zu überstehen, denn die Bewunderung für „U-Deutschland" und allem, was mit ihm zusammenhing, kannte keine Grenzen. Gewissermaßen waren die folgenden Tage ein einziges Fest. Es regnete Einladungen und Ehrungen. Überall, wo sich die Deutschen sehen ließen, wurden sie mit den unglaublichsten Fragen bestürmt, bei jeder Gelegenheit scholl ihnen die „Wacht am Rhein" entgegen, die Deutsch-Amerikaner Baltimores gaben im „Cannstatter Park" ein deutsches Fest zum Besten des Roten Kreuzes, wobei Kapitän König etwa 1½ Stunden lang den vorbeimarschierenden Amerikanern die Hände schütteln mußte, auf welche Begrüßungsart eigentlich nur amerikanische Staatsmänner geeicht sind. Auch der deutsche Botschafter, Graf Bernstorff, kam von seinem Sommersitz, um Boot und Besatzung zu begrüßen; mit seinem Besuch wurde ein amtliches Fest beim Bürgermeister von Baltimore verbunden, und anderes mehr.

Dabei durften aber die Löscharbeiten der mitgebrachten Güter und die Verladung der Rückfracht nicht versäumt werden. Die Güter lagen

längst bereit und wurden nun auf das sorgfältigste verstaut, denn die Ladung eines Unterseebootes bietet noch ganz andere Schwierigkeiten wie die anderer Schiffe, weil der Raum beschränkter ist und das Gewicht aufs genauste berechnet werden muß, um das Gleichgewicht nicht ungünstig zu beeinflussen, was bei schnellem Tauchen die schlimmsten Folgen haben könnte. Die Einnahme der Ladung ist indes sehr schwierig und zeitraubend, weil die Fracht nur in kleinen Mengen eingebracht werden kann, auch müssen immer wieder Tauchversuche vorgenommen ben zurück. Nur ein einziges, ein Rennboot, hielt aus, das ein reicher Verehrer der „Deutschland" zu ungeheurem Preis schon tagelang gemietet hatte, um sie so weit als angängig zu begleiten. Erst als der Seegang stärker wurde, konnte es nicht mehr mit. Noch einmal kam eine kleine Flottille, um die letzten Grüße zu senden, und dann war die „Deutschland" mit ihrem Schlepper allein. Jetzt sollte für alle Fälle nochmals eine richtige Tauchprobe vorgenommen werden, die aber ziemlich schlecht verlief. Die „Deutschland" geriet nämlich in ein Loch mit



Phot.: Friedr. Krupp, Essen.

Abb. 6. U-Frachtschiff „Deutschland" in Fahrt untertauchend.

werden, um die Richtigkeit der Berechnungen zu prüfen. Vorsichtshalber war gleich ein Sachverständiger hierfür von Deutschland mitgebracht worden. Bemerkenswert ist noch, daß zu den Arbeiten nur Neger verwendet wurden und zwar solche, von denen man annehmen konnte, daß sie von der Einrichtung nichts verstehen würden.

Als Tag der Rückfahrt war der 1. August ausersehen, und als das Wasser im Patapsco-River genügenden Wasserstand zeigte, ward sie angetreten. Der Schlepper „Timmins" begleitete „U-Deutschland" wieder, ebenso Boote von Filmphotographen und Zeitungsreportern. Die Ausreise ähnelte ungefähr der Einfahrt. Als das freie Fahrwasser erreicht war, konnten die kleinen Boote nicht mehr Schritt halten und blie-

Triebsand, wo das Boot wie ein Kreisel um sich herumgedreht wurde, und sich dabei immer mehr in den Grund einbohrte. Führer und Mannschaft wußten natürlich anfangs nicht, was vorging, denn im Innern eingeschlossen, konnten sie sich nur auf Manometer, Kompaß usw. verlassen, und diese schienen geradezu verrückt geworden zu sein. Die Besatzung stand genau so, wie z. B. in der Nordsee, vor einem Rätsel, dessen Lösung sie anfangs nur ahnen konnte, weil auch die Hebungsvorrichtungen versagten. Sobald man sich im klaren war, wurden die verstopften Ausstoßrohre durch Preßguß glücklich geöffnet, so daß das Boot wieder langsam steigen konnte, Schiff und Mannschaft waren gerettet. Der Führer des Schleppers, die Sache

hatte $1\frac{1}{2}$ Stunden gedauert, hatte inzwischen die größte Angst ausgestanden. Ein nun nochmals vorgenommener Tauchversuch gelang sofort.

Erst in der Nacht nahte sich „U-Deutschland" der amerikanischen Hoheitsgrenze, vor der englische Kriegsschiffe, wie eine Meute gieriger Hunde, auf das Boot lauerten und wo es sich in Netzen verstricken sollte, um dann versenkt zu werden. Es fuhr halbtief, nur der Turm ragte über die Wellen heraus, aber trotzdem entdeckte der Scheinwerfer eines verräterischen neutralen Schiffes das Boot. Sofort meldete vom Lande aus ein Lichtkegel diese Entdeckung weiter, die englischen Schiffe waren unterrichtet. Die gefährlichsten Augenblicke nahten, kaltblütig sahen Kapitän König und die Seinen ihnen entgegen. Doch „U-Deutschland" entging allen Fallen. Sie verwickelte sich in keine Netze, die englischen Scheinwerfer suchten vergebens das Meer ab, sie entdeckten das Sehrohr des Bootes nicht, das vorsichtig seine Bahn zog; wäre es ein Kriegsboot gewesen, so wäre mehr als ein Panzer Albions auf der Strecke geblieben.

Nach Stunden unbeschreiblicher Aufregung war der Durchbruch gelungen, „U-Deutschland" stieg ganz empor und jagte mit „Volldampf" in den Atlantik hinaus, während hinter ihm die Engländer immer noch das Meer absuchten und die verdammten Germans mit ihren geradeso verdammten Neuerungen verfluchten. Vorläufig ging es weiter, was die Maschinen hielten, um so schnell wie möglich aus dem Bereich der Feinde zu kommen. Der Golfstrom ward überwunden, der Atlantik ebenso, es gab gutes und schlechtes Wetter, Dampfer wurden gesichtet, im allgemeinen war die Rückfahrt aber viel ruhiger und gefahrloser, als die Ausreise. Erst in der Nordsee mußten wieder feindliche Schiffe vermieden werden, auch einem deutschen Unterseeboot wurde anfangs vorsichtig ausgewichen, nach dem Erkennen aber wurde es mit um so größerer Freude begrüßt, bis endlich Helgoland, das deutsche Bollwerk in der Nordsee, gesichtet wurde. Nun war die Heimat erreicht, und am 23. August lief die „Deutschland" in die Wesermündung ein.

An der Weser und in Bremen ward ihr Einzug zu einem Fest. Von Bremerhaven ab standen Tausende und aber Tausende an den Ufern, Dampfer und Boote fuhren „U-Deutschland" entgegen und begleiteten sie, der Klang der Glocken mischte sich mit dem Hurra und dem Jubel der freudig gestimmten Menge. Zur Mittagsstunde fuhr sie im Bremer Freihafen ein, begrüßt vom Großherzog von Oldenburg, dem Senat und der Bürgerschaft Bremens, von Vertretern der Reichs- und anderen Behörden, der Reedereien usw., auch Graf Zeppelin war anwesend.

Die Ladung, die „U-Deutschland" auf der Hinfahrt nach Amerika mitgenommen, bestand, wie schon erwähnt, in Farbstoffen und Arzneimitteln, deren Wert viele Millionen betrug, die Rückfracht in Nickel, Kautschuk und anderen für uns recht notwendigen Dingen. Daraus ist ersichtlich, daß die Handelsunterseeboote nur für wertvolle Ladungen in Frage kommen, niemals für sogenannte Stapelgüter, wie Baumwolle, Nahrungsmittel und ähnliches, wie mancher wohl in der ersten Begeisterung gehofft hatte. Ein derartiger Transport liegt weder in ihrer Aufgabe noch sind die Boote hiezu gebaut, auch sind die Unkosten der Handelstauchboote viel zu groß und es würden dementsprechend die Frachtkosten zu hoch, um Stapelgüter in erfolgreichem Wettbewerb mit anderen Schiffen verfrachten zu können. Es ist somit auf einen Güteraustausch, der früher oder später Deutschland von all den Härten der Handelsunterbindung befreien könnte, durch sie nicht zu rechnen. Dennoch war diese erste Fahrt der „U-Deutschland" von hohem Wert und bleibendem Nutzen. Vor allem ermöglichen Boote dieser Art trotz der schärfsten Blockade eine Verbindung mit dem Ausland und einen Austausch von wertvollen Gütern, wodurch unser Geldstand gehoben wird; außerdem setzen sie das blockierte Land in die Lage, unbearbeitete, d. h. ungefälschte Nachrichten neutralen Ländern in Übersee zu bringen, den Machenschaften der Gegner wenigstens einigermaßen zu begegnen, Wertpapiere zu befördern, Post hinüber und herüber zu bringen und anderes mehr. Für uns brachte diese erste Fahrt eines Handelstauchboots noch den weiteren Vorteil, daß wir durch die kühne Fahrt uns die Achtung, wenn auch keineswegs das Wohlwollen weiter amerikanischer Kreise erworben haben. Ein anderes Schlußergebnis ist und bleibt: die schon längst rissig gewordene Flagge der englischen Seemacht erhielt durch diese Fahrt einen neuen gewaltigen Riß, der nicht wieder zu flicken ist, und der tönerne Meerkoloß Albions sank bei Freund und Feind immer mehr im Ansehen. Das alles bewirkte das kleine unscheinbare Boot, als es die Chesapeake-Bai hinausfuhr, und noch mehr, als es wohlbehalten wieder in der Heimat landete.

Nun noch kurz ein paar Worte über Kapitän König, der trotz aller Gefahren auf und unter dem Meer diese erste Fahrt so glänzend durchführte. Paul König wurde am 20. März

1867 als Sohn des Pfarrers König zu Rohr im Kreis Schleusing geboren, seine Eltern starben frühzeitig. Daß er gegen den Willen seines Vormundes Seemann geworden ist, entspricht nicht den Tatsachen, wie auch manche andere Geschichte seiner Vergangenheit auf Erfindung beruht. 1883 verließ er die Franckeschen Stiftungen in Halle an der Saale, wo er von 1878 an die Latina besucht hatte. Zunächst trat er in Bremen als Schiffsjunge ein, besuchte die erforderlichen Fachschulen und bestand 1894 die Prüfungen als Schiffer für große Fahrt. 1896 wurde er Offizier im Dienst des Norddeutschen Lloyd und fuhr als solcher den deutschen Kronprinzen auf dem Dampfer Prinz Ludwig nach Indien. 1911 ward er Kapitän und es gelang ihm bei Ausbruch des Krieges seinen Dampfer, die „Schleswig", mit der er sich auf einer Nordlandreise befand, rechtzeitig nach Bremerhaven zurückzuführen. Nachdem er einige Zeit als Kapitänleutnant der Reserve bei der Kriegsmarine tätig gewesen, trat er 1916 bei der neugegründeten „Deutschen Ozean-Reederei zu Bremen" ein, in deren Auftrag er die kühnen Fahrten mit „U-Deutschland" nach Amerika ausführte, die ihn, den bis dahin unbekannten Schiffskapitän, mit einem Schlag in den Vordergrund der allgemeinen Aufmerksamkeiten stellten und berühmt machten.



Abb. 7. Die Heimkehr des Unterseefrachtschiffs „Deutschland": Einfahrt des beflaggten Schiffes in die Wesermündung.

In wie hohem Maße glücklich diese erste Fahrt eines deutschen Handelstauchboots verlaufen ist, das erfuhren wir erst geraume Zeit später. „U-Deutschland" hatte in der Zwischenzeit ein Schwesterschiff, „U-Bremen", erhalten. Auch dieses Handelstauchboot hat den Weg nach Amerika gesucht, ihn aber nicht gefunden. Ob es den Tücken des Meeres zum Opfer gefallen oder ein Opfer der Feinde geworden, wir wissen es nicht und werden es wohl auch nie erfahren, denn das Meer und die Feinde schweigen sich über „U-Bremen" ebenso aus, wie über Weddigen und seines „U 9" Ende.

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

Admiral Eduard von Capelle. Mit 1 Abbildung.

Wenn bei dem so vielfach und so lebhaft bedauerten Rücktritt des Großadmirals von Tirpitz etwas die deutschen Flottenfreunde trösten konnte, so war es der Umstand, daß sein Nachfolger, Admiral von Capelle, offenbar der rechte Mann ist, um den Ausbau unserer Kriegsflotte auf den von Tirpitz so erfolgreich beschrittenen Bahnen unbeirrbar fortzuführen. Galt Capelle doch schon seit vielen Jahren als die rechte Hand von Tirpitz und wurde nicht mit Unrecht der Mitschöpfer der deutschen Flotte genannt. Fast alle Vorlagen, die mit den letzten Flottengesetzen in Zusammenhang standen, sind unter seiner Leitung ausgearbeitet worden, und im Reichs-

tag sah man in ihm den besonderen Vertrauten und den ersten Beistand von Tirpitz, der nur höchst selten ohne Capelles Begleitung vor den Volksvertretern erschien. Admiral von Capelle ist am 10. Oktober 1855 in Celle geboren und im April 1872 in die Marine eingetreten. Im Februar 1876 wurde er zum Leutnant z. S., im November 1879 zum Oberleutnant z. S. und im Dezember 1887 zum Kapitänleutnant befördert. Wie alle unsere Marineoffiziere hat er sich in seinen jüngeren Jahren den Wind tüchtig



Admiral Eduard von Capelle.
Nach einer Federzeichnung von Willy Planck.

um die Nase gehen lassen. In den Jahren 1873 bis 1875 durfte er auf dem Schulschiff „Arcona" eine Reise um die Erde mitmachen. Später weilte er als Wachoffizier an Bord der Korvette „Luise" auf der ostasiatischen Station, und 1885 fuhr er als Navigationsoffizier auf dem Schiffsjungenschulschiff „Musquito" nach den amerikanischen Gewässern. Als Kapitänleutnant war er zunächst Instrukteur auf dem Artillerieschulschiff „Mars" und schiffte sich dann im Frühjahr 1889 als Navigationsoffizier an Bord der Kreuzerfregatte „Leipzig" ein; diese war das Flaggschiff des von Konteradmiral Deinhard befehligten Kreuzergeschwaders, das zur Unterdrükkung des Araberaufstandes und des Sklavenhandels an die ostafrikanische Küste entsendet wurde. Nach Beendigung dieser lehrreichen Kreuzerfahrt wurde Capelle 1891 ins Reichsmarineamt berufen, in dem er dank seinem hervorragenden Organisations- und Verwaltungstalent nunmehr dauernd tätig war, abgesehen von einem nochmaligen Bordkommando 1895 als erster Offizier des Linienschiffs „Weißenburg".

Bis 1898 war Capelle Dezernent in der Militärischen Abteilung des Reichsmarineamts, dann wurde er mit der Organisation und Leitung der neu errichteten Etats-Abteilung betraut, erhielt im Frühjahr 1904 den Posten eines Direktors des Verwaltungs-Departements, rückte 1906 zum Konteradmiral, 1908 zum Vizeadmiral und am 12. April 1913 zum Admiral auf. Im Juli 1914 führte die durch das gewaltige Wachstum der Geschäfte notwendig gewordene Neuorganisation unseres Reichsmarineamts zur Schaffung der Stelle eines Unterstaatssekretärs, der zugleich Stellvertreter des Staatssekretärs sein sollte. Die Wahl des Kaisers fiel auf den verdienten Admiral von Capelle. So hat dieser fast ein Menschenalter hindurch die ganze großartige Entwicklung der deutschen Flotte im Reichsmarineamt miterlebt und mitgeschaffen und wußte besser als irgend ein anderer Bescheid, als der Großadmiral sein unvergängliches Werk inmitten der Feuerprobe verlassen mußte. Besondere Verdienste hat Capelle sich um die Ausarbeitung der Flottengesetze erworben, und außerdem war er der beste Kenner des Marine-Etats und des Finanzwesens der Flotte. Lange ist er jedoch nicht Unterstaatssekretär gewesen, denn schon im November 1915 zwang ihn eine schwere Erkrankung zum Ausscheiden aus dem aktiven Dienst, bei welcher Gelegenheit ihm der Kaiser den Roten Adlerorden I. Klasse mit Eichenlaub und Schwertern verlieh. Mit doppelter Wärme ist es deshalb anzuerkennen, daß Capelle in dieser schweren Zeit sich erneut zur Verfügung stellte, um mit seiner hervorragenden Sachkenntnis und seinem bewährten Rat dem Vaterland zu dienen, als bei dem allzu leidenschaftlich erörterten Rücktritt Tirpitz' die Neubesetzung unseres Marineamts zu einer brennenden Frage geworden war. So trat der 61jährige, körperlich und geistig neu gekräftigt, an die Stelle des 67jährigen.

Die Mittel des Krieges.

Kriegsseuchen und ihre Bekämpfung.

Von Dr. A. Frey. Mit 5 Abbildungen.

Für die Schlagfertigkeit und Leistungsfähigkeit der Heere ist nächst dem Nachschub von Proviant und Munition nichts von so ausschlaggebender Bedeutung als ihr Gesundheitszustand. Die Kriegsgeschichte aller Zeiten lehrt uns schon, welche Wichtigkeit der Frage der gesundheitlichen Verhältnisse beizulegen ist. Wir wissen, daß in allen Kriegen bis in die neueste Zeit die Zahl der an Krankheiten Verstorbenen diejenige der Gefallenen und ihren Wunden Erlegenen meist um ein Vielfaches übertroffen hat und daß zuerst im Kriege 1870/71 das Verhältnis sich umkehrte und die Zahl der ersten Kategorie nur die Hälfte derjenigen der zweiten betrug.

Und betrachten wir genauer, auf Kosten welcher Krankheiten diese großen Sterblichkeitsziffern zu setzen sind, so finden wir, daß fast ausschließlich die Seuchen oder ansteckenden Krankheiten hierbei in Betracht zu ziehen sind.

Welche Bedeutung in früheren Zeiten diesen Kriegsseuchen beizulegen war, ersehen wir aus den in fast jedem Kriege erwähnten Lagerkrankheiten, welche sehr oft in grausige Massensterben sich verwandelten, ganze Heere vernichteten und Länder entvölkerten. Mancher glücklich begonnene Feldzug ist an dieser Klippe gescheitert; Kriege und Völkergeschicke sind mehrmals durch das Auftreten solcher Seuchen allein entschieden worden.

Zahlreiche Beispiele bieten uns im Mittelalter z. B. die Römerfahrten deutscher Kaiser und die Kreuzzüge. Wir denken auch zurück an den grauenhaften Zug des „Schwarzen Todes", der im Anschluß an die Mongolenwanderungen und -Kriege, den ganzen damals bekannten Teil der Erde durchzog und allein in Europa über 25 Millionen Opfer forderte. Wir denken vor allem auch an die furchtbare Entvölkerung, die im 30jährigen Kriege Hungersnot und die sie immer begleitenden Seuchen unserem deutschen Vaterland brachten.

Aber auch die neuere Zeit bietet uns Beispiele davon, welche Bedeutung den Seuchen im Kriege zukommt: Im Kriege 1866 überstieg die Zahl der an Cholera gestorbenen deutschen Soldaten die der ihren Wunden Erlegenen ganz erheblich, und die durch Soldaten in die Heimat verschleppte Krankheit forderte noch unter der Zivilbevölkerung Preußens fast 120000 Opfer.

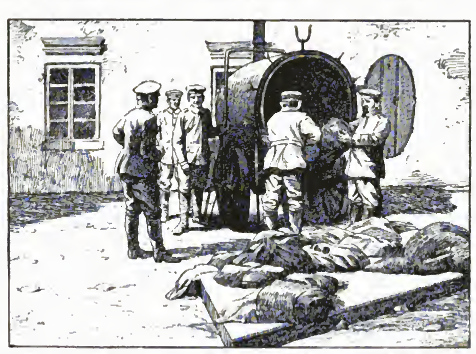


Abb. 1. Desinfektionsapparat zur Reinigung und Entlausung von Wäsche und Uniformstücken.

Welcher Unterschied heute gegen damals! Wenn auch die Feldarmee unter Seuchen zu leiden hatte, daß die Heimat ganz davon verschont blieb, ist dank der durchgreifenden hygienischen Maßnahmen und der wunderbaren Organisation unseres Sanitätsdienstes vollständig erreicht worden. Sogar die in Gefangenenlagern durch vorher erkrankte Kriegsgefangene eingeschleppten Cholera- und Fleckfieberepidemien sind nicht imstande gewesen, sich über die Zäune dieser Lager nach außen hin zu verbreiten.

Wir können uns also bei unserer Betrachtung über die Seuchen in diesem Weltkrieg auf die diesbezüglichen Verhältnisse bei der Feldarmee beschränken, wobei das von dem deutschen

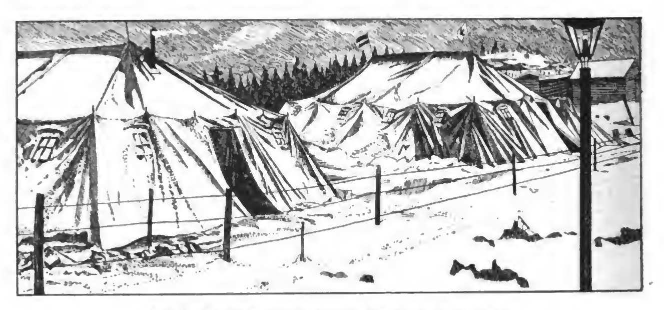


Abb. 2. Ein Zelt-Lazarett für erkrankte Soldaten in den Karpathen.

Heere Gesagte im allgemeinen auch für die österreich-ungarischen Heere gilt.

Die hauptsächlich in Betracht kommenden epidemischen Erkrankungen sind folgende: Typhus, Cholera, Fleckfieber und Ruhr. Die bei unseren Feinden, namentlich in den indischen Heereskontingenten, aufgetretene Beulenpest hat, dank der getroffenen Vorsichtsmaßregeln, nicht auf die deutschen Heere übergreifen können. Die namentlich im Kriege 1870 so unheilvoll wütenden Pocken haben seit der im Jahre 1874 durch Gesetz allgemein durchgeführten Schutzimpfung ihren Schrecken verloren und in diesem Krieg bei uns keinen einzigen Erkrankungsfall geliefert.

Was nun das Auftreten der Seuchen betrifft, so gibt es hierfür eine Menge von Umständen, welche die Vorbedingungen für die Entstehung und sodann für die rasche Verbreitung dieser Krankheiten schaffen.

Zunächst ist festzustellen, daß der Soldat in der Kaserne unter hygienisch sehr günstigen Bedingungen lebt, bei guter Ernährung und strenger, peinlicher Sauberkeit in sämtlichen bewohnten Räumen. Mit dem Ausmarsch ändern die Verhältnisse sich ganz wesentlich. Übermäßige Anstrengungen, unregelmäßige, oft tagelang unzureichende Ernährung, Massenquartiere in oft hygienisch sehr vernachlässigten Häusern oder Biwaks auf feuchtem, kaltem Boden, unzureichender Schlaf — alles dies Folgeerscheinungen des raschen, fast täglich durch Kampfhandlungen unterbrochenen Vormarsches — schaffen gar bald die Vorbedingungen in dem Organismus, der sich dann der einmal aufgenommenen Krankheitskeime nicht mehr entledigen kann, und in dem die sonst gegen ansteckende Krankheiten kreisenden Schutzstoffe nicht mehr genügend wirksam sind.

An der Gelegenheit zur Ansteckung pflegt es dann auch nicht lange zu fehlen. Nordfrankreich ist in fast seinem ganzen Umfang als großes Typhusnest bekannt, in dem der Unterleibstyphus endemisch haust und Jahr für Jahr zahlreiche Opfer fordert. Noch schlimmer ist es in Rußland, wo seit 1904 die Cholera endemisch herrscht. An seinen Grenzen konnten wir schon im Frieden uns nur durch strenge Überwachung des Grenzverkehrs der Einschleppung dieser Seuche in unser Land erwehren. Aber auch Typhus und Fleckfieber bedrohen die über die Grenzen nach Rußland hinein vorrückenden Truppen.

Noch bessere Vorbedingungen für die Ausbreitung der Seuchen entstehen, wenn der Bewegungskrieg in den Stellungskrieg übergeht, da die Truppen an Ort und Stelle bleiben, wo die Krankheitskeime sich einmal festgesetzt haben; da sie diesen nicht durch Vormarsch ausweichen und sie hinter sich lassen können, wo im Gegenteil durch Wechsel der Stellungen zwischen einzelnen Truppenteilen die Krankheitskeime neue Truppenkörper anstecken können. Besonders bestand auch durch die in großem Maßstab erfolgten Truppenverschiebungen die Gefahr, daß nur im Osten aufgetretene Seuchen durch einzelne verseuchte Truppenkörper auch nach dem Westen verschleppt würden.

Wenn die letztere Gefahr während des jetzt über drei Jahre dauernden Krieges vollständig vermieden wurde, wenn Cholera und Fleckfieber in den Westheeren überhaupt nicht aufgetreten sind, so ist das ein Beweis dafür, wie tadellos unser Sanitätsdienst funktioniert und welche



Phot.: Illustr. Photo-Verlag.
Abb. 8. Schutzimpfung bayr. Truppen gegen ansteckende Krankheiten.

großartigen Leistungen er auf dem Wege der Seuchenverhütung vollbringt.

Welches sind nun die Maßnahmen, die vor allem in Betracht kommen, um die Entstehung von Seuchen möglichst zu verhindern, oder doch, falls solche schon ausgebrochen sind, nach Möglichkeit in ihrer Ausdehnung zu beschränken?

Zunächst sind es Maßnahmen allgemeiner hygienischer Natur: Anlage von Aborten, um die menschlichen Abfallstoffe aus dem Wege zu schaffen, die allgemeine Beschmutzung damit namentlich in den oft nassen und furchtbar kotigen Schützengräben zu verhindern; denn gerade durch die menschlichen Abfallstoffe werden Typhus, Cholera und Ruhr am häufigsten weiter verbreitet.

Da die Einwanderung von Krankheitskeimen sehr oft durch das Trinkwasser erfolgt, ist die Sorge für gutes, einwandfreies Trinkwasser ebenfalls in erste Linie zu stellen; dem dienen große fahrbare Trinkwasserbereiter zum Abkochen des Wassers, Anlage von Wasserleitungen und Fassen von Quellen, deren Wasser durch bakteriologische Untersuchung als nicht gesundheitsschädlich und frei von Krankheitskeimen erkannt ist.

Ferner werden Bäder gebaut, oder Bäderzüge eingerichtet, in denen der Soldat bei der Verlegung in Ruhestellung aus der Front sich des im Schützengraben erworbenen Schmutzes entledigen kann. Meist sind die Bäder auch mit Entlausungsanstalten verbunden, deren Bedeutung vor allem in der Bekämpfung des Fleckfiebers hervortritt, da diese Krankheit ausschließlich durch Kleiderläuse verbreitet wird.

Auch die Vernichtung des anderen Ungeziefers spielt eine große Rolle; so wird der Typhus nicht selten durch Fliegen und Mücken übertragen, die bei massenhaftem Vorkommen keine zu unterschätzende Gefahr bilden. Neben den Fliegen selbst wird auch ihre Brut vernichtet durch rechtzeitige Verbrennung der großen Mistmengen, die man z. B. in Nordfrankreich in allen Dörfern unfehlbar findet.

Als Infektionsquelle können auch verwesende Leichen dienen, die zwischen den beiderseitigen Stellungen oft monatelang unbestattet liegen; dieser Gefahr sucht man nach Möglichkeit vorzubeugen durch Überstreuen mit ungelöschtem Kalk.

Zur direkten Vernichtung der Krankheitskeime dienen fahrbare Desinfektionsapparate, an deren Stelle jetzt beim Stellungskriege auch stabile, eingebaute Desinfektionsapparate treten; mit ihnen verbunden sind oft große Feldwäschereianlagen zur Reinigung der Lazarettwäsche.

Dazu kommen dann noch die speziellen Maßnahmen, die nur möglich sind durch die überraschenden Fortschritte und Entdeckungen der letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete der Bakteriologie, die wir zum größten Teil deutschen Ärzten verdanken. Erst seit kurzem kennen wir die Erreger der meisten Seuchen, die Bedingungen, unter denen sie leben, die Art, wie die Ansteckung von einem kranken menschlichen Organismus auf den andern übertragen wird; erst damit ist uns eine Handhabe geboten für wirksamen Seuchenschutz und Seuchenbekämpfung.

Der Erforschung der Ursachen der einzelnen Epidemien, der Feststellung des Herdes, von dem sie ausgehen, dienen die großen bakteriologischen Laboratorien der einzelnen Armeen und die etwas kleineren der einzelnen Armeekorps. Zugleich liegt diesen auch die Untersuchung der massenhaft eingeschickten Proben zur Feststellung des einzelnen Krankheitsfalles ob.

Für die Verhinderung einer weiteren Ausbreitung von bestehenden ansteckenden Erkrankungen ist die sofortige Isolierung des Kranken besonders wichtig; dazu dienen besondere Seuchenlazarette, die möglichst in Orten untergebracht sind, die vom großen Durchgangsverkehr nicht berührt werden und doch bequeme Zufahrtsstraßen besitzen. Aus diesen Seuchenlazaretten werden die Genesenen erst entlassen, wenn durch mehrfache bakteriologische Untersuchung festgestellt ist, daß sie für ihre Umgebung keine Ansteckungsgefahr mehr bieten.



Abb. 4. Ein Zeltlager für choleraverdächtige Einwohner in Russisch-Polen.

Mit der Aufnahme der Kranken in die Seuchenlazarette und mit der bakteriologischen Kontrolle sind die Maßnahmen noch nicht erschöpft, durch welche eine Weiterverbreitung der Seuchen verhindert wird.

Zunächst werden im Lazarett selbst nur Seuchenverdächtige und zweifellos Seuchenkranke streng geschieden. Erstere werden dann nach mehr oder weniger langer Beobachtung aus der Beobachtungsstation entweder auf die Seuchenstation verlegt oder der entsprechenden inneren Station überwiesen, wenn klinische Beobachtung eigentlich das Gegenteil hätten erwarten lassen.

In der Seuchenstation selbst gilt es vor allem, die Ärzte und das Pflegepersonal vor Ansteckung zu schützen. Dazu dient vor allem die Vernichtung der Krankheitskeime in den Abfallstoffen der Kranken durch übergießen mit Chlorkalk, Kreosol- oder Lysollösung oder mit ähnlichen, stark desinfizierenden Mitteln. Dazu dienen auch die großen Fliegenvorhänge, innerhalb derer der Kranke wie in einem luftigen Schloß frei von der Fliegenplage wohnt. Dazu dienen die überall aufgestellten Waschbecken mit Sublimatlösung, Weingeist und warmem Wasser mit Seife. Kleidung, Leib- und Bettwäsche der Kranken und die übrige Wäsche der Krankensäle wird in eigens dazu hergestellten fahrbaren Desinfektionsapparaten, die dem Seuchenlazarett beigegeben sind, keimfrei gema ht.

Vor der endgültigen Entlassung aus dem Seuchenlazarett, wenn mehrfache bakteriologische Untersuchungen ergeben haben, daß der Genesene keine Krankheitskeime mehr beherbergt, wird er gründlich gebadet, mit frischer Wäsche und keimfreigemachter Ausrüstung versehen, so daß es ausgeschlossen ist, daß von ihm aus neue Krankheitsfälle veranlaßt werden können.

Vor der Verhütung einer Weiterverschleppung der Seuchen dienen die Seuchenlazarette natürlich dazu, die spez ellen Krankheitsfälle zu behandeln und möglichst viele Menschenleben zu retten. Eine nicht leichte Aufgabe für Ärzte und Pflegepersonal! Es steckt viel Aufopferung und stilles Heldentum in dieser Arbeit, die nicht viel weniger Gefahren in sich birgt als der Aufenthalt im Schützengraben. Und Achtung vor den Leistungen unserer Krankenwärter und Krankenschwestern, welche die mühselige und anstrengende Arbeit der Krankenpflege in diesen Räumen auf sich genommen haben! Wie viele hat das tückische Gift der Seuche in Ausübung ihrer schweren Pflicht dahingerafft. Hingebende Pflege ist gerade bei Seuchenerkrankten von allergrößter Wichtigkeit, sowohl durch möglichste Erhaltung des Kräftezustandes, als auch durch möglichste Verhütung der gefürchteten, besonders bei Ty-

phus so häufig und in zahlreichen Formen auftretenden Krankheitskomplikationen.

Demnächst ist besonders auch durch geeignete Maßnahmen zweckmäßige, leichte aber doch kräftige Nahrung, die natürliche Widerstandskraft des erkrankten Organismus zu erhalten. Es sind zu diesem Zwecke besondere Diätküchen errichtet. Die Herzkraft und Atemtätigkeit müssen genau überwacht werden. Genesende sind durch Verhütung von Diätfehlern möglichst vor Rückfällen zu bewahren. Neben den speziellen Anordnungen zur Bekämpfung der Krankheit ist also die Tätigkeit des Arztes an einem Seuchenlazarett eine recht vielseitige und verantwortungsreiche.

Und diese Tätigkeit hat sich gerade in diesem Weltkriege als eine recht segensreiche erwiesen, denn nicht zum geringsten Teil ist auch ihr neben der Schutzimpfung zu verdanken, daß die Sterblichkeit bei den meisten Seuchen auf einen geringeren Prozentsatz herabgedrückt werden konnte als in Friedenszeiten, trotzdem oft primitive Lazaretteinrichtungen in Feindesland, hochgradige vorhergehende Abnutzung der Körperkräfte des Erkrankten durch die Kriegsstrapazen eigentlich das Gegenteil hätten erwarten lassen.



Abb. 5. Kranke, die unter einem Fliegenschutzapparat liegen.
Der Apparat ähnelt in den Grundzügen dem Dache eines Kinderwagens. Über die Reifen, die aus Draht, spanischem Rohr oder Weidenruten hergestellt sind, ist eine leichte Gaze gespannt. Die Reifen sind an beiden Enden zusammengefaßt und beweglich gehalten. Das Ganze kann zusammengeklappt werden wie das Dach eines Kinderwagens.

Aber von ausschlaggebender Bedeutung für die Seuchenbekämpfung gerade in allerjüngster Zeit ist die Schutzimpfung geworden, die im ganzen Heere jetzt durchgeführt wird zur Bekämpfung des Unterleibstyphus und der Cholera.

Die Verhandlungen des Kongresses für innere Medizin in Warschau im Frühjahr 1916 haben auf Grund der Bearbeitung eines riesigen, die Schutzimpfungen betreffenden Materials die wertvollen, nicht hoch genug einzuschätzenden Dienste dargelegt, die uns die Schutzimpfung bei der Bekämpfung von Typhus und Cholera geleistet haben.

Schon im Balkankriege zeigte die Impfung gegen Cholera sehr günstige Resultate, besonders in der griechischen Armee. Da nicht alle Truppen geimpft werden konnten, läßt sich eine Gegenüberstellung über Erkrankungsfälle bei Geimpften und Nichtgeimpften machen; von den Nichtgeimpften erkrankten 9,29 % und starben 2,55 %, von den zweimal Geimpften erkrankten 0,7 % und starben 0,07 %.

Ähnliche Resultate ergab auch die Schutzimpfung im deutschen Heere während des jetzigen Krieges; doch können jetzt natürlich genaue Zahlenangaben noch nicht gemacht werden, da die Untersuchungen noch nicht abgeschlossen sind. Allgemein wurde festgestellt, daß bei einmal ausgebrochener Choleraepidemie nach erfolgter Schutzimpfung die Erkrankungsziffer rapid abnahm, so daß nach kurzer Zeit überhaupt keine neue Erkrankungsfälle mehr auftraten.

Zum Schutz der Heimat genügten schon die strengen Sperrmaßregeln; eine Impfung der Zivilbevölkerung hat sich nirgends als notwendig herausgestellt.

Der Impfstoff besteht aus abgetöteten Cholerabazillenkulturen, welche in bestimmter Menge unter die Haut eingespritzt, im Körper eine starke Reaktion hervorrufen und zur Bildung von Schutzstoffen in den Körpersäften führen, die es dem Organismus ermöglichen, sich gegen eine Ansteckung energisch zur Wehr zu setzen. Auf demselben Prinzip beruht auch die Typhusimpfung.

Schon im September 1914 wurde mit der Schutzimpfung gegen Typhus begonnen, in wenigen Wochen war das ganze Heer durchgeimpft. Nach der vollen Durchimpfung fiel sofort die Zahl der täglichen Krankheitszugänge auf ein Zehntel der kurz zuvor erreichten Ziffer; zum Vergleich sei erwähnt, daß 1870/71 im deutschen Heere die Prozentziffer der Typhuserkrankungen eine 14mal höhere war als im ungünstigsten Monat des Herbstes 1914. Im Sommer 1915 kamen Erkrankungen an Typhus nur noch vereinzelt vor, eine sehr große Anzahl ganzer Divisionen blieb überhaupt frei davon.

Auch auf den Verlauf der einzelnen Erkrankung übt die Schutzimpfung einen großen Einfluß aus; die Erkrankung ist bei Geimpften und besonders bei Wiedergeimpften viel leichter; die Sterblichkeit sinkt ganz bedeutend. Sie beträgt bei Nichtgeimpften 9,6%, bei wiederholt Geimpften nur 2,6%.

Die Schutzimpfung gegen Typhus gewährt keinen unbedingten Schutz gegen Ansteckung, aber die Krankheit ist bei Geimpften viel weniger gefährlich und verläuft leichter, außerdem verhindert sie eine weitere Ausbreitung der Krankheit. Mit ihrer Einführung hat diese sonst so gefürchtete Heeresseuche ihren Schrecken verloren.

Eine eigenartige Übertragung findet beim Fleckfieber — früher auch Hungertyphus genannt — statt; sie findet nämlich ausschließlich statt durch Stich einer an Fleckfieber erkrankten Kleiderlaus; die Ansteckung findet also gegenseitig von Mensch auf Laus und umgekehrt statt. Zur Verhütung der Weiterverbreitung etwaiger Krankheitsfälle genügt es also, das Krankenzimmer und den Kranken völlig läusefrei zu halten.

Im Krimkriege sind Hunderttausende von Russen an Fleckfieber erkrankt, die Sterblichkeitsziffer betrug $^1/_3$—$^1/_2$. Auch in Serbien hat in diesem Krieg das Fleckfieber furchtbar gewütet, denn diese Krankheit zeigt erst da, wo Not und Elend im Gefolge des Krieges am höchsten steigen, ihr furchtbares Gesicht und an diesen Vorbedingungen hat es in Serbien im Jahr 1915 nicht gefehlt.

Eine der schlimmsten Kriegsseuchen war von jeher die Ruhr; die Schwere dieser Krankheit ist im jetzigen Kriege bedeutend geringer als früher. Im deutschen Heere wurden 1870/71 38000 Erkrankungen mit 2300 Todesfällen = 6% festgestellt.

Auch 1914 hatte die Ruhr im deutschen Heer eine ziemlich große Verbreitung, doch verlief sie so milde, daß ein großer Teil der Ruhrkranken bei der Truppe bleiben konnte. Nach dem Kriege von 1870/71 war ganz Deutschland von Ruhr durchseucht, in diesem Kriege hat überhaupt keine Einschleppung in die Heimat stattgefunden.

Die Ansteckung wird durch die Darmentleerungen vermittelt, eine große Rolle bei der Übertragung spielen die Fliegen. Für die Verhütung der Ruhr hat gerade die energische Bekämpfung der Fliegenplage viel Gutes geleistet; im Sommer 1915 kamen nur noch ganz vereinzelte Ruhrfälle vor.

Eine gewaltige Summe von wissenschaftlicher Arbeit, viel Opfermut bei Ärzte- und Pflegepersonal, eine riesige Organisation des Sanitätsdienstes hat es uns bis jetzt ermöglicht, die Zahl der an Krankheit, insbesondere der an Seuchen Verstorbenen im Heere auf das geringstmögliche Maß herunterzudrücken und vor allem die Heimat vor einer Überflutung mit ansteckenden Krankheiten vollständig zu verschonen. Wir können stolz darauf sein, daß es zumeist deutsche Ärzte und Gelehrte gewesen sind, die uns die machtvolle Rüstung schufen gegen die schlimmsten Begleiterscheinungen des Krieges, die oft schlimmer waren als die Kriege selbst.

Über Wasserverdrängung, Tonnengehalt und Ladefähigkeit der Kauffahrteischiffe.

Eine zusammenfassende Darstellung.

Der U-Boot-Krieg fordert täglich seine Opfer. Unsere Admiralität teilt Tag für Tag mit, wie groß der Verlust an feindlichen Schiffen ist, den unsere Unterseeboote herbeiführen. Der Erfolg ist um so größer, je größer die Zahl der versenkten Schiffe und der Umfang des damit vernichteten Schiffsraumes ist. Der Binnenländer, der sich in Friedenszeiten nur wenig oder gar nicht um die Schiffahrt gekümmert hat, steht in der Regel bei den genannten Zahlen vor einem Rätsel, ihm sind die Begriffe der Wasserverdrängung, der Bruttoregistertonne und der Ladefähigkeit böhmische Dörfer, denn er weiß vielfach nicht, was er damit anfangen soll. Diese Begriffe zu erläutern, wollen die nachstehenden Ausführungen dienen.

Daß die Schiffahrt, namentlich die Handelsschiffahrt, außerordentlich notwendig ist, bedarf heute, angesichts der Absperrung aller Zufuhren zur See, bei uns keines Beweises mehr. Diese Zufuhren abzuschneiden und so England, das von allen

Staaten der Welt wohl am meisten auf diese Zufuhren angewiesen ist, zum Frieden zu zwingen, ist der Zweck unseres U-Boot-Kriegs. Lebensmittel und Rohstoffe sind das wichtigste, was ein Schiff über den Ozean zu tragen hat. Von seiner Größe hängt es ab, wieviel hiervon es in seinem Innern aufzunehmen vermag. Die Größe eines Schiffes aber wird seemännisch berechnet nach seiner Wasserverdrängung, während sein Raumgehalt und seine Ladefähigkeit sich nach der Zahl der Registertonnen berechnen, auf die es abgemessen ist. Aber nicht nur das. Auf dem Tonnengehalt basiert auch die Rentabilität der Schiffahrt. Es ist klar, daß der Reeder und der Kaufmann an der Schiffahrt verdienen wollen. Sie müssen verdienen, denn sie haben auch ein ziemliches Risiko zu tragen. Nicht nur wird ein Schiff durch seine Fahrten über See abgenützt, sondern es sind auch mit jeder Fahrt ganz beträchtliche Unkosten verknüpft. Diese Unkosten erstrecken sich auf die Löhne und Gehälter der Besatzung, die Gebühren in den Häfen, die Heizmaterialien und anderes mehr. Auch der Staat fordert von der Handelsschiffahrt seinen Tribut. Er hat zur gesicherten Durchführung des Schiffsverkehrs an seinen Küsten und innerhalb seiner Hoheitsgrenzen eine Menge Einrichtungen geschaffen, deren Unterhaltung ebenfalls mit Geldkosten verknüpft ist. All diese Unkosten des Reeders müssen durch die Frachtgebührnisse gedeckt werden, woraus hervorgeht, daß jede Ladung eines Schiffes mit einer nicht unerheblichen Steuer belastet wird, die den Wert der Dinge, die das Schiff bringt oder fortführt, steigert. Es ist ja auch im Inlandverkehr üblich, Porto und Fracht auf die Ware zu schlagen. An sich mag namentlich bei Massengütern auf das einzelne Stück oder das kleinste Gewicht dieser Zuschlag wohl sehr gering sein, so daß der Verbraucher nicht viel davon spürt. Gibt es doch sogar eine ganze Menge Waren, die gerade durch den Import oder Export noch eine Verbilligung erleiden. Wir erzeugen im Inlande Waren, die jetzt erheblich teurer sind als zu den Zeiten, da dieselben Waren uns auch von Übersee zugeführt werden konnten, wo also das Ausland in aussichtsreichen Wettbewerb mit unsern eigenen Erzeugnissen trat.

Es wurde schon gesagt, daß die Größe eines Schiffes sich nach der Wasserverdrängung berechnet. Wir wissen von der Schule her, daß ein Gegenstand so viel Wasser verdrängt, als sein spezifisches Gewicht ausmacht. Die Wasserverdrängung ist also bei Schiffen genau so groß, wie das Gewicht der vom eingetauchten Schiffskörper verdrängten Wassermasse. Sie entspricht also dem Gesamtgewicht des ganzen Schiffes mit Ausrüstung und Zubehör. Bei Kriegsschiffen spricht man in der Regel von Deplacement, unter dem man die Wasserverdrängung versteht. Sie ist dort nicht so schwankend wie bei den Kauffahrteischiffen, denn bei den Kriegsschiffen kann eine Verminderung nur durch Verbrauch der Kohlen und Munition sowie des Proviants für die Besatzung eintreten, während das Kauffahrteischiff durch Zu- und Abgabe von Teilen seiner Ladung in seinem Gewicht oft recht erhebliche Unterschiede zeigt, die natürlich am stärksten zwischen dem vollständig beladenen und dem leeren Schiff sind. Da das Handelsschiff durch die Beförderung seiner Ladung verdient, wird der Erbauer schon von vornherein darauf bedacht sein, eine möglichst große Ladefähigkeit des Schiffes zu erzielen; weil nur so die Rentabilität des Schiffes sich steigern läßt.

Um die Menge zu bestimmen, die ein Handelsschiff an Waren in sich aufzunehmen vermag, hat man eine Gewichtseinheit zugrunde gelegt, die gleichzeitig auch eine bestimmte Raumgröße darstellt. Sie ist uns allen geläufig in der Bezeichnung Tonne. Diese Bezeichnung ist schon sehr alt. Sie ist noch ein Überbleibsel aus jener Zeit, da man tatsächlich mit Zuhilfenahme von Fässern bestimmter Größe die Ladefähigkeit eines Schiffes ermittelte. Ein solches Faß hatte ein Volumen von 100 englischen Kubikfuß und entsprach im Raum 2,83 cbm. Man hat dieses Maß auch heute noch beibehalten und es ist zum internationalen Begriff geworden. Natürlich stellt man jetzt nicht mehr soundso viele hundert oder tausend Fässer in das Schiff, um seine Größe, den Raumgehalt an Tonnen, festzustellen, sondern man berechnet sein inneres Volumen, einschließlich der Aufbauten auf dem Oberdeck, in Kubikmeter und teilt die erhaltene Summe immer durch 2,83. Das Produkt gibt den Bruttotonnengehalt des Schiffes. Zieht man von diesem ab, was für Offizierskammern, Wohnungs-, Kessel- und Kohlenräume beansprucht wird, so erhält man den Netto-Raumgehalt, d. h. die Zahl der Nettoregistertonnen, die für die Ladung frei bleiben.

Noch ein Unterschied ist hierbei zu beachten. Man liest oft, daß ein Schiff von 3000 Registertonnen sechs- und mehr tausend Tonnen Waren geladen hatte. Dieser augenfällige scheinbare Zwiespalt rührt aber nur daher, daß es sich bei der ersten Zahl um Schiffstonnen, bei der zweiten um Gewichtstonnen (eine Tonne = 20 Zentner) handelt. Zu erwähnen ist noch, daß die errechneten Maße und Gewichte des Schiffes in der Vermussungsurkunde, dem sogenannten Meßbrief, eingetragen werden. Für die Vermessung jedes Schiffes sind bestimmte Normen festgelegt, und zwar schreibt die Schiffsvermessungsordnung vom 12. April 1908 die Ermittlung der Ladefähigkeit nach der sogenannten Simsonregel vor, d. h. der von unregelmäßigen krummen Flächen begrenzte Raum wird je nach der Größe in kleine Unterabteilungen zerlegt. Man errechnet dann aus den gemessenen Längen, Breiten und Tiefen deren Flächeninhalt und setzt diesen als Multiplikator in eine Formel ein, deren Summe den Bruttoraumgehalt des Schiffes in Kubikmetern ergibt. Da manche Staaten für Abzüge einigen Spielraum zulassen, so weisen die Meßbriefe einzelner Nationen hin und wieder kleine Verschiedenheiten im Nettoraumgehalt auf. Für den Reeder aber ist es letzten Endes wesentlich, bei der Schiffsausmessung möglichst günstig abzuschneiden, d. h. den Inhalt an sogenannten Registertonnen so klein wie möglich zu erhalten. Eine Möglichkeit dazu bieten gewisse Räume, die nicht ganz gegen das Eindringen von Seewasser abgeschlossen werden können. Derartige Räume betrachtet das Gesetz als nicht vorhanden und der geschickte Schiffsbauer nützt diese Gelegenheit aus, indem er nach Möglichkeit solche Räume schafft, die nicht vermessen werden können, andererseits aber von der Benützung als Laderaum nicht völlig ausgeschlossen bleiben. Die Abgaben, die ein Schiff zu entrichten hat, werden nur nach der Zahl der im Meßbrief vermerkten Kubikmeter

erhoben. Es wurde schon gesagt, daß zu diesen Abgaben Hafen- und Leuchtfeuergebühren, Lotsengelder, Kaigefälle und Schlepplöhne zählen. Wenn auch die deutschen Meßbriefe nach Kubikmetern gehen, so wird in ihnen doch auch die Summe der britischen Registertonnen aufgeführt.

Es liegt auf der Hand, daß die Verschiedenartigkeit der Ladung, die ein Schiff befördert, auch von Einfluß auf seinen Tiefgang ist. Manche Waren vermögen ihn ganz beträchtlich zu beeinflussen, denn es ist ein Unterschied, ob Reis oder Kohlen, Eisenbarren, gesalzene Häute, Glaswaren, Streichhölzer oder Kaffee, Tabak, Getreide, Salpeter oder Petroleum in Fässern, Erz oder Bretter und Balken den Bauch eines Schiffes füllen. Der Sachkundige wird immer ohne weiteres feststellen können, wieviel an Schwergut und wieviel an leichteren Gütern man im Innern des Schiffes unterbringen kann, ohne Schiff, Güter und Mannschaften durch Überladung in Gefahr zu bringen. Jedenfalls markiert man auf beiden Seiten des Schiffes die tiefste Stelle des Einsinkens in das Wasser mit einem sichtbaren Zeichen, der sogenannten Tieflademarke, die von den Organen der Seeberufsgenossenschaft angebracht wird und über die hinaus ein Fahrzeug niemals belastet werden darf. Die solchermaßen ermittelte Tragfähigkeit eines Schiffes an Schwergut in Tonnen weicht von dem durch die Ausmessung gefundenen Ergebnis recht erheblich ab. Sie beträgt bei der heutigen Bauart der Schiffe mitunter bis nahezu des Dreifachen des durch die Vermessung festgestellten Ergebnisses.

Wir sagen also, daß zwischen Wasserverdrängung, Tonnengehalt und Ladefähigkeit erhebliche Unterschiede bestehen, über die man sich klar sein muß, sofern man die darüber veröffentlichten Bekanntmachungen richtig verstehen will. Dem Laien wird das nicht immer leicht sein; aber bei der regelmäßigen Wiederkehr solcher Angaben erlangt schließlich auch der Unerfahrene zuletzt eine Übung darin, die es ihm ermöglicht, sich ein Bild zu machen von den Verlusten, die im Weltkrieg die kriegerischen Maßnahmen der Mittelmächte den Feinden verursachen. W. M.

Vermischtes.

Militärische Reformen in Indien. Der indische Sekretär E. Montagu soll eine Reise nach Indien unternehmen, und zwar, um dort politische und militärische Reformen durchzuführen, die man für notwendig hält, um die Inder zu beruhigen. Mit Rücksicht auf die großen Opfer, die England von Ostindien verlangt, glaubt man die „farbigen Engländer“ nicht länger als so minderwertig behandeln zu können, wie es bisher geschah. Bis jetzt konnte kein gebildeter Inder, sei er ein Sikh, Pathan oder Rajput, oder gar ein Nachkomme der Moguls, eine Offiziersstelle in der englischen Armee bekleiden. In der Zivilverwaltung kann ein Inder es allerdings zu einer leitenden Stelle bringen; er kann sogar Mitglied des vizeköniglichen, d. h. des gesetzgebenden Rates werden. Aber wenn sein Sohn, gleichviel ob er in einer englischen öffentlichen Schule ausgebildet worden, sich um ein Offizierspatent bewarb, wurde er abgewiesen, und zwar — der Farbe wegen. Zur Zeit, als Lord Curzon Vizekönig war, schlug er vor, indische „Gentlemen“ zur Aufnahme ins Offizierskorps auszubilden. Aber die Regierung lehnte den Vorschlag ab, gestützt auf den Entscheid hochstehender englischer Offiziere. Nun ist Lord Curzon zurzeit Mitglied des Kriegskabinetts und hat seine Zustimmung zur Reise Montagus gegeben. Die Regierung scheint also die Hindernisse zu beseitigen, welche die Aufnahme vornehmer Inder in das Offizierskorps bisher unmöglich gemacht haben. Die von Montagu in Aussicht genommenen Reformen im Militärwesen schließen sich an die von Lord Curzon vor bald fünfzehn Jahren beabsichtigten, aber nicht zur Ausführung gekommenen Zugeständnisse an. Damals wurden zwar auf der Militärschule in Dhera Dun indische Gentlemen zu Offizieren ausgebildet, aber sie wurden nur im indischen Landheer verwendet. Sie standen daher auf einer niedrigeren Stufe als britische Offiziere. Diese Inder können nun, wie Herr Montagu verkündet, im britischen Heer verwendet werden und britische Soldaten müssen sie grüßen. Es handelt sich vorerst nur um neun indische Offiziere, aber der Anfang ist gemacht. Aus dieser Reform ersieht man wiederum, daß die stolzen Engländer es verstehen, unterjochte Nationen in kluger Weise zu behandeln, damit sie weiterhin Opfer für Großbritannien bringen.

Die vergifteten Bomben. Englische Zeitungen haben behauptet, bei den Luftangriffen auf englische Städte seien wiederholt vergiftete Bomben benutzt worden. Diese Beschuldigung ist nicht neu: Schon am 28. September 1914 meldete die „Daily Mail“ unter dem Titel: „Bomben aus vergiftetem Metall“: „Es ist festgestellt, daß jeder, der durch Splitter der Bomben aus den Zeppelinen, wenn auch noch so geringfügig verletzt worden ist, verloren ist. Rasch verlaufende Blutvergiftung tötet in wenigen Tagen. Dies wurde durch einen berühmten Sachverständigen festgestellt.“ Der berühmte Sachverständige wurde natürlich nicht genannt; das war für die Leser des berüchtigten Hetzblattes ja auch nicht nötig, da diese während des Krieges schon viel tollere Lügen geglaubt haben.

So furchtbar auch der Krieg ist, so bekundet er doch die geistige Größe des Menschen, der seinem mächtigsten Erbfeind, dem Tode, zu trotzen vermag. Heine.

Chronik des Krieges

vom 5. bis 27. September 1917.

5. September. Erfolgreicher deutscher Fliegerangriff auf London. — Englische Teilangriffe östlich Ypern und französische am Damenweg und nördlich Reims prallen wirkungslos ab. Vorpostengefechte bei Vauxaillon und am Winterberg. — Fortsetzung des russischen Rückzugs in Livland und Räumung der Dünastellungen bis Friedrichstadt. Beute der Schlacht von Riga: 7500 Gefangene, 180 Geschütze, 200 Maschinengewehre. — Ein rumänischer Gegenstoß bei Muncelul mißglückt. — Erkundungsgefechte am Prespa- und Doiransee. — Wechselvolles Ringen um den Monte San Gabriele. Auf der Karsthochfläche werden die Italiener abermals zurückgeworfen und büßen weitere 2300 Gefangene ein. — Im Sperrgebiet um England versenken deutsche Tauchboote feindliche Handelsschiffe im Ausmaß von 30000 Registertonnen. Ein deutsches Unterseeboot beschießt Scarborough.

6. September. Ein starker englischer Vorstoß nördlich Ypern wird abgeschlagen. Artillerieschlacht östlich der Maas. Deutsche Sturmtrupps erzielen Erfolge südlich Beaumont und im Courièrewald. — Russische Nachhuten werden 70 km östlich Riga von deutscher Reiterei geworfen. — Die Österreicher und Ungarn behaupten sich unter schweren Kämpfen auf dem Monte San Gabriele. — Aus dem Atlantik wird die Versenkung von 19500 Tonnen Schiffsraum gemeldet.

7. September. Heftige französische Angriffe auf dem Ostufer der Maas bleiben im allgemeinen erfolglos. — Osmanische Truppen weisen russische Vorstöße am Prespasee ab. — Am Monte San Gabriele nur noch Geschützfeuer. Glücklicher Handstreich der k. u. k. Truppen bei Bezzecca (Südtirol). — Im Sperrgebiet um England fallen den deutschen Tauchbooten wieder 23000 Schiffstonnen zum Opfer.

8. September. Heftige englische Vorstöße bei St. Julien werden abgewiesen. Auch an der Scarpe und bei St. Quentin entwickeln sich neue Kämpfe. Die kräftige und verlustreiche Fortsetzung der französischen Offensive auf dem Ostufer der Maas bringt dem Feind nur ganz geringfügige Örtlichkeitserfolge. — Die Russen werden am Ochridasee zurückgeworfen, während die Franzosen am Mulikee einige Fortschritte verzeichnen können. — Kampfpause am Isonzo. — Ein einziges deutsches Tauchboot meldet aus dem Atlantik die Zerstörung von 53500 Schiffstonnen.

9. September. Englische Erkundungsabteilungen in Flandern werden zurückgewiesen, während sie bei St. Quentin einigen Erfolg haben. Wechselvolle Kämpfe auf der Nordfront von Verdun, wo deutsche Gegenstöße einsetzen. — Russisch-rumänische Angriffe zwischen Tortus- und Oitoztal schlagen fehl. — Am Mulikee müssen die österreichisch-ungarischen Vortruppen zurückweichen. — Italien. Schlappe bei Bezzecca. — Bei den Luftkämpfen im August haben die Deutschen 4 Ballons und 64 Flugzeuge, ihre Gegner 37 Ballons und 295 Flugzeuge verloren. — Diktatur Kerenskis in Rußland.

10. September. Die Engländer vergeuden in Flandern ihre Kräfte in fruchtlosen Patrouillengefechten. Die Franzosen brechen auf dem Ostufer der Maas abermals zum Angriff vor, werden aber blutig zurückgeschlagen. — Die Russen gehen in der südöstlichen Bukowina zur Offensive über und erringen einige Örtlichkeitserfolge bei Solka. — Das Vordringen französischer Streitkräfte am Ochridasee wird zum Stehen gebracht. Österreichisch-ungarische Truppen weisen feindliche Vorstöße bei Pogradec (Albanien) und Berat ab. Italienische Kriegsschiffe beschießen das Kloster Pojani. — Im Sperrgebiet um England werden 27000 Schiffstonnen vernichtet. Deutsche Marineflugzeuge bombardieren Dünkirchen und versenken einen englischen Dampfer in der Themsemündung.

11. September. An der Westfront nur Artilleriekampf und Erkundungsgefechte; 19 feindliche Flieger werden zum Absturz gebracht. — Die russische Offensive in der südöstlichen Bukowina ist bereits zum Stillstand gekommen. — Erneute Kämpfe am Monte San Gabriele verlaufen zum Nachteil der Italiener. — Vorpostengefechte in Albanien. — Tauchbootbeute auf dem nördlichen Kriegsschauplatz 20000 Tonnen. — Tod der Königin Eleonore von Bulgarien.

12. September. Der deutsche Vormarsch in Livland wird gebremst. — Weitere österr.-ung. Erfolge am Monte San Gabriele. — Ein einziges deutsches Tauchboot versenkt im Atlantik 31000 Registertonnen. — In Paris tritt ein Kabinett Painlevé an Stelle des Kabinetts Ribot. — Aufruhr des Generals Kornilow gegen den russischen Diktator Kerenski.

13. September. Trommelfeuer in Flandern. Erfolgreiche deutsche Teilvorstöße bei Langhemark und an der Aisne. Zunehmende Ar-

tillerietätigkeit bei Verdun. — Italienische Angriffe am Monte San Gabriele werden abgeschlagen. — Im Mittelmeer werden 42000 Schiffstonnen versenkt, darunter ein französischer Truppentransportdampfer. — Schaffung eines Regentschaftsrats in Polen.

14. **September.** Ein englischer Teilangriff bei St. Julien und ein französischer an der Straße Somme-Py-Souain scheitern, während ein deutscher am Chaume-Wald auf dem Ostufer der Maas Erfolg hat. — Italienische Teilvorstöße an der Isonzofront mißglücken. — Zwei kleine englische Kreuzer werden an der englischen Ostküste durch deutsche Tauchboote torpediert, die außerdem Handelsschiffe im Ausmaß von 22000 Registertonnen versenken.

15. **September.** Die Engländer greifen bei Ypern und südöstlich Arras vergeblich an. — Italienische Vorstöße auf der Hochfläche von Bainsizza werden vereitelt. — Deutsche Tauchbootbeute im Ärmelkanal 20000 Tonnen. — Diktator Kerenski behält die Oberhand über General Kornilow.

16. **September.** Artilleriekampf und Vorfeldgefechte im Westen. Der Gegner verliert 18 Flugzeuge. — Die Italiener rennen bei Podlesa vergeblich an. — Im Atlantik werden 23000 Registertonnen versenkt. — Ausrufung der Republik in Rußland. — Blutige Unruhen in Turin.

17. **September.** Englische Dauerstöße in Flandern bleiben ergebnislos. Artillerieschlacht vor Verdun. — Rumänische Angriffe bei Muncelul scheitern verlustreich. — Vergebliche Vorstöße der Italiener auf der Hochfläche von Bainsizza. — Auf dem nördlichen Kriegsschauplatz werden 17000 Tonnen Schiffsraum vernichtet.

18. **September.** Artillerieschlacht in Flandern. Ein starker französischer Angriff auf dem Ostufer der Maas wird blutig abgeschlagen. Im Luftkampf werden 16 feindliche Flugzeuge zum Absturz gebracht. — Rumänische Vorstöße im Oitoztale und bei Muncelul werden abgewiesen. — Auflebende Gefechtstätigkeit an der mazedonischen Front. — Italienische Schlappe bei Carcano. — Im Sperrgebiet um England werden 19000 Tonnen Schiffsraum versenkt.

19. **September.** In Flandern entbrennt nach heftigem Trommelfeuer eine neue große Infanterieschlacht. Vor Verdun holen sich die Franzosen abermals blutige Köpfe. 20 feindl. Flugzeuge werden abgeschossen. — Vergebliche Angriffe der Russen bei Arbora (Bukowina). — Gesteigerte Gefechtstätigkeit im Cernabogen. — Fortgesetzte Kämpfe am Monte San Gabriele. Italienischer Mißerfolg am Colbricon. — Ein deutsches Tauchboot besiegt in den Hoofden ein französisches Marineflugzeug.

20. **September.** In der dritten Flandernschlacht erkaufen die Engländer geringe Örtlichkeitserfolge im Vorfeld zwischen Langhemark und Hollebeke mit furchtbaren Verlusten. — Ein italienischer Angriff auf die Sief-Stellung wird abgewiesen. — Den deutschen Tauchbooten fallen im Atlantik 20000 Tonnen Schiffsraum zum Opfer.

21. **September.** Starke Massenangriffe des englischen Fußvolks zwischen Langhemark und Hollebeke werden blutig abgeschlagen. In Luftkämpfen büßt der Gegner 39 Flugzeuge und 2 Fesselballone ein. — Erstürmung des russischen Brückenkopfes bei Jakobstadt; 4700 Gefangene, 55 Geschütze. — Französische Vorstöße am Ochridasee scheitern. — Die Beute der deutschen Tauchboote im August beträgt 808000 Tonnen. Im Sperrgebiet um England werden neuerdings 18000 Tonnen versenkt.

22. **September.** Der englische Ansturm in Flandern löst sich wieder in Teilangriffe auf, die dem Gegner keinerlei Erfolg bringen. Ein englischer Monitor beschießt Ostende. In der Champagne liefern die deutschen Vortruppen günstige Erkundungsgefechte. — Zwischen Liwenhof und Stockmannshof erreichen deutsche Truppen überall die Düna. — In Mazedonien wird den Franzosen eine wichtige Höhe bei Kraova entrissen.

23. **September.** Reger Feuerkampf in Flandern, in der Champagne und vor Verdun. 14 feindliche Flugzeuge werden abgeschossen. — Ein englischer Zerstörer wird von einem deutschen Tauchboot im Kanal torpediert. Im Mittelmeer fallen den U-Booten 53000 Tonnen Schiffsraum zum Opfer. — Berufung eines Landesrats in Kurland und Litauen.

24. **September.** Erfolgreicher deutscher Luftangriff auf London, die englische Südküste und Dünkirchen. — Artillerieduell in Flandern. Erfolgreiche deutsche Teilvorstöße bei Beaumont und Bezonvaux. — Im Sperrgebiet um England werden Handelsschiffe im Ausmaß von 23000 Registertonnen versenkt.

25. **September.** Erneuter wirksamer deutscher Luftangriff auf London und die englisch-französischen Plätze am Kanal. — Nach heftigem Trommelfeuer entbrennt die große Schlacht in Flandern von neuem. Auch im Artois greifen die Engländer bei Connelieu vergebens an. Im Luftkampf verliert der Feind 15 Flugzeuge. — Deutscher Sturmerfolg südlich des Sereth. — Aufklärungsgefechte an der Isonzofront. — Seescharmützel an der flandrischen Küste.

26. **September.** Die große Schlacht in Flandern gestaltet sich zu einem neuen Abwehrerfolg der Deutschen. 17 feindliche Flugzeuge werden abgeschossen. — Patrouillengefechte im Tonalegebiet. — Auf dem nördlichen Kriegsschauplatz vernichten die deutschen Tauchboote 26000 Registertonnen.

27. **September.** Die Engländer bringen es in Flandern nur noch zu fruchtlosen Teilangriffen bei Frezenberg und an der Straße nach Menin. — Erhöhte Kampftätigkeit an der Tiroler Front.

Illustrierte Kriegsberichte.

Das Ringen um Triest. (Elfte Isonzoschlacht.)

Von F. C. Graf von Doltolini. Mit 6 Abbildungen.

Nach dem Abflauen der zehnten Isonzoschlacht zweifelte niemand bei dem Stabe der tapferen Armee des Generalobersten von Boroevic, daß es sich nur um eine notgedrungene Pause, nicht aber um ein Aufhören des blutigen Ringens um Triest handle. Erneute Massentransporte englischer und französischer schwerer und schwerster Geschütze sowie der Besuch des französischen Präsidenten Poincaré an der Isonzofront deuteten darauf hin, daß die Entente nun „viribus unitis“ die Pforte nach Triest erzwingen wolle. Und weil diese elfte Isonzoschlacht nicht mehr ein rein italienisches Unternehmen war, so wurde sie auch von den großen Schlachten an der Westfront sekundiert. Die Angriffe der Briten in Flandern und der Franzosen bei Verdun stehen zu der elften Isonzoschlacht in einem durchaus beabsichtigten zeitlichen Ergänzungsverhältnis. Es war der in Ententekreisen vielbesprochene Gedanke der einheitlichen Front, der hier endlich zum ersten Male nach dreijährigem Ringen gegen die Zentralmächte verwirklicht wurde. Um so größer war der Heldenruhm der Heere der letzteren, die dieser Übermacht auf allen Seiten siegreich trotzten!

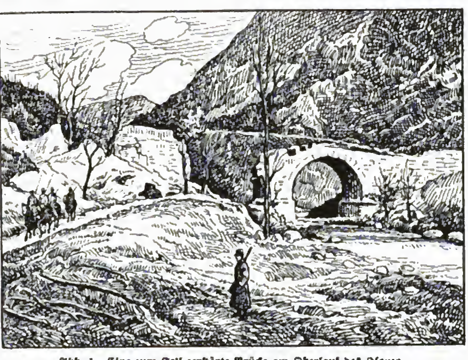


Abb. 1. Eine zum Teil zerstörte Brücke am Oberlauf des Isonzo.

Am 17. August, dem Geburtstag Kaiser Karls, setzte die neue Artillerieschlacht am Isonzo ein. Beginnend mit einer sehr heftigen Beschießung des Brückenkopfes von Tolmein, breitete sich der Eisenhagel von 7000 Geschützen bald auf die ganze, sechzig Kilometer lange Front von Tolmein bis zu dem Strand des Adriatischen Meeres aus. Achtundvierzig Stunden tobte das Höllenfeuer, stets sich steigernd. Auch in der Nacht setzte es nicht aus, und als es von Mitternacht des 19. August an einzelnen Abschnitten zum Trommelfeuer wurde, wußten die Unsrigen, die vorläufig in ihren Kavernen zur Untätigkeit verurteilt waren, daß in diesem Abschnitt der Infanterieangriff zu erwarten sei In der Tat nahm am 19. August, gegen vier Uhr morgens, als das Frührot die Berge ringsum vom Triglav bis zu den Dolomiten erglühen ließ, die Intensität des Artilleriefeuers ab und die italienischen Sturmtrupps brachen hervor, hinter ihnen, dicht gestaffelt, Schwarmlinien in nie gesehener Stärke. Der erste Ansturm setzte an fünf Hauptpunkten ein: gegen den Tolmeiner Brückenkopf, gegen den Doppelberg Monte Santo und Monte San Gabriele, gegen die Görzer Hügel St. Peter und St. Marcus, gegen den Faiti Hrib und gegen die Ruinen von Jamiano am Südkarst. Abermals wiederholte sich das Bild der letzten Isonzoschlachten: Ringen um jeden Fußbreit Boden, wechselnde Aktionen, bald Weichen, bald kühner Gegenstoß! Nur immer härter wurde dieses Ringen, denn immer deutlicher zeigte sich die ungeheure numerische Übermacht auf der Seite des Feindes. Hatte doch Italien von seinen vier Millionen Mann, die sein Heer bilden, volle zwei Drittel am Isonzo konzentriert. Dieser Übermacht gegenüber mußte die Heeresleitung Boroevics ihre sämtlichen Reserven ins Feuer vorziehen. Aber alle, alle taten prächtig ihre Pflicht! Gleich am zweiten Tag des mörderischen Ringens mußte der Wiener Land-



Abb. 2. Die Ruinen des Klosters auf dem Monte Santo.

schließt. Damit war eine nicht unwesentliche Frontverkürzung erreicht und gleichzeitig das Tal von Cepovon verriegelt. Mit dieser taktischen Maßnahme schloß die erste Phase der elften Isonzoschlacht. Natürlich glaubte die italienische Heeresleitung in ihrem selbstgefälligen Optimismus, hiermit schon einen großen „Sieg“ errungen zu haben. Insbesondere wurde der ebenfalls von Boroevic aufgegebene, kahle Berggipfel des Monte Santo nördlich von Görz als die „Eroberung“ gepriesen, die den Weg nach Triest „endgültig“ öffne. Gerade diese maßlosen Übertreibungen auf italienischer Seite zeigten, daß der Feind alsbald seine Angriffe wieder auf der ganzen Front aufnehmen werde.

Und in der Tat wurde der 22. August wieder ein Großkampftag im wahrsten Sinne des Wortes. Wie nachträglich bekannt wurde, feuerte an diesem Tage auf italienischer Seite Cadorna selbst die Truppen an, welchen er im Kraftwagen vorüberfuhr mit den Worten: „Avanti! Eviva Trieste italiana!“ (Vorwärts, Hoch das italienische Triest!) zum Kampf an. Am oberen Isonzo, wo die Italiener vergeblich versuchten, das Plateau von Kal zu erreichen, eilte der Minister und reform-sozialistische Abgeordnete Bissolati von einer zum Sturm bereitgestellten Brigade zur andern und feuerte mit Strömen echt südländischer Beredsamkeit die Söhne des Apennin an, dem historischen Namen Roms endlich einmal Ehre zu machen. Solch schwärmerisches Gebahren ist nun in der modernen Schlacht wenig angebracht. Tatsächlich haben auch die Worte der beiden als Volkstribunen sich gebärdenden Männer nichts zuwege gebracht, denn drüben gaben Österreicher und Ungarn auf das welsche Gerede ihre derbe Antwort mit Granaten und Schrapnells, mit Handgranate und Bajonett, denen gegenüber der Wortschwall der Phrasenhelden jämmerlich abfiel.

Drüben aber im Unterstand eines Artilleriebeobachters, mitten im Bereich des feindlichen Feuers, standen an diesem Tage in eiserner Ruhe zwei Männer und verfolgten das Bild des gewaltigen Ringens, das sie vom Vrh bis zum

sturm bei Görz eingreifen. Ältere Leute aus der Großstadt werden oft militärisch gering eingeschätzt. Aber wie falsch war dieses landläufige Urteil bei den Wiener Landsturmmännern, die den Welschen aufs neue zeigten, daß hier kein Weg für sie nach Osten führt! Weiter oben am Isonzo waren es die Egerländer Landsturmleute, die den Feind viermal wieder ins Isonzotal hinabwarfen, aus dem er die Höhen erstrebte. Und während der Geschützdonner weit ins Land und übers Meer tönte, hörte man plötzlich fern im Südosten dumpfe Schläge: es war die Begrüßung der Italiener an Triest. Jene Stadt, die sie angeblich „erlösen“ wollten, beschossen nun ihre Monitore mit Geschützen schwersten Kalibers, während Flieger die Stadt von oben herab bombardierten und schweres Unheil für die arme Bevölkerung anrichteten.

Die Übermacht des Gegners, der immer neue Kräfte über den Isonzo setzte und auch Artillerie in großen Mengen nachführte, bestimmte den Generaloberst von Boroevic, am mittleren Isonzo zwischen Auzza und dem Monte San Gabriele eine Frontveränderung eintreten zu lassen. Während es nämlich sonst überall gelungen war, den Feind zum Stehen zu bringen, hatte die italienische Übermacht nach schwerem Ringen die k. u. k. Truppen östlich von Canale zum Aufgeben einiger erster Linien auf den Höhen von Vrh gezwungen. Um nun die beiderseits anschließenden Linien von der Gefahr einer Abschneidung zu befreien, nahm Boroevic seine Truppen auf das Plateau von Kal zurück, das sich nördlich an dasjenige von Bainsizza

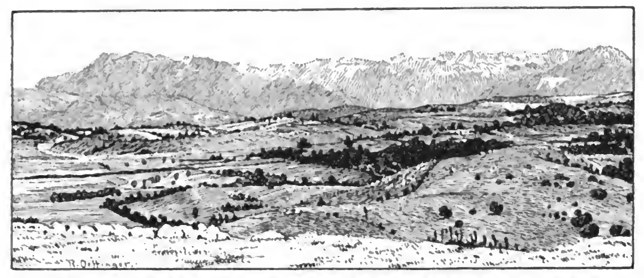


Abb. 3. Das Bainsizza-Plateau, der Schauplatz heftigster Angriffe der Italiener in der 11. Isonzoschlacht. Nach einer Zeichnung von R. Oeffinger.

Faiti Hrib einsehen konnten: es war Kaiser Karl und der Chef des Generalstabs der Armee General von Arz. Das Bild, das sich ihnen darbot, war von wahrhaft grausiger Großartigkeit. Der Raum von Vodice stand unter Trommelfeuer, auf der Höhe des Monte Santo flammten die letzten Reste des Klosters, das einst den Gipfel krönte auf und versanken nebst der dort von den Italienern gehißten Trikolore in einer Wolke von Staub und Rauch. Durch den Dunst und Qualm, der die Sonne verfinsterte, sah man, jedoch nur für Augenblicke, die Ruinen von Görz. Feurige Strahlen blitzten aus den kahlen Steilwänden des jenseits des Isonzo gelegenen kahlen Monte Sabatino. Dort hatten die Italiener im Lauf von zwei Jahren ein richtiges Höhlenfort errichtet und die Kavernenbatterien desselben spien förmlich Granaten gegen den gegenüberliegenden Monte San Gabriele, von dessen Höhe die österreichisch-ungarischen Mörser unausgesetzt ihr gewaltiges Bellen ertönen ließen. Plötzlich schien es, daß der Monte Sabatino zum Vulkan geworden sei; Hunderte von Metern stieg eine Feuersäule in die Luft, der puffende schwarze Rauchwolken folgten: ein Munitionslager der Italiener war getroffen. Die bundesbrüderliche Hilfe des einst so irrtümlich für einen Friedensapostel gehaltenen Wilson flog in einer Sekunde in die Luft! In dieses Höllenkonzert brachte plötzlich das Pochen der Maschinengewehre der sich bekämpfenden Flieger eine eigenartige neue Note. Die Schlacht war nun in der höchsten Entwicklung und jeden Augenblick konnte der große Sturm beginnen, dessen Resultat nach italienischer Ansicht der heißersehnte Sieg sein mußte, der die Bresche nach Triest öffnete! Deshalb flog gleichzeitig weit hinter der Front, über dem Häusermeer von Mailand langsam und friedlich ein Flieger um den weltberühmten Marmordom; es war Gabriele Rapagnetta, oder, wie er sich selbst nannte, Gabriele d'Annunzio, der Tausende von Blättern abwarf, auf welchen er in gereimter Rede die Mailänder aufforderte, die Stadt für den großen nun gekommenen Tag der Eroberung von Triest zu schmücken! In der Tat wurden am Domplatz der lombardischen Hauptstadt zahllose Fahnenmasten errichtet und Laub zu Kränzen gewunden. Mailand, die Vaterstadt des Irredentismus, wollte glänzend diesen Triumph, den sie als ihren besondern ansah, feiern!

Aber es sollte anders kommen! Wieder sprachen die Waffen der alten Habsburger Monarchie ihr gewaltiges „Qui non sipassa!" (Hier gibt's kein Passieren!) und Gabriele d'Annunzio hatte zu früh gejubelt!

Die italienische Heeresleitung hatte für die nun folgende Phase der Schlacht, welche die Aufgabe hatte, auf der ganzen Linie den durch die vorige Phase vorbereiteten Durchbruch der österreichisch-ungarischen Linie vom Vrh bis zum Meere zu zeitigen, noch mehr als für die erste Phase das Einsetzen aller Mittel und die Opferung jeder Menge an Truppen auf ihr Programm geschrieben. Gaswellen leiteten den Sturm ein. Phosphordämpfe eilten wie giftige Ungeheuer über den öden, von der Sonnenhitze ausgebrannten Boden. Wehe dem Unvorsichtigen, der sich ohne Gasmaske in diese Hölle gewagt hätte. Doch die Österreicher sitzen wieder tief in ihren Kavernen und harren des Augenblicks, da sie das Telephon zur blutigen Arbeit des Tages ruft. Die Gedanken in diesen peinigenden Stunden des Wartens flogen noch einmal

zurück in die Heimat zu den Lieben, an das Glück vergangener Tage, da rasselt schon die Alarmglocke und nun arbeitet man sich über

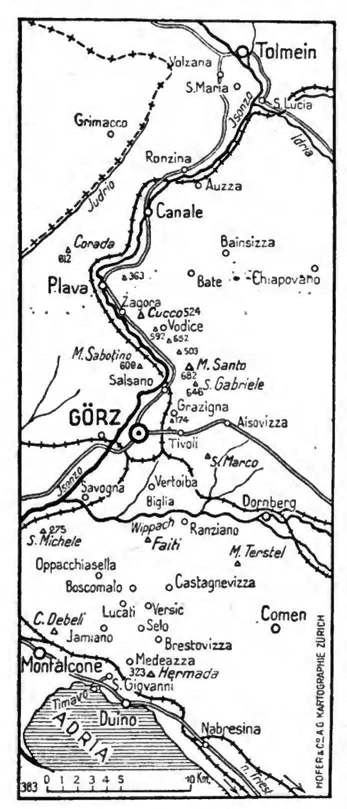


Abb. 4. Übersichtskarte zur 11. Isonzoschlacht.

Leitern zu dem engen Ausgang, der in die freie Natur führt, empor. Schon bricht die Masse des Feindes wie die Flut über eine gebrochene Dammstelle hervor. Dichte Staubwolken wirbeln die Wellen der italienischen Infanterie auf. Es ist der Staub, den der Eisenhagel ihrer Granaten an den Vortagen auf dem zersiebten steinigen Karstboden erzeugt hatte. Schon wollten die Infanterietruppen der Donaumonarchie den verhaßten „Katzelmachern" entgegeneilen, aber wieder hieß es, sich in Geduld fassen, denn der Befehl lautete: „bei den Kaverneneingängen in Deckung verharren". Die nächste Minute belehrte die Truppen, warum dieser Befehl erteilt worden war. Ein prasselndes Artillerievernichtungsfeuer schlug jetzt in die vorgehenden Italiener. Die Divisionen stockten in ihrem Vormarsch. Da und dort flüchteten ganze Brigaden, wenn sie sahen, daß Tausende ihrer Leute niedergemäht, blutüberströmt die Walstatt deckten. So kam es, daß es nur an einzelnen Stellen zu einem wirklichen Infanteriekampf kam. Wo nämlich die Italiener springend die Verhaue der österreichisch-ungarischen Stellungen erreichten und nun glaubten, sich der zerschossenen Gräben bemächtigen zu können, standen sie plötzlich frischen, buchstäblich der Erde entstiegenen Truppen gegenüber, die sie mit dem Vernichtungsfeuer ihrer Maschinengewehre überschütteten. Wieder suchten viele der Welschen ihr Heil in der Flucht und auf jene, die nicht flohen, hagelten die Handgranaten nieder; die Söhne der Pusta gingen mit blutgeröteten Bajonetten vor, Jammern und Stöhnen erfüllte die Luft stärker als der Donner der Kanonen und das Bellen der Maschinengewehre. Plötzlich erschienen am Himmel ganze Fliegerschwadronen von Laibach und Triest her und schleuderten ebenfalls Verderben auf die stürmenden Italiener. Cadorna aber blieb die Antwort nicht schuldig. Über zweihundert italienische und französische Flieger griffen von Westen her in den Kampf ein. In den Lüften kämpfte man nun nicht minder erbittert als auf der Erde, aber auch dort zeigte sich die Überlegenheit der heldenhaften Verteidiger.

Und doch wollte Cadorna das Spiel noch nicht für verloren geben. Er hatte es in seinen Tagesbefehlen allzu unumwunden ausgesprochen, daß dieser Gang durch die Hölle des Karst den Himmel von Triest öffnen werde. Darum ging er, je länger das Ringen dauerte, um so mehr zu der rücksichtslosesten Brussilowtaktik über, um durch das Hineinwerfen der Massen die Bresche doch noch erzwingen zu können, was ihm in zehn andern Isonzoschlachten nicht geglückt war! Allein, das einzige Resultat war, daß sich vor der österreichisch-ungarischen Stellung ein seltsamer Wall bildete, eine Deckung für die Vertei-

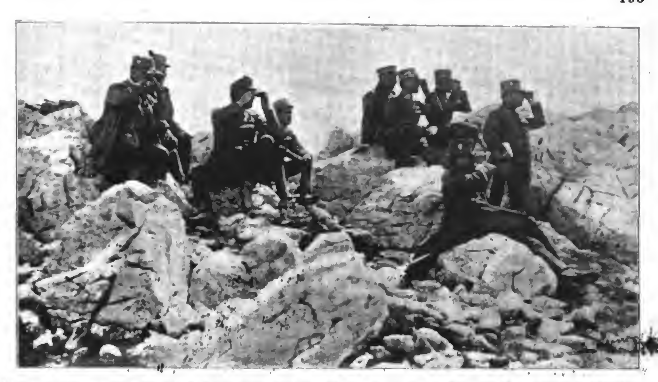


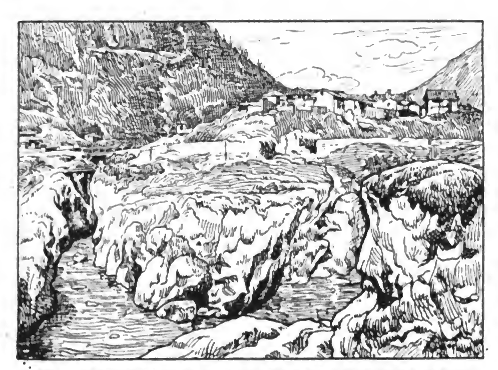
Abb. 5. Kaiser und König Karl beobachtet mit seinem Stab während der 11. Isonzoschlacht die Kämpfe um den Faiti Hrb.

diger, ein Hindernis für den Angreifer, der Wall von formlosen Klumpen zahlloser italienischer Leichen.

„Wenn es doch wenigstens gelänge, den Monte San Gabriele zu nehmen", telephonierte Cadorna an die dort operierende Division des Generals Cascino, aber auch dieser Erfolg blieb den Welschen versagt, trotzdem am 25., 26. und 27. August die Italiener hier 78 volle Stunden lang einen Sturm nach dem andern ansetzten. Bei diesen Stürmen kam es zu einem denkwürdigen Vorgang. Erbittert über das Ausbleiben des Erfolges gab das italienische Kommando den englischen schweren Batterien den Befehl, ungeachtet der angesetzten Stürme ihrerseits die Bergesabhänge unter ihr Feuer zu nehmen. Die Folge davon war, daß die englischen Granaten die italienischen Sturmkolonnen, die eben die Abhänge hinaufeilten, buchstäblich vernichteten.

So konzentrierte sich die Schlacht in ihrer dritten Phase mehr und mehr auf den Nordabschnitt der Front. Neben der stets wiederholten Berennung des Monte San Gabriele suchten die Italiener auf der Hochfläche von Bainsizza und Heiliggeist Gelände zu gewinnen. Ihr deutlich erkennbares strategisches Ziel war die Aufrollung der Front vor Görz von Norden her. Aber auch diesen Anstrengungen war kein besseres Los als den andern Angriffen beschieden. Nirgends gewann der Feind auch nur einen Fußbreit Boden, und stolz konnte der österreichisch-ungarische Heeresbericht Tag für Tag melden, daß die Front ungebrochen feststehe, trotz des rücksichtslosesten Ansturms einer vielfachen Übermacht.

Diese günstige Lage, ferner sichere Nachrichten aus dem Munde von Gefangenen und Überläufern über die großen Verluste des Feindes, sowie über die in den italienischen Frontlinien herrschende Zerrüttung bestimmte den Generaloberst von Boroevic, zu einer kühnen Gegenaktion überzugehen. Er wählte hierzu den südlichsten Teil der Front! In flottem Ansturm ging er über Jamiano vor. Überall wurden die Italiener geworfen und in wenigen Stunden dieser Teil des Karstes zu beiden Seiten der Straße von Triest nach Monfalcone gänzlich wiedererobert und gesäubert. Die Flucht der hier zurückgeworfenen italienischen Armee war derartig, daß es ein leichtes gewesen wäre, selbst Monfalcone zu nehmen; so energisch war die Haltung der hier angreifenden österreichischen und ungarischen Regimenter. Kroaten, Böhmen, Ungarn, Kärntner, Steiermärker und Bosnier wetteiferten im Sturm und zeigten, daß ihnen trotz des zweieinhalbjährigen Verteidigungskrieges die volle Offensivkraft noch immer inne wohnte. Jedoch die Heeresleitung mußte dem alten Heldengeist der Habsburgischen Truppen Zügel anlegen, da ein Allzuviel des Guten, die Flanke der nördlichen Front entblößt haben würde. Diesem Mißerfolg der Italiener folgte eine eigenartige Rückbewegung im nördlichen Teil der Isonzofront: auf der Hochfläche von Bainsizza und Heiliggeist nahmen die Italiener ihre Linien ziemlich bedeutend zurück und


Abb. 6. Landschaft am Isonzo, im Hintergrund eines der vielumstrittenen Dörfer.

da man österreichischerseits nicht nachrückte, so entstand hier eine ansehnlich breite neutrale Zone. Um so mehr strengten sich die Italiener in den folgenden Tagen wieder an, den Monte Gabriele zu erobern und mit den vergeblichen unterfüllten Stößen gegen den so ersehnten und doch so verhaßten Berg flaute die elfte Isonzoschlacht endlich ab. Ungeheure Mengen von Opfern hatte sie den Italienern gekostet, Ströme von Blut waren geflossen, aber Triest, dem heißersehnten, waren die Welschen nicht näher gekommen! Nach wie vor mußte sich Cadorna und sein Schattenkönig damit begnügen, das ersehnte Ziel ihres verräterischen Raubzuges durch das Fernrohr vom Turme der Kathedrale von Grado zu beobachten. Wie eine Fata Morgana steigt, von dort gesehen, die stolze Meereskönigin aus den Wellen der Adria empor. Deutlich sieht man den Turm der Kathedrale von San Giusto und ringsum das weiße Häusermeer, den Kranz der stolzen Forts, auf denen, allen Raubgelüsten der Welschen zum Trotz, das alte Habsburgerbanner stolz in den Lüften rauscht. So nah und doch so fern ist den Welschen Triest geblieben! Wie hatte König Viktor Emanuel sich schon gefreut, von dort aus allen seinen Freunden telegraphisch die große Eroberung der österreichischen Welthafenstadt mitteilen zu können. Es hat nicht sollen sein! Noch einmal hatten die Völker der Donaumonarchie gezeigt, daß sie dem welschen Eindringling blutig die Wege zu weisen vermögen und daß Triest die wahre „citta intergibile“ (unberührbare Stadt) für Italiens Raubgier ist und bleibt!

Meine Abteilung Maschinengewehr-Scharfschützen in der Flandernschlacht.

Von Hauptmann und Abteilungskommandeur B.

Heiße Julisonne strahlt von tiefblauem Himmel auf flandrische Gefilde. Wohin der Blick aus dem ratternden Soldatenzuge schweift: reife Ähren, Kartoffeln und Gemüse. Anmutig grüßen durch grüne Laubwipfel flandrische Höfe. Ein gesegnetes Land! 20 Stunden sind verflossen, seitdem wir auf dem Übungsplatz in dunkler Nacht verladen wurden. Fröhliche Weisen gab uns die Scharfschützenkapelle mit auf den Weg. Freudigen Herzens zogen wir hinaus in die Flandernschlacht, voll begeisterten Verlangens, zu beweisen, was es heißt, Scharfschütze zu sein. . . . .

Rum! — bum — bum! — werden wir aus unseren Gedanken geschreckt, die im Rollen der Räder erwachsen. Mit einem gewaltigen Ruck zieht die Lokomotive zu größerer Geschwindigkeit an. Rum! — bum! — da rechts vom Zug, jetzt zehn Schritte links, in die Fabrik, fallen die Bomben englischer Flieger. Dicht neben den Zug setzen sie ihre Grüße — ohne Erfolg. . . . .

Wieder liegt ein Eisenbahnknotenpunkt hinter uns. Weiter schnauft der Zug. Wohin? „Meldung beim A.-O.-K. IV.“, lautet mein Befehl; doch dessen Bereich ist groß. Jetzt: „Transportführer!“ gellt der Ruf durch die Nacht, die allmählich niedergesunken ist. Ein Eisenbahner meldet: „Der Zug wird hier in C. . . ausgeladen, da der Bahnhof St. . . . unter starkem Feuer liegt.“ Unaufhörlich blitzen an der Front die Geschütze auf, grollen die Kanonen, ab und zu

übertönt von dem Einschlag einer „Schweren" in größerer Nähe.

Bis in dem Städtchen Quartier gemacht ist, lagern wir auf einer Wiese. Klarer Sternhimmel wölbt sich über uns, friedlich blinkt die schmale Mondsichel. „Da —! Hört ihr das Surren?" Ein Flieger! Es wird ein deutscher sein, er ist ja allein. Rum — bum! — stellt er sich jetzt mit einigen Bomben als Feind vor. „Herr Hauptmann, darf ich schießen?" fragt der nächste Kompagnieführer. Sie brennen ja alle darauf, meine prächtigen Scharfschützen. 300 Meter ist er nur hoch. Von allen Seiten spielen die Scheinwerfer. Also los! Das geht fix mit dem Instellunggehen. Schon rattern zwei Gewehre, andere setzen ein. Gut so! Hei, wie er in der Kurve liegt und ausreißt! Aber Schneid hat er doch; er kommt noch einmal zurück, er beschießt uns mit seinem M.-G., der Kerl. Immer wieder blitzt der silbrige Vogel im Scheinwerferlicht auf; aber das Feuer aus unseren Schlünden wird ihm doch zu bunt, er fliegt ab.

Die Quartiermacher kehren zurück und weisen uns in dem dunklen Nest leidliche Unterkunft an. Der folgende Tag führt uns auf einen Biwakplatz, hinter unserer Einsatzstelle, und früh am nächsten Morgen erkundige ich mit meinen Kompagnieführern die Stellungen für die M.-G. Die meisten werden sich in Granatlöchern einnisten müssen, wie zufällig im Gelände verstreut, und doch ist jede Stelle wohlerwogen. Zusammengeschossene Betonklötze, Mauerreste, wo einst kleine Höfe standen, zersplitterte Bäume, wo Gärten prangten, — sind die Zeugen der seit 14 Tagen wütenden Artillerieschlacht. Und als ob der Engländer ahnte, daß mit uns sein Verderben naht, legt er einen breiten Streifen eisensprühender, gashauchender Granaten in das Anmarschgelände, als meine Scharfschützen des Nachts in Stellung rücken. Mit den Gewehren, mit den Munitionskästen und dem übrigen Gerät arbeiten sie sich vorwärts, hier in einem Trichter Deckung suchend, dort sich flach auf den Boden werfend. Aber glücklich kommen alle Züge in ihren Löchern unter.

Der Tag ist meinen Schützen hold. Nicht zu hell, erlaubt er ihnen bei geringer Fliegertätigkeit, sich im Gelände umzusehen. Auch die englische Artillerie zeigt sich heute weniger rege. Der Abend sinkt nieder, die Nacht bricht an. Es wird feucht, das Grundwasser in den Granattrichtern steigt. Um Mitternacht setzt die Artillerie stärker ein, bis ihr Schießen um 5 Uhr morgens zum rasenden Trommelfeuer anschwillt. Mit der Dämmerung ziehen dichte Nebelschwaden über das Kampffeld: der Engländer arbeitet mit Rauchbomben, seinen Angriff zu verschleiern. Unsere M.-G. stehen schußbereit auf dem Trichterrand. Gespannten Blicks versuchen die Posten die Wolkenwand zu durchdringen. Fieberhafte Aufmerksamkeit herrscht bei allen Gewehren. Da! „Taucht dort nicht ein Schatten aus dem Nebel?" — Nichts. — Weiter rast das Artilleriefeuer. „Herr Leutnant, dort oben auf der Höhe jenseits des Bachs!" Alle liegen sie jetzt oben auf dem Trichterrand. Wer hat Zeit, auf die platzenden Granaten, die niederprasselnden Schrapnells zu achten?

Leutnant F. . . gibt den Feuerbefehl, ruhig und bestimmt, wie vor wenigen Tagen auf dem Schießstand. Wie in eine Herde Büffel, so schlägt das Feuer unserer M.-G. in die englischen Kolonnen. Dumm erstaunt blicken die Gegner: „Was ist das? Die Deutschen sind doch alle tot, die Vorgesetzten haben das doch oft gesagt. Wer schießt denn da?" Nun hat auch der Nachbarzug das Feuer eröffnet. Gleichzeitig rattern die Gewehre des Vizefeldwebels L . . ., und jetzt kommt Bewegung in den Feind. Auseinander! Verschwunden ist er vom Erdboden; aber neue und immer wieder neue Massen wachsen empor und schieben sich vorwärts ohn' Ende. Nun kommen sie auch in unserem Rücken. Noch erkennt man in dem Nebel nicht, ob es Kameraden sind, die uns Hilfe bringen. Doch —, der da vorn hat einen Stahlhelm mit breiter Krempe. Rumgeworfen die beiden linken Gewehre und den neuen Gegner aufs Korn genommen! Er stutzt. Das gibt Zeit, 150 Meter rückwärts besseres Schußfeld zu gewinnen und einer Umgehung zu entkommen. Die Schlitten müssen zurückbleiben, alle verfügbaren Kräfte tragen Munition: „Was brauchen wir die Schlitten? Wir sind Scharfschützen, schießen ebensogut vom Wasser- und Patronenkasten." Im Sprung geht's zur bezeichneten Hecke. Ein Kamerad bricht getroffen zusammen. „Warte, Kamerad, gleich holen wir dich, doch erst müssen die M.-G. in Stellung!" Jetzt rattern sie wieder, zwei Schützen rennen im Feuer zurück und holen den Verwundeten. Entgegen der feindlichen Linie! In Feindeshand darf der Kamerad nicht fallen.

Zwei andere Gewehre treten an die Stelle eines außer Gefecht gesetzten M.-G.-Zuges der Infanterie. Ganze Arbeit können sie hier leisten. Wer nicht zur Bedienung unbedingt notwendig ist, gurtet Patronen. An einem Baumstamm wird der Gurtfüller angebunden. 100 Meter vor dem Feinde steht ein Offizier und bedient ihn,

während Vizefeldwebel L . . ., seiner Schützen sicher, ab und zu springt, neue Munition zu holen und den Gewehren die gefüllten Gurte zu bringen. Da gibt es keine Gradunterschiede; es gilt allein, den Feind zu treffen, und meisterlich wird das Werk vollbracht. Zu Haufen liegen die Engländer, den Nachstürmenden verbieten die Gewehre weiteres Vordringen.

Zug F . . . hatte dem Zug L . . . den Stellungswechsel durch die Unterstützung gegen die linke Flanke ermöglicht. Unerschütterlich liegen Offizier und Schützen und mähen in den feindlichen Reihen. Selbst blutende Verletzung vertreibt niemand von dem Gewehr. Prächtige Jungens sind's, die älteren Erfahrenen von Verdun und der Somme, wie auch die jungen, der Ersatz, der erst kürzlich zu uns stieß.

Der rechte der drei vorderen Züge, Zug Schm . . ., hatte sich schon früh am Morgen dem höllischen Feuer durch einen Stellungswechsel 200 Meter vorwärts entzogen. Über einen Infanteriezug hinweg, beschoß er den Gegner. Da galoppiert ein Trupp von etwa 100 Reitern die Höhe herab. „Sind die Engländer toll geworden, schießende Scharfschützen zu atakkieren?" Augenblickssache ist's. Die meisten haben eigenen Übermut und Verblendung der Führer mit dem Leben bezahlt. Herrenlose Pferde jagen zurück.

Mittag ist's, als aus der rechten Flanke englische M.-G. in den Zug knattern: Aus einer Bodenwelle sind sie emporgewachsen. Wohl wird auch dorthin das Feuer gelenkt. Aber des feindlichen Feuers ist's zu viel. Schon ist bei allen Gewehren die Hälfte der Bedienung verwundet, manch tapferer Held gefallen. Deutsche Menschenleben wiegen schwer, hart trifft die Verantwortung die jungen Führer. Gewehre, die nicht mehr bedient werden können, sind unnötiger Ballast. In Feindeshand dürfen sie nicht fallen. „Handgranaten her!" Zwei Gewehre werden gesprengt. Das Dritte schießt weiter in immer neue Kolonnen und Schützenlinien. Schon sind die Feinde an den Bach gelangt, einzelne darüber. Bis um die zweite Mittagsstunde halten die Züge aus, da setzt von hinten der Gegenangriff der eigenen Infanterie ein. Der Feind kommt endgültig zum Stehen. Mit dem noch unversehrten Gerät gehen die beiden Offiziere mit dem Rest ihrer Leute hinter die Infanterie zurück, mit deren Hilfe sie die Verwundeten bergen.

Auch der Zug G., der in der hinteren Linie auf dem linken Flügel in der Wilhelmsstellung stand, konnte segensreiche Arbeit leisten. Bis zu den Drahtverhauen vor seinem Zuge waren die Engländer gelangt. Keinen Schritt weiter ließ er sie kommen. Die Feindesleichen im Vorfeld zeigten unserer Infanterie den Weg, als sie jetzt zum Gegenstoß ansetzte.

In der Abenddämmerung wurde auch der Zug L., der sich noch bei zwei Gegenstößen beteiligt hatte, von dem Infanterieführer in die W.-Stellung zurückgezogen.

Dem sehnlichen Wunsch meiner braven Scharfschützen, einmal wieder in heiße Kämpfe zu kommen, wo es zu handeln galt, nicht nur zugedeckt zu werden von schwerem Artilleriefeuer, hat der 31. Juli Erfüllung gebracht und mit all ihren Kameraden der Infanterie, Artillerie und den Pionieren haben sie ihren Schwur gehalten:

„Bei uns kommt keiner durch!"

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten des Krieges.

Ministerpräsident Graf Karl Stürgkh.

Mit 1 Abbildung.

Am östlichen Rande der Alpen, dort, wo das unwirtliche Hochgebirge längst den Charakter einer Mittelgebirgslandschaft angenommen hat, erhebt sich unweit der Stadt Graz das stolze Schloß Plankenwarth auf einem Berggipfel, der einen weiten Blick über die Lande ringsum, über grünumsponnene Höhen und fruchtbare Täler erschließt. Die Herren von Plankenwarth (Plankn gleich Befestigung mit dicken Brettern) wurden schon im Jahre 1179 urkundlich genannt und spielten als reiche und mächtige Burgherren lange Zeit hindurch eine bedeutende Rolle, bis schließlich ihr Besitz durch vielfache Erbteilungen zerfiel und endlich das Stammschloß selbst durch Heirat der letzten Tochter in den Besitz der aus Kärnten stammenden Familie Ungnad überging. Die Ungnads, die sich vielfach in den Kämpfen gegen die Türken auszeichneten und die schließlich ganz im höfischen Leben aufgingen, verkauften im Jahre 1532 das Schloß mit allem Grundbesitz und allen daran haftenden Rechten an Georg Stürgkh, und seitdem nennen sich die Stürgkhs auch nach dem

Schloß Plankenwarth. Die Familie Stürgkh, die von 1532 bis zum Ende des 17. Jahrhunderts auf der Burg Plankenwarth heimisch war, stammte aus dem bayrischen Dorfe Donaustaufen bei Regensburg, wo sie reich begütert war und großes Ansehen genoß. Namentlich Heinrich Stürgkh, der im Jahre 1330 vom Bischof von Regensburg mit großem Grundbesitz belehnt wurde, hatte einen ausgebreiteten Pferdehandel und scheint ein recht kampflustiger Herr gewesen zu sein. Georg Stürgkh übersiedelte als Kaufmann nach Graz und brachte es dort zu großem Vermögen, so daß er das Schloß Plankenwarth erwerben konnte, um seinen heranwachsenden Söhnen einen rittermäßigen Besitz als Heimstätte zu hinterlassen. Der Name der Familie Stürgkh hat, wie das Wappen beweist — als Helmzier und in zwei Wappenfeldern zeigt es einen Storch, der einen Ring im Schnabel trägt — ursprünglich Storch gelautet, und verschiedene Anzeichen weisen darauf hin, daß die Familie auch mit dem Geschlecht der Storchen zu Klausen im Ennstal verwandt ist. Georg Stürgkh war ein sehr tüchtiger Mann und wußte sich die fortwährende Geldverlegenheit der damaligen Herrscher zunutze zu machen. Für die gewährten Darlehen erneuerte ihm Kaiser Maximilian das Wappen seiner Vorfahren, und König Ferdinand I. erhob ihn in den Adelsstand und verlieh ihm das Recht, sein Stammwappen mit dem des ausgestorbenen Geschlechts der Herren von Plankenwarth zu vereinen. Schon Georg Stürgkh (1475—1547) scheint der Reformation geneigt gewesen zu sein, sonst hätte er schwerlich seine Söhne zu Wittenberg ausbilden lassen. Im 16. Jahrhundert waren alle Stürgkhs, wie die meisten ihrer Standesgenossen, Bekenner der protestantischen Lehre. Die Rückkehr zur katholischen Kirche ist auf Sidonia Khuenburg zurückzuführen, die Gemahlin von Christian von Stürgkh, die zwar auch aus einem strengprotestantischen Hause stammte, aber durch ihre Erziehung in einem Kloster für den katholischen Glauben gewonnen worden war. Jedenfalls erzog sie nach dem frühen Tode ihres Gatten ihren Sohn Hans Christian zu einem strenggläubigen Katholiken. Äußerlich brachte dieser Übertritt den Stürgkhs mancherlei Vorteile, indem er ihr Ansehen an dem katholischen Wiener Hofe beträchtlich hob, so daß Hans Christian v. Stürgkh 1638 von Kaiser Ferdinand III. in den Freiherrnstand erhoben wurde und für sich und seine Nachkommen das Recht empfing, sich nach dem Schloß Plankenwarth zu nennen. Das höfische Leben verschlang aber viel Geld, und so sahen sich die Stürgkhs genötigt, die Herrschaft Plankenwarth an den Grafen von Saurau zu verkaufen. Die Burg hat dann vielfach (vorübergehend war sie nochmals im Besitze der Stürgkhs) den Besitzer gewechselt, bis schließlich der jetzige Schloßherr Dr. med. Ignaz von Scarpinetti diese Wiege hochmögender österreichischer Geschlechter erwarb und ihren Glanz erneuert hat.

Gute Steirer sind aber die Stürgkhs immer geblieben und haben ihre neue Heimat nicht wieder verlassen. So wurde auch Graf Karl von Stürgkh am 30. Oktober 1859 in Graz als Sohn des Grafen Karl Kajetan von Stürgkh und seiner Gemahlin Eleonore, geb. Gräfin Meraviglia-Crivells, geboren, im elterlichen Hause erzogen



Ministerpräsident Graf Karl v. Stürgkh.

und studierte nach seiner Gymnasialzeit in Graz die Rechte. Im Alter von 22 Jahren trat er 1881 bei der Statthalterei Graz in den Staatsdienst ein, wurde 1886 Konzipist im Ministerium für Kultus und Unterricht und rückte 1888 zum Ministerial-Vizesekretär auf. 6 Jahre später wurde er Ministerialrat in demselben Ministerium und übernahm das Referat über das Mittelschulwesen. Im Jahre 1901 erfolgte seine Ernennung zum Geheimrat.

Schon vorher hatte sich der Graf auch dem parlamentarischen Leben zugewendet und von 1891—1894 dem Abgeordnetenhaus angehört. Als die Slowenisierung des Gymnasiums in Cilli drohte, sprach er sich mit rücksichtsloser Entschiedenheit dagegen aus, legte infolgedessen sein Amt im Kultusministerium nieder und widmete sich nun ganz dem Parlamentsleben. 1896 trat

er in den steirischen Landtag ein und wurde 1897 wiederum in das Abgeordnetenhaus gewählt, wo er sich der Gruppe des verfassungstreuen Großgrundbesitzes anschloß und nach und nach zu deren Führer sich emporschwang. Es ist dies eine Grundbesitzerpartei von verhältnismäßig liberalen und aufgeklärten Anschauungen, die in vielen wichtigen Fragen gegen den eigentlichen feudalen Großgrundbesitz Stellung nimmt, insbesondere in allen nationalen Angelegenheiten Schulter an Schulter mit den übrigen deutschen Parteien kämpft. Damals hatte Graf Stürgkh manche glückliche Stunde, erzielte beachtenswerte Erfolge und erwarb sich um die Wahrung des deutschen Besitzstandes in den südlichen Provinzen Österreichs gegen Slowenen und Romanen mancherlei Verdienste. Das Kabinett Windischgrätz, der polnische Ministerpräsident Graf Badeni und der Tscheche Thun sahen ihn in wildbewegten Tagen als heftigen Gegner. Er stellte sich damals mit der Schaffung des sog. Pfingstprogramms an die Spitze der deutschen Opposition, die so lange die Waffen nicht niederlegen wollte, als ihr nicht entsprechende Bürgschaft gewährleistet wurde. Sein ganzes Bestreben war es damals, alle deutschen Gruppen zu einer starken Phalanx zusammenzuschmieden gegen die damals gewissenlos betriebene politische Vergewaltigung der österreichischen Deutschen. Für den Dreibund trat er in einer großen Rede 1904 in der österreichischen Delegation mit warmen Worten ein und betonte besonders, daß Deutschland seine bundesfreundliche Gesinnung auch bei den Handelsverträgen mit Österreich-Ungarn stets bekunde. Unermüdlich kämpfte er für die Befreiung des Abgeordnetenhauses aus den Fesseln der Obstruktion, und die Bewilligung des neuen Wehrgesetzes war der sichtbare Ausdruck dieser seiner Bemühungen. Dagegen entfremdete er sich manchen bisherigen Freunden durch seine Stellungnahme gegen das neue Wahlgesetz und gegen das allgemeine Wahlrecht. Ob dieses Gesetz der habsburgischen Monarchie Segen gebracht hat, darüber kann man ja auch heute noch zweierlei Meinung sein. Jedenfalls wurde es angenommen, und Graf Stürgkh fiel als Liberaler bei der ersten Neuwahl durch. Er nahm daraufhin ein ihm von den Klerikalen angebotenes Mandat an, aber auch dieses wurde ihm durch die christlichsoziale Partei entrissen, und der Graf, dem auf diese Weise die Türen des Abgeordnetenhauses verschlossen blieben, wurde ins Herrenhaus berufen, das schon so oft zum Rettungsasyl für gescheiterte österreichische Politiker geworden ist.

In dieser Zeit muß Karl Stürgkh eine politische Mauserung durchgemacht haben, denn er schwenkte seitdem immer entschiedener ins klerikale Fahrwasser ein, vergaß die frühere Opposition und Kampfeslust und die bedrängte Lage des Deutschtums und wurde dadurch regierungsfähig. Im Februar 1909 wurde er Unterrichtsminister im Kabinett Bienerth und behielt diese Stellung auch in dem nächstfolgenden Kabinett Gautsch bei. Wenn deutsche und liberale Kreise sein Erscheinen auf dem Ministersessel anfangs noch mit frohen Hoffnungen begrüßt hatten, so wurden sie bald enttäuscht, denn Graf Stürgkh war ein anderer geworden und machte getreulich alle klerikalen und antideutschen Schritte der jeweiligen Regierung mit. Er ordnete die Schließung der Privatanstalten des Vereins „Freie Schule" an, entzog dem antiklerikalen Innsbrucker Professor Wahrmund das Vorlesungsrecht, ja er, der ehemalige Beschützer des deutschen Charakters der südsteirischen Stadt Cilli, wendete jetzt sogar den Slowenen seine Gunst zu und legte der Slowenisierung der Lehranstalten in Süd-Steiermark zu mindestens nichts mehr in den Weg. Auch die Frage des Zwangs für Schulkinder zum Besuch religiöser Übungen und die Angelegenheit der Wiener Spitäler und Kliniken behandelte er ganz im klerikalen Sinne. Er war daher für die Deutschen bereits ein erledigter Mann, als er auf den Wunsch des Kaisers im November 1911 an Stelle des zurücktretenden Barons Gautsch das Ministerpräsidium übernahm. Zweifellos tat er es in der besten Absicht und war zunächst redlich um die Flottmachung des völlig festgefahrenen Parlaments bemüht, wobei er durch Versöhnlichkeit einigend zwischen den verschiedenen Parteien zu wirken gedachte. Seine Bemühungen scheiterten aber an dem demagogischen Element des Parlaments, das ihn zwang, die ganze Strenge der Staatsautorität hervorzukehren. Auch eine deutsch-tschechische Verständigung mißlang, denn die Deutschen hielten sich von den Verhandlungen fern, weil Graf Stürgkh dabei nicht auf die Mitarbeit des Statthalters von Böhmen, des ihm persönlich nahestehenden, aber den Deutschen besonders verhaßten Fürsten von Thun, verzichten wollte. Sehr verübelt wurde es ihm auch, daß der Ministerpräsident im Prozeß Kramarcz als Entlastungszeuge für diesen Deutschenfresser auftrat, eine unliebsame Tatsache, die sogar im ungarischen Parlament öffentlich zur Sprache gebracht wurde. Es kamen die

schweren Stürme der Balkankriege und des Weltkriegs, und Graf Stürgkh steuerte in dieser bewegten Zeit das österreichische Staatsschiff nur mit Hilfe des berüchtigten Paragraphen 14, ohne jemals die Volksvertretung einzuberufen. Allen dahingehenden Anregungen setzte er passiven Widerstand entgegen, und selbst seine besten Freunde predigten in dieser Beziehung tauben Ohren. Österreich fühlte sich deshalb Ungarn gegenüber zurückgesetzt, wenn auch andererseits selbst seine radikalsten Gegner ihm innerlich vielleicht Dank wissen werden, daß er dieses Omen so lange mit stiller Selbstverleugnung auf sich genommen hat; denn während der ersten Jahre des Weltkriegs hätte wohl selbst dem unentwegtesten Parlamentarier vor einer Extratour mit dem österreichischen Volkshause gegraut. Der Umstand, daß sofort, nachdem unter seinem zweiten Nachfolger das Parlament endlich einberufen wurde, die alten Nationalitätenstreitigkeiten mit neuer Glut emporloderten, scheint das vielgetadelte Verhalten des Grafen Stürgkh doch bis zu einem gewissen Grade zu rechtfertigen, und zweifelsohne war er dabei von dem besten Willen geleitet, sein ohnedies schwer gefährdetes Vaterland vor unnützen weiteren Erschütterungen zu bewahren. Jedenfalls muß es den Kenner österreichischer Verhältnisse überraschen, daß gerade Graf Stürgkh, der ganz gewiß kein Genie, kaum ein Talent, nur ein opferwilliger und rastlos fleißiger Arbeiter war, sich so lange im Sattel zu behaupten vermochte, nämlich bis zu seinem Tod, also volle fünf Jahre hindurch, für österreichische Ministerpräsidenten immerhin eine ungewöhnlich lange Zeit.

Graf Stürgkh ist zeitlebens Junggeselle geblieben.*) Sein Bruder Heinrich ist Statthaltereirat bei der Bezirkshauptmannschaft in Radkersburg, sein jüngster Bruder Generalmajor beim Korpskommando in Krakau. Persönlich war Graf Stürgkh von außerordentlicher Liebenswürdigkeit, und, wo er eine ihm gut erscheinende Sache fördern konnte, von freudiger Arbeitslust und seltener Objektivität. Ich habe ihn selbst kennen gelernt, als ich wegen Schaffung eines österreichischen Naturschutzparkes mit ihm verhandelte. Kaum je bei einem andern Minister habe ich ein so bereitwilliges Eingehen auf diese Pläne gefunden, wie bei ihm, namentlich wohl deshalb, weil nach dem ersten Plan der Naturschutzpark nach Steiermark kommen sollte und Graf Stürgkh für seine Heimatprovinz immer viel übrig hatte und sie bei jeder Gelegenheit in den Vordergrund zu stellen suchte. Dabei war er kein Mann der großen Gedanken und der rücksichtslosen Tatkraft, sondern er war eigentlich immer nur „Verlegenheitsminister-Präsident" gewesen, der Platzhalter für den „kommenden Mann". Aber dieser ist leider bisher noch immer nicht erschienen. Daß er mehr als irgend einer seiner Vorgänger mit dem § 14 regieren mußte, ist nicht seine Schuld, entsprach kaum seinen Wünschen, lag aber mit zwingender Notwendigkeit in den Verhältnissen begründet, die stärker waren als er. Seine Arbeitsfreude war unverwüstlich, und sein Tagewerk spielte sich mit der Pünktlichkeit einer Uhr ab, solange er sich nicht auf Dienstreisen befand. Jeden Morgen um 6 Uhr saß er am Schreibtisch, jeden Mittag und Abend machte er den gleichen Erholungsspaziergang, meist ohne jede Begleitung. Langsam und gemächlichen Schrittes konnte man die hünenhafte Gestalt des Ministerpräsidenten über den belebten Graben oder Kohlmarkt schreiten sehen, meist nur von wenigen Vorübergehenden erkannt und begrüßt. Und mittags speiste der Ministerpräsident fast regelmäßig zur selben Stunde und am selben Tische im öffentlichen Speisesaal des allen Feinschmeckern wohlbekannten Hotels Meißl und Schadn am neuen Markt, wo ihn auch die Kugel des verblendeten Meuchelmörders erreichte. Es war keine Heldentat, ein Attentat auf den Grafen Stürgkh zu verüben, denn Pflichtgefühl und Furchtlosigkeit waren die hervorragendsten Eigenschaften des Ministerpräsidenten und ließen ihn jede Sorge um seine persönliche Sicherheit und jeden polizeilichen Schutz verschmähen.

Mit dem Attentat auf ihn wurde keinesfalls ein politisches System getroffen, denn es gab überhaupt kein System Stürgkh. Dieser Mann war zwar Politiker von Beruf, aber doch nur der Chef eines farblosen Beamtenministeriums. Er lebte bescheiden und zurückgezogen und liebte es gar nicht, von seiner Person viel Aufhebens zu machen. Er war eigentlich immer der typische österreichische Hofrat guten alten Stils, in seiner Unpersönlichkeit und Temperamentlosigkeit der größte Gegensatz zu seinem ungarischen Kollegen, dem leidenschaftlichen Grafen Tisza. So wenig trat er hervor, daß vielleicht kaum die Hälfte der Österreicher auch nur den Namen des Mannes kannte, der fünf Jahre lang an der Spitze der Regierung stand. Wohl hat er 1912 während des ersten Balkankrieges das schöne Wort gesprochen: „Österreich ist friedliebend, aber nicht um jeden Preis", aber er war trotzdem wohl einer

*) Anderen Nachrichten zufolge soll er sich in seinen letzten Lebensjahren heimlich vermählt haben.

der Unschuldigsten an dem Weltkriege, keiner der großen Drahtzieher, am allerwenigsten ein Diktator nach der Art der Lloyd-George oder Briand. Sein nimmermüder Eifer, seine innere Ruhe, sein redliches Wollen, seine treue Hingebung an Kaiser und Reich, seine Herzensgüte und sein Seelenadel aber halfen ihm und andern über manche schwere Stunde hinweg. Deshalb hat seine Ermordung nicht nur allgemeine Entrüstung erregt, sondern auch tiefes Bedauern gerade auch in den Kreisen, die seine politischen Gegner waren. Denn diese Mordtat eines überspannten Fanatikers war geeignet, eine Richtung auf das schärfste bloßzustellen, die im politischen Kampf gegen den Grafen Stürgkh die ehrlichste Absicht hatte, die Verhältnisse in Österreich aus ihrer Verworrenheit zu befreien und ein neu erwachendes, freieres politisches und parlamentarisches Leben in der Westhälfte der Donaumonarchie durchzusetzen. Graf Stürgkh hat deshalb tatsächlich und besonders während des Krieges sehr viele politische Gegner in Österreich gehabt, und zu ihnen hat der größte Teil des Deutschtums, besonders des fortschrittlich gesinnten Deutschtums gehört. K. F.

Die Mittel des Krieges.

Ein Tag in der Batterie.

Von Ernst Schmitz. Mit 1 Abbildung.

Früh morgens um 5 steht die Ablösung, für längern Aufenthalt in der Feuerstellung ausgerüstet, angetreten im Quartier. Ein letzter Gruß der Zurückbleibenden, meist in etwas scherzhafter Form: „Laß dich nicht totschießen" oder so ähnlich, und dann tappt die ganze Gesellschaft ins Dunkel hinaus. Wer da an heimatliche Friedensbilder einer Ablösung denkt, der würde eine bedeutende Abkühlung erfahren, denn so eine Ablösung schleppt allerlei mit, was nicht durchaus etatmäßig ist. Decken, Sandsäcke mit Proviant gefüllt, Schachteln, Liebesgabenpakete und selbstgefertigte kleine Kisten usw., der hat seinen Mantel angezogen, ein anderer hat ihn umgehangen, jener trägt ihn kühn wie ein Torero auf der Schulter und ein ganz besonders ingeniöses Haupt hat den einen Ärmel über den Karabiner gezogen, um ihn vor Nässe und Tau zu schützen und gewährt so von hinten einen Anblick, als ob er einen überlebensgroßen Arm drohend gegen den Himmel strecke.

Allmählich naht man sich der Gefahrenzone und die Truppe zieht sich auseinander, denn die Ablösungswege sind dem Feind naturgemäß auch bekannt und liegen oft unter Feuer. Indessen, heute scheint ein ruhiger Tag heraufzuziehen; von weit links steigt noch eine verspätete Leuchtkugel hoch, von rechts rattert ein Maschinengewehr etliche Schüsse herunter, sonst Ruhe. „Der Tod dengelt die Sense", sagt mein Nebenmann mit Bezug darauf, hoffentlich dengelt er für keinen von uns. Doch es scheint wirklich ruhig da vorne zu sein, denn auch die Infanterie, die nächtlichen Schanzarbeiter, die Pioniere und was uns so entgegen kommt aus den Gräben nach schwerem Tag-, oder in diesem Falle Nachtwerk, übereinstimmend heißt es: „Beim Feind alles ruhig". — So wird ohne Störung die Feuerstellung erreicht und nachdem die Batterieoffiziere sich die nötigen Mitteilungen gemacht haben über etwa eingetretene Änderungen, Ziele, Sonderbefehle, Munitionsbestand u. a., zieht die abgelöste Mannschaft vergnügt ins Quartier. Die Angekommenen beziehen nun zu allererst ihre Unterstände und sofort beginnt ein gräßliches Fluchen über die „Unordnung" der andern. Sie herrscht vielleicht wirklich, sie herrscht aber meistens in der Einbildung und gehört gewissermaßen zum eisernen Bestand. Auch der Herr Batterieoffizier, in diesem Falle ein Vizefeldwebel, rümpft bedenklich die Nase, als er seinen Wigwam betritt, und murmelt etwas von nächtlichen Gasangriffen des abgelösten Kameraden.

Nach kurzer Frist wird angetreten, Fliegerposten werden bestimmt, die Bedienung der Geschütze verteilt, soweit nicht eine feststehende Einteilung ein für allemal schon getroffen ist und dann geht es an die Arbeit. Wer da nämlich glaubt, im Kriege wird hauptsächlich geschossen, der ist im Irrtum, so gut haben es die Kanoniere selten. Im Kriege wird hauptsächlich gearbeitet, mit Schippe und Spaten, mit Beil und Pickel, mit Säge und Hammer, mit Holz und Stein, mit Eisen und Zement, und so ist dann in kürzester Frist hier eine Bauhütte aufgetan, die sich sehen lassen kann. Als Schiller seinerzeit schrieb:



Phot.: Bufa.

In der Batteriestellung. Fertigmachen einer schweren Haubitze. Die Bedienungsmannschaft trägt zum Schutz gegen Beschießung mit Gasgranaten Gasmasken.

„Von der Stirne heiß usw.", da hat er vorausahnenden Geistes gewiß auch an eine auszubauende Batterie gedacht. Dabei finden sich unter den Kanonieren oft ganz merkwürdige Talente, die trotz weit seitab liegenden Berufes in Erfindung kleiner Hilfsmittel und Arbeitserleichterungen großes leisten, wohingegen andere sonst gar nicht beschränkte Köpfe, keinen Nagel einschlagen können. Da mengt jemand wie wütend im Mörtel herum. „Was sind Sie von Beruf, Kanonier U.?" „Zuschneider, Herr Feldwebel!" Man sollte es nicht glauben, wenn man diesen Mann der Nadel unverdrossen arbeiten sieht.

Pause! So eine Pause ist etwas schönes, denn mittlerweile ist der Kaffee gekocht (wenigstens nennt man die hellbraune Brühe so), die mitgebrachten Eßwaren sind ausgepackt und es beginnt ein emsiges Schnabulieren und Schlürfen. Nachdem dann noch eine Stunde versäumte Nachtruhe eingeholt worden ist, rückt allmählich die Mittagsstunde heran und der Fernsprecher verkündigt die stets angenehme Nachricht, daß der Küchenwagen mit der Mittagskost abgefahren sei. Seine Ankunft wird jedesmal mit freudigem Gefühl begrüßt und ruft eine immer sich neu zeigende Fröhlichkeit hervor; besonders, wenn es ein sogenanntes Leibgericht des Soldaten gibt, als welche man Speckerbsen, Gulasch mit Pellkartoffeln oder Rotkrautsuppe mit geschnittenen Kartoffeln und Schweinefleisch kennt. Da feiert das Kochgeschirr, dieses einfache und prosaische Gerät, Triumphe und mancher, der sonst nur auf weißem Linnen und mit Silber speiste, ißt hier höchstvergnügt aus dem zwischen den Knien gehaltenen Eßnapf. Glücklich der, dem ein gespickter Geldbeutel oder ein glücklicher Zufall, letzterer ist im Kriege manchmal noch viel mehr wert als ersterer, noch zu einer Extraspeise verhilft. Und wenn ich sage, „Eine Pfanne Bratkartoffeln mit Zwiebel und Speck", dann ist damit so ungefähr alles gesagt, was sich ein Soldatenherz an ausschweifendsten Wünschen leisten kann und nur ganz überfeine Gemüter können sich darüber hinaus noch etwas erdenken.

Schließlich stellt der Batterieoffizier mit Freuden fest, daß „die Fütterung der Raubtiere" beendet ist. Er gibt aber noch eine Stunde Ruhe zu, dann erst geht es wieder an die Arbeit, denn es soll bis zum Abend noch viel geschehen, so Gott und der Feind will. Letzterer will aber anscheinend nicht, denn da vorne bumsen schon seit einer halben Stunde seine Grabenkanonen, zwar nicht viel, aber sie geben gar keine Ruhe, bis endlich einem hohen Kommando die Geduld reißt und es aus etlichen Batterien einige Dutzend Schüsse Straffeuer befiehlt. Die Klingel schrillt: „Ans Geschütz!" Schießen tun sie alle gern, ohne Ausnahme, also ran an die Kanone! Kurzes Kommando, Bumm! kracht das erste, und jedes Artilleristenherz muß sich tatsächlich freuen, wenn es diese gut eingearbeitete Mannschaft am Geschütz hantieren sieht. Meinem alten Friedensfeldwebel, Gott habe ihn selig, hätte sich freilich das Herz im Leibe herumgedreht, wenn er diese regelwidrige Bedienung und diese so wenig kommißmäßige Bekleidung gesehen hätte, und das am geheiligten Geschütz! Der trägt Holzschuhe, der, eine von Fett und Schmutz starrende Drillichjacke, der hat wahrhaftig einen Mantel angezogen und der Herr Richtkanonier, seines Zeichens Student der Gottesgelahrtheit, zündet sich graziös eine Zigarette an. Aber es klappt dennoch vorzüglich und mit freudigem Stolz findet der Feuer-

leitende am Schluß, daß seine Batterie zu den befohlenen 50 Schuß wieder mal 1½ Minuten weniger brauchte, wie die Nachbarbatterie.

Ja, es ist merkwürdig, wie die Bedienungen zusammenhalten und jeder an seinem Geschütz hängt. Ich habe eine Bedienung gekannt, es war die vom 3. Geschütz einer schweren Batterie, die zusammenklebte wie Pech und Schwefel; da wurde eines Tages einer dieser Genossenschaft durch einen Mann eines andern Geschützes tödlich gekränkt, was man so im Felde eine tödliche Kränkung nennt. Wenige Tage darauf spendete der Beleidiger ein Faß Bier und — das ganze dritte Geschütz trank nicht mit! Das ist gewiß ein Korpsgeist, der nicht mehr zu überbieten ist, denn sonst ist doch ein gespendetes Faß Bier, und besonders im Felde, so ziemlich das höchste der Gefühle.

Die Geschütze sind wieder gereinigt, eingerichtet und die Kanoniere an der Tagesarbeit, da kommt aus dem Lager die Post, die auch zugleich die Abendkost und sonst nötig gewordene kleine Einkäufe abliefert. „Die Post!" Jetzt hat der Langsamste rasche Beine, denn die Post ist ja nun einmal das zwar dünne, aber so unglaublich zähe Band, das uns mit der Heimat verbindet, der Heimat, wo es keine zerschossenen Dörfer und weinenden Wälder, keine verwilderten Fluren und verbitterte Menschen gibt, sondern ein Land, auf das aus einem unglaublich blauen Himmel eine segnende goldene Sonne auf glückliche Menschen schaut. So künden uns zwar nicht die Briefe alle; auch sie enthalten viele Tränen und viele Kümmernis, immerhin, für uns hier draußen sind es Briefe aus der lieben Heimat. Die jungen Kerle lachen; ihre Mädchen haben geschrieben, vielleicht sind es sogar zwei zugleich, die eines findigen Kanoniers liebend gedachten und die älteren Männer erzählen sich einander ihre häuslichen Neuigkeiten. Es ist eine schöne Stunde, wenn die Post verteilt wird!

Allmählich sinkt die Sonne. Im Westen leuchtet sie im rosigen Scheine und vergoldet die Ruinen des vor uns liegenden Dorfes, bringt das Weiß der Birkenstämme zu zartem Gelb und selbst die traurigen Reste eines stolzen Baumes links am Waldsaume sehen nicht mehr ganz so bekümmert und hilfeflehend aus. Das ist die richtige Stunde für die Flieger, wenn die Abendsonne unsere tiefen Mulden goldig erleuchtet, alle Gegenstände lange Schatten werfen und jede Bewegung sich scharf abhebt. Richtig, da sind sie schon! Pöng, Pöng, Pöngpöngpöngpöng. Die Flak schießt, und rein malerisch betrachtet, sieht es wunderbar aus, wie sich der silberblaue Himmel mit weißen Tupfen bedeckt, die mit dem Westwind langsam verfließen. Dem Flieger da oben allerdings, dem kommen die weißen Wölkchen, die sich immer näher um ihn sammeln, bedenklich vor. Er macht eine elegante Kurve und saust links ab, begleitet von manchem Fluch. Aber da brummt es auch weit hinter uns. Der Abendschutzmann kommt, so heißt unser alter braver Doppeldecker, der abends unsere Linien abpatrouilliert und den Engländern den Befehl zur Feuereinstellung gibt, so sagen die Kanoniere. Auch er entschwindet, das Tagewerk ist getan. Rauchend und plaudernd stehen und liegen die Kanoniere herum. Einer bringt eine alte asthmatische Ziehharmonika zu verzweiflungsvollem Aufjammern, nebenan und ungestört durch die Mißtöne bläst jemand ganz melodisch einem sachverständigen Auditorium eine neue Melodie vor; ein Gelegenheitsquartett probiert ein Liedchen und wenn jemand zufällig aus einer andern Welt an dieser Stelle auf unserem Stern landete, der würde nicht glauben, daß hier seit ein paar Jahren der Weltkrieg tobt. Die nächste Minute könnte ihn ja rasch eines Besseren belehren; dann würde sich bald diese friedliche Abendruhe in eine brüllende Hölle verwandeln, wo der Tod in vielfacher Gestalt wahllos über die Ebene fliegt und die Erde selbst zu weinen und zu stöhnen scheint, über die Vernichtung ihrer lieben Kinder.

Nun ist es dunkel geworden. Der Batterieoffizier macht eine letzte Runde, die Nachtposten ziehen auf, alle Fenster und Luken sind sorgsam abgeblendet, und wenn kein nächtlicher Befehl ans Geschütz ruft oder keine Munition kommt, dann schläft die Bedienung fest und tief, wenn auch auf hartem Lager. Der erste Tag ist herum. Er blieb ohne Zwischenfälle oder größere Kampfhandlungen. Sind solche notwendig, so treten natürlich ganz gewaltige Änderungen im Tagesprogramm ein.

Die Franzosen und Engländer haben es angefangen, in tagelangem Trommelfeuer die deutschen Stellungen zu beschießen, und die deutsche Artillerie muß dann, soviel sie kann, erwidern, das gibt dann heiße Tage, an denen die Bedienung buchstäblich im Schweiße ihres Angesichtes arbeiten muß und nicht Rast und Ruhe findet. Da ist es aus mit der Idylle und der herbste Ernst des Krieges tritt in die Erscheinung. Dann sehnt auch der Kanonier die Ablösung herbei und ist froh, wenn sie möglich ist und er mit heiler Haut die Ruhestellung hinter der Front wieder erreicht.

Etwas vom Fallschirm.

Mit 1 Abbildung.

Während in früheren Zeiten Fallschirmabstürze aus Freiballons zu den sportlichen Sensationen gehörten, sind sie heute durch den Krieg etwas Alltägliches geworden, namentlich seitdem an den Fronten die Zahl der Beobachtungsballons eine außerordentlich große und die Zerstörung dieser Beobachtungsballons eine wichtige Aufgabe der Flieger und der gegnerischen Artillerie geworden ist. Es lag also nahe, den Besatzungen der Fesselballons geeignete Schutzmittel mitzugeben, die im Fall der Zerstörung des Ballons durch den Feind eine nahezu sichere Rettung wenigstens der Insassen ermöglichten. Der Fallschirm war hierzu das einzige und gegebene Mittel. Ihm hat schon mancher Fesselballoninsasse es zu danken, daß er der äußersten Lebensgefahr entrinnen konnte.

Es ist nicht erst der Krieg gewesen, der dem Fallschirm seine Brauchbarkeit gab. Schon einige Jahre vorher hat man sich bemüht, eine Konstruktion herauszubekommen, die ein sicheres Landen gewährleisten konnte. Die Anstrengungen waren geboten durch den allenthalben einsetzenden Luftverkehr. Wie das Schiff auf dem Meer mit Schwimmgürteln, Rettungsringen und ähnlichen Vorkehrungen für Unfälle ausgerüstet ist, so mußte man auch daran denken, den Luftschiffen, die ihrem Element angepaßten Rettungs-Vorkehrungen mitzugeben. Wie bei allen technischen Dingen hat man auch beim Fallschirm das Ziel auf verschiedenem Wege zu erreichen getrachtet. Fallschirmähnliche Kleider waren wohl das zunächstliegende und man hat die merkwürdigsten und waghalsigsten Versuche gerade mit diesen unternommen. Erinnert sei hier nur an den im Jahr 1912 vorgekommenen Todessprung des Fliegers Reichelt vom Eiffelturm. Die Erfahrung hat nun gelehrt, daß ein Kleidungsstück niemals als Fallschirm so zweckmäßig gestaltet werden kann, um eine sichere Rettung zu ermöglichen.

Das einzige wirklich brauchbare Rettungsmittel für Ballonbeobachter ist und bleibt der unstarre Fallschirm, dem sich denn auch alle Aufmerksamkeit zugewendet hat, nachdem sich erst die Erkenntnis Bahn gebrochen hatte, daß kein anderes Mittel ihn zu ersetzen vermag. Eine Reihe Erfinder haben Verbesserungen an dem Fallschirm angebracht, deren Hauptzweck ein rasches Öffnen des Schirms gleich nach dem erfolgten Absprung war, denn erst mit der vollkommenen Lösung dieser Frage erlangte der Fallschirm als Rettungsmittel vollgültige Bedeutung. Heute darf man diese Frage auch als einwandfrei gelöst betrachten. Hervieu war unseres Wissens der erste, der eine glückliche Lösung fand, indem er am innern Rand des Fallschirms Federn anbrachte, die diesen beim Abstieg sofort automatisch öffneten. Das war insofern besonders wertvoll, als man nun nicht mehr auf den unteren Luftstrom angewiesen blieb. Hervieu selbst hat mit seiner Erfindung 40 Abstiege aus 600 bis



Absprung des Beobachters im Fallschirm aus einem französischen Fesselballon.

2000 Meter Höhe mit glücklicher Landung unternommen.

In ähnlicher Weise war auch der Fallschirm eines Münchner Erfinders, namens Schmittner, konstruiert. Bei einem Durchmesser von $4\frac{1}{2}$ m wurde der Schirm durch $2\frac{1}{2}$ m lange Spiralfedern geöffnet. Gründlicher noch ging Baron v. Odkolek vor, indem er das sofortige Öffnen des Fallschirms durch zur Explosion gebrachtes Schießpulver zu erreichen suchte. Auch die Preßluft wurde von zwei Erfindern versuchsweise für den gleichen Zweck angewendet, doch blieben hier die Ergebnisse stark hinter den Erwartungen zurück. Schließlich hat sich auch der französische Flie-

ger Bonnet mit dem Fallschirm beschäftigt, wobei er den Grundsatz verfolgte, mit dem Flieger auch das Flugzeug zu retten. Inwieweit seine Versuche Erfolg hatten, ist allerdings nicht näher bekannt geworden. Es will uns auch scheinen, als ob dieses Problem etwas zu weitgehender Art sei. Im Fall der Gefahr kommt es auch schließlich weniger auf das zugrundegehende Material, das jederzeit wieder ersetzt werden kann, als vielmehr auf das zu rettende Menschenleben an. Über die bei uns im Heere gegenwärtig gebräuchlichen Fallschirm-Konstruktionen läßt sich aus begreiflichen Gründen zurzeit ja nichts näheres sagen, soviel man indes in den Kreisen der Beteiligten hört, sind diese mit den Ergebnissen recht zufrieden. W. B.

Das Auge der Schlacht.

Wer ist das Auge der Schlacht?

Noch nicht lang ist's her, da war es der Feldherr. König und Heerführer mit glänzendem Stab hielten auf scharrenden Rossen auf der Höhe, sahen zu ihren Füßen das gewaltige Schauspiel sich abrollen. Als Feldmarschall Graf Schlieffen im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts den modernen Feldherrn als einen Rechner und Denker am Kartentisch in irgendeinem, dem Feuer meilenweit entfernten Schloß skizzierte, als ein abgeschieden hausendes Gehirn, das von tausend Telegraphendrähten und im Auto heraneilenden Generalstabsoffizieren gespeist wird, da glaubte man selbst in militärischen Kreisen lächeln zu dürfen. Und heute? Der Feldherr ist unsichtbar geworden, nur zu feierlichen Anlässen begeht er die Truppen. Am Schreibtisch sitzt er, statt des Feldstechers das Telephon in der Hand, und trotzt dem Ansturm der aus der Leidenschaftlichkeit des Kampfes geborenen Meldungen, welche in wechselnder Gestalt, bald als atemloser Läufer, bald als galoppierender Reiter, als flatternde Brieftaube, als feuerdurchirrender Meldehund, als Film aus der Dunkelkammer, als Blinkwelle, als sausender Flieger, als ratternder Motorfahrer, als elektrischer Strom durch Drähte und durch die freie Luft, ihn, den Mittelpunkt erreichen. — Wer ist das Auge der Schlacht?

Der Infanterist? Ach, ihm ist die Welt ein Trichter, ein zerhackter Baumstumpf, ein Beet von zerfetztem Drahtverhau, bevölkert von zwei Wesen, das ist er selbst und der Tod.

Vielleicht der Scharfschütze dort in der Höhenstellung? Frage ihn nach dem nächsten Dorf, er wird antworten, das ist das mit dem abgebrannten Schulhaus. Er weiß nur, daß er in Flandern und vor einem schottischen Regiment liegt. Aber in dem siebenhundert Meter breiten Streifen, den sein Maschinengewehr zu bestreichen hat, sieht er jedes Mäuschen laufen.

Der Artilleriebeobachter, dessen Scherenfernrohr am Rand der hochgelegenen Straße emporragt, er sieht doch die Schlacht? Gewiß. Er zeigt dir ein graues dunstiges Etwas, murmelt von den Trümmern der Tuchhalle in Ypern, deutet auf einen meilenfern glitzernden Kiesel — und behauptet, das sei der Zillebeker See. Fragst du ihn, was unsere Infanterie macht, zuckt er mit den Achseln und brummt etwas von „Schweinerei; Rauch und Feuer; Leuchtkugeln, Gewehrfeuer!“ Sitzt er gar auf einem hohen Baum, so hüte dich hinaufzuklettern, es lohnt sich nicht.

Wie groß aber ist erst deine Verblüffung, wenn du den gelandeten Flieger ansprichst und von ihm Offenbarungen erwartest. „Enormer Verkehr im Planquadrat, 4224 b 2“, schimpft der Flieger, „weiße Tücher in der Winterstellung vor Poelkapelle ausgelegt, Engländer ist also nicht weit vorgekommen, unsere braven Infanteristen haben mir zugewinkt.“ Natürlich hat er seinen Gefechtsauftrag erfüllt, im übrigen brauchte er beide Augen, um sich durch die Flakwolken, die himmlischen Regenwolken und die feindlichen Jagdflugzeuge durchzuschlängeln. — Wo ist das Auge der Schlacht? Das allsehende, allübersehende Auge?

Dort hinter dem Walde schwankt, von einem Dutzend Soldatenfäusten gehalten, gleich der ausgestopften Haut eines diluvialen Ungetüms, der Fesselballon. Du kletterst in den Korb, schlingst mit befremdlichen Gefühlen den Fallschirm rings um die Brust, und fährst hoch. Wütende Anfälle von Seekrankheit werden mutig unterdrückt, 1000 m zeigt der Höhenmesser. Zaghaft lugst du über den Korbrand, Gott sei gelobt, die Erde ist noch da. Nun wirf den Blick weit hinaus über das Schlachtfeld. Silberne Straßen schimmern zwischen Ypern, Meenen, Rousselaere und Langhemark. Der Troß zweier Heere, Kampfwerkzeug und Proviant für Hunderttausende kriecht wie Ameisenkarawanen heran. Lokomotiven, winzig wie Kinderspielzeug, schnaufen durch das bräunliche Land. Dein Blick durchbohrt den zarten Dunst, der, den flandrischen Sümpfen entquollen, die Kampfzone überschleiert. Die Artillerien, das Werk aus Tausenden von Fabriken der reichsten Länder, sind in voller Arbeit. Wie ein Streußelkuchen schaut die Kampfstätte aus, oder wie ein Wagenschlag, der sich auf der regnerischen Landstraße mit Kot bespritzt. Du guckst dem Engländer in den Kochtopf. Da ein Batterienest, aus dem Feuerschlangen zucken. Da ein Lastkraftwagen. Da eine schwarze Kolonne marschierender Soldaten. Die ganze englische Angriffsarmee wimmelt dir zu Füßen. Wahrlich, der Fesselballon ist das Auge der Schlacht.

Das Auge aber hat Brauen, buschige, finstere Brauen, die sich in Gestalt himmlischer Wolken über deinen Häupten zusammenziehen. Aufpassen! schreit der Beobachter. Du hörst ganz dicht wütendes Gebell von Maschinengewehren und siehst einen deutschen Flieger, von drei Engländern, die sich hinter der Wolke angeschlichen haben, verfolgt abstreichen. Der Beobachter zerrt am Telephon, ruft etwas von „Einholen, Fliegergefahr!“ hinein und winkt dir heftig zu, du sollst dich, wie er, auf den Korbrand setzen.

Unter dir, auf der Erde, geht ein wildes Knattern los. Die Bedeckungsgewehre feuern auf

den einen Engländer, der den Ballon mit Brandgeschossen spritzend umkreist. Jetzt schießt auch unser Flak mit weißschimmernden Kugeln nach dem Feind. Mein Beobachter starrt auf den unheimlichen Gegner. Sobald er den Ballon trifft, heißt es abspringen in die furchtbare Tiefe, ehe die aufflammende Hülle über dem Korb zusammenstürzt. Sekunden werden Ewigkeiten. Da dreht der Engländer ab und enteilt zornig mit einem Schwefelschweif, wie der leibhaftige böse Feind.

Ist der Fesselballon wirklich das Auge der Schlacht? Nein. Er sieht ins Große, doch er übersieht das Kleine. Ungesehen bleibt das heldenmütige Häuflein, das zum letzten Male um den letzten Betonunterstand gegen die wütenden Australier sich schart, ungesehen der lichte Schützenschleier, der über Trichter und Leichen dem Bedrohten zu Hilfe springt. Wer ist es dann?

Jeder deutsche Soldat mit zwei offenen Augen und tapferen Herzens, der seinem Führer Meldung macht, all die Hunderttausende, die das tun in den schrecklichsten Augenblicken zwischen Leben und Tod, die bilden das Auge der Schlacht.

Vermischtes.

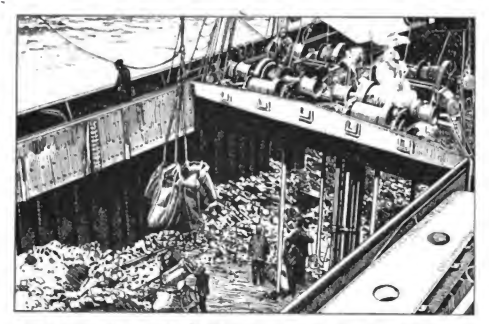
Die flüssige Luft im Schützengraben. Schon Linde hatte versucht, flüssige Luft zu Sprengzwecken zu verwenden. Er benutzte unter dem Namen „Oxyliquid" eine Mischung von gepulverter Holzkohle und flüssiger Luft. Die Herstellungsmöglichkeit und die Haltbarkeit der Patronen verhinderten die praktische Anwendung. Später schlug Kowastch einen anderen Weg ein, indem er die mit Kohlenstoffträgern gefüllte Patrone erst im Bohrloch mit flüssiger Luft beschickte. Bergassessor Schulenburg machte durch Unterkühlung die geladene Patrone haltbar. Beide Verfahren wurden in der Praxis eingeführt, und zwar hauptsächlich im Bergbau. Als der Schützengrabenkrieg einen immer größeren Umfang annahm, wurde die flüssige Luft auch zu Sprengungen benutzt. Die Ergebnisse werden als sehr befriedigend bezeichnet, doch wird das Verfahren natürlich noch geheim gehalten. K.

Der Krieg als Erzieher zur Wirtschaftlichkeit. Wie sehr wir durch den Mangel an gewissen Rohstoffen zu einer größeren Wirtschaftlichkeit gezwungen worden sind, kann man aus einem außerordentlich lehrreichen Beispiel ersehen, das die Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure mitteilt. Um dem Mangel an Schmieröl zu begegnen, hat man die Schmiervorrichtungen älterer Maschinen vielfach so umgebaut, daß das Schmieröl im Kreislauf durch die zu schmierenden Teile fließt und wiederholt verwendet wird; nach einer gewissen Zeit wird das Öl in besonderen Vorrichtungen gereinigt und wieder zum Schmieren verwendet. Ferner wird alles von den bewegten Maschinenteilen abgeschleuderte Öl sorgfältig aufgefangen, ebenfalls gereinigt und wieder verwendet. Auf diese Weise erreichte man, daß sich bei einer Dampfmaschine von 200 PS der Ölverbrauch von 2 Liter am Tag auf 2 Liter in der Woche, also auf den sechsten Teil, verminderte. Bei einer andern Maschine ließ sich eine Verminderung des Ölverbrauchs von 5—6 Liter am Tage auf etwa 10 Liter in der Woche, also auf den dritten Teil, erzielen. Der Schmierölverbrauch in Deutschland, der bisher etwa 350000 Tonnen im Jahre betrug, ließe sich in dieser Weise auf etwa 150000 Tonnen verringern. Das wäre schon bei den Ölpreisen, die vor dem Kriege bestanden, eine Kostenersparnis von rund 80 Millionen Mark, die um so mehr ins Gewicht fällt, als der größte Teil des Schmieröls aus dem Ausland eingeführt wird. Auch bei andern Rohstoffen können durch zweckmäßige und sparsame Verwendung große Summen erspart werden.

Die Nachrichtentruppe. Eine der vielen Neuerscheinungen des Weltkrieges ist die Nachrichtentruppe. Hervorgegangen aus einer kleinen Zahl von Telegraphen-Bataillonen, von denen die ersten im Jahre 1899 aufgestellt wurden, hat diese junge Waffe die große Aufgabe, die Heeresverbände auf allen Kriegsschauplätzen miteinander, mit der Führung und mit der Heimat schnell und sicher zu verbinden. Das Nervensystem des Heereskörpers reicht bis in die vordersten Gräben. Am leistungsfähigsten sind Fernsprecher und Telegraph. In den eroberten Gebieten wurde das ganze Netz fester Linienzüge neu geschaffen, da der zurückweichende Feind die vorhandenen Leitungen zerstört hatte. Im Kampfgebiet werden feldmäßige Leitungen aus isoliertem Kabel auf dünnen Stangen, in offenen oder geschlossenen Gräben geführt. Ihr Bau und ihre Wiederherstellung im Feuer erfordert viel Umsicht und hohen Mut. Besondere Schwierigkeiten bieten sich an den Gebirgsfronten. Im Bereich des stärksten feindlichen Artilleriemassenfeuers tritt an die Stelle des Fernsprechers der Funkentelegraph und besondere Apparate, die keiner Drahtverbindung bedürfen. Hier hat man auch auf ältere Nachrichtenmittel zurückgegriffen, wie Lichtsignale, Brieftauben und Meldehunde.

Nachrichtenformationen folgen der vorrückenden Infanterie, Nachrichtenmittel verbinden die Geschütze mit der Beobachtung und der Feuerleitung. Die Nachrichtentruppe ermöglicht die einheitliche Führung; sie erst gibt der schwerringenden Truppe das Gefühl des Zusammenhangs und des Rückhalts am Ganzen.

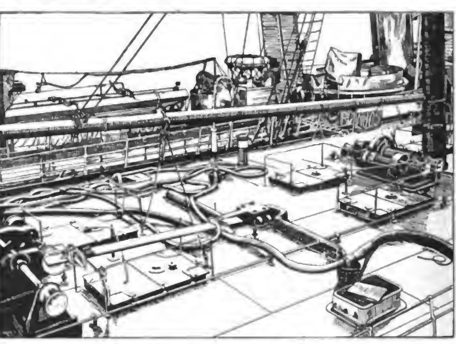
Am Ende des dritten Kriegsjahrs hatte die Nachrichtentruppe 920000 km Leitungsdraht in Betrieb, das ist das 23fache des Erdäquators; ins Feld geliefert aber waren 2700000 km, und ein ganz bedeutender Teil davon wurde mehrmals ein- und wieder abgebaut. Die Feldstationen der höheren Stäbe gleichen an Umfang und technischer Ausstattung den heimischen Telegraphenämtern. Auch hier ergänzen Funkentelegraphenstationen jeder Art das Nachrichtennetz; die Funker sorgen auch für die Verbindung mit den Luftstreitkräften.



Versorgung der Kriegsschiffe mit Betriebsstoff: I. Kohlenübernahme aus einem Leichter.

Das Zusammenwirken mit der Reichstelegraphenverwaltung hat viel zu dem Erreichten beigetragen; durch die deutsche Industrie aber wurde die Riesenleistung der Nachrichtentruppe erst ermöglicht.

Hindenburg und Ludendorff bilden den einheitlichen Pol, der in der gewaltigen und erschreckenden Erscheinungen Flucht der deutschen Volksseele Ruhe und Sicherheit einflößt. Ihr meisterliches, ungehemmtes und ungetrübtes Zusammenwirken ruft unwillkürlich die Erinnerung an ein anderes Kriegerpaar wach, das sich ebenfalls durch tadellose Gemeinsamkeitsarbeit in schwerem Befreiungskampf unvergeßlich ins Gedächtnis des deutschen Volkes eingegraben hat, das Feldherrnzwillingspaar Blücher-Gneisenau. Freilich, welcher Unterschied in der Art und im Verhältnis zueinander, aber vier markige, um ein viel mißbrauchtes Wort anzuwenden, echt deutsche Männer! Der Marschall Vorwärts soll einmal in ebenso treffender wie rührender Weise das Verhältnis zu seinem Generalstabschef gekennzeichnet haben, indem er einer festlichen Tafelgesellschaft das Scherzrätsel aufgab: „Wie kann man seinen eigenen Kopf küssen?" und es selbst dadurch löste, daß er dem neben ihm sitzenden Gneisenau einen Kuß gab. Für unsere beiden Meisterschlachtenlenker träfe diese Kennzeichnung wohl auch zu, und da müßte schon jeder von beiden den andern küssen.



Versorgung d. Kriegsschiffe m. Betriebsstoff: II. Füllung der Öltanks a. einem Tankdampfer. Beide Bilder sind englischen Ursprungs und sollen zeigen, wie schön sauber die Auffüllung der Öltanks sich vollzieht, gegenüber der Kohleneinnahme. Nur sind es eben bis jetzt verhältnismäßig wenig Schiffe, die sich dieses reinlichen Vorteils erfreuen.

Der Unterschied. In Anton Fendrichs Kriegs- und Friedenskalender finden wir allerlei Bosheiten, die den Vorzug haben, die reine Wahrheit zu sein. Da heißt es z. B.: Die Feinde nennen uns nie bei unserem rechten Namen. Sie sprechen nie von Deutschen. Wir sind für sie nur die „Boches", die „Hunnen", die „Kindermörder", die „Barbaren", die „Feinde der Menschheit". Wir selber aber haben keine Schimpfwörter für unsere Gegner. Wir nennen sie Franzosen, Engländer, Russen, Kanadier, Australier, Neger, Kalmücken, Zulukaffer.

Ein Hindenburgwort. Englands Neid zwang uns das Schwert in die Hand und schloß die Tore des Welthandels. Nun soll es unseres Schwertes Schärfe fühlen, bis es sich entschließt, die Tore des Welthandels für immer und für jeden offen zu halten.



Die Anlage und Ordnung von Kriegssammlungen.

Erfahrungen und Anregungen.

Von Olly Oltmanns.

Unser ganzes Wirtschaftsleben ist jetzt auf den Krieg zugeschnitten und so wenig wohl sich der Einzelne in diesem Zustand fühlt, so wird doch durch den von uns allen herbeigesehnten Frieden sich dieses Verhältnis nicht plötzlich ändern. Jahre und Jahrzehnte werden vergehen, bis Handel, Industrie und Gewerbe wieder den sicheren Boden der Vergangenheit unter sich fühlen, und der Sammler kann auch in dieser Zeit hier und da noch auf eine Delikatesse für seine Sammlung rechnen. Die Zeit der Hochkonjunktur, wenigstens bezüglich leichten Erwerbes seltener Stücke ist zwar schon vorüber, und Wucher und Preistreiberei sind auch hier am Werk wenngleich es sich hier nicht um notwendige Bedarfsartikel handelt, sondern lediglich um eine Liebhaberei, allerdings mit materiellen Nebenabsichten, mitunter zwar wohl auch um ein Geschäft mit finanziellen Hauptabsichten.

Vom nationalökonomischen und wissenschaftlichen Standpunkt aus kann man die Kriegssammlungen nur begrüßen, so manche Lebensmittelmarke wird dem Munde abgespart, um in die Sammlung zu wandern, und die Ausgabe von Notgeld bedeutet für die betreffenden Städte und Gemeinden glattweg ein Geschäft, sehr viele dieser papierenen Bons werden nicht zur Einlösung vorgezeigt, viele gewiß noch lange nach dieser zum Nennwerte und höher gegen bare Münze verkauft. Manche kleineren Gemeinden haben, lediglich um den Wünschen der Sammler gerecht zu werden, zweite Auflagen ihres Notgeldes herausgegeben und dabei klingende Geschäfte gemacht.



Künstlerische Lebensmittelkarten der Stadt Frankfurt a. O. Brot-, Zucker- und Fettkarte für eine Woche.

Jede Lebensmittelmarke einer Sammlung bedeutet eine Ersparnis unserer Mundvorräte, jedes Stück Notgeld eine Verbesserung des Nationalvermögens. Viele Körner bilden auch hier den Scheffel. Der nicht minder wichtige, wissenschaftliche Wert einer Sammlung beruht aber darin, daß sie ewige Dokumente nationaler Fürsorge, Beispiele der Anpassungsfähigkeit an widrige Verhältnisse und, bei der Kriegsliteratur, das getreue Spiegelbild des Geisteslebens im Kriege liefern. Wie groß hier für die Zukunft die Ausbeute sein wird, ist heute noch

nicht zu übersehen, der Wert gewiß aber auch nicht zu unterschätzen.

Soll eine Sammlung, selbst die kleinste, derartigen Ansprüchen gerecht werden, so sind bestimmte Grundsätze unerläßlich. Diese lassen sich zwar nicht als allseitig verbindlich aufstellen, berühren sich aber eng in ihren wesentlichsten Punkten. Wer nicht über außerordentliche Mittel, ferner über genügend Raum und Zeit verfügt, muß sich lokalisieren, d. h. auf einige Gebiete als Hauptsammelobjekte beschränken. Das andere soll Mittel zum Zweck, wenn auch mit der Absicht, es später auszubauen, sein. Wer also Lebensmittelmarken sammelt, soll nicht den Hauptwert auf recht viel verschiedene Orte, sondern auf die Vollständigkeit der Marken legen.



Künstlerische Lebensmittelkarte der Stadt Frankfurt a. O.

Man soll sich keinen Augenblick scheuen, eine seltene Marke aus einem Orte, von wo man sonst keine weiteren hat, gegen eine Marke aus einer nur mit einer Anzahl Spezies vertretenen Stadt einzutauschen. Wer dabei noch auf Vollständigkeit bestimmter Kreise und Provinzen sieht, steigert dadurch ohne Zweifel nur den Wert seiner Sammlung.

Wie soll man nun die Marken aufbewahren? Museen werden ihre Schätze aus Zweckmäßigkeitsgründen unter Glas bringen, der Privatsammler aber in geeignete Albums und zwar so, daß die Art der Befestigung auch die Betrachtung der Rückseite zuläßt, sofern dort Text u. dgl. angebracht ist. Zu diesem Zweck eignen sich besonders Albums mit auswechselbaren Blättern, die aus farbigem Karton (holzbraun, grau, stumpfgrün) bestehen sollen. Von diesen schwachen Kartons werden je zwei mit der Rückseite zusammengeklebt und zwar so, daß die Klebemasse nur etwa in Zentimeterbreite am Rande aufgetragen wird. Durch das Pressen werden diese Blätter als vollständig verleimt erscheinen. Auf einer Seite bringt man möglichst Marken derselben Stadt unter, die größten in der Mitte, aber so, daß immer viel Raum zwischen den einzelnen Stücken bleibt, diese sollen in ihrer Gesamtheit nie mehr als die Hälfte oder ein Drittel der Seite bedecken. Oben oder unten in der Mitte bringt man ein weißes Stück Papier mit der sauberen Aufschrift des Ortes an, gut ist dabei die Gesamtanordnung nach dem Alphabet.

Man legt nun die Marken erst lose auf den Karton und sieht, wie sie sich am besten verteilen lassen. Dann umreißt man die einzelnen Stücke leicht mit dem Bleistift und macht an der Längsseite der Marke in der Höhe derselben in den Karton einen Einschnitt, der nur durch das eine Kartonblatt gehen darf. Der Einschnitt ist oben oder an der dem Rücken des Buches zugekehrten Seite zu machen, damit beim Zuklappen sich die einzelne Marke flach abdrückt. In den Einschnitt steckt man die eine Seite der Marke, die so eingeklemmt ist und bequem von der Rückseite betrachtet werden kann. Sieht man sich später zu Änderungen in der Anordnung gezwungen, so sind die alten Einschnitte kaum sichtbar. Bei Notgeldern verfährt man genau so, ebenso bei Gefangenenlagergeld usw. Bei den allerdings selten vorkommenden Metallmarken schneidet man das eine Blatt des Kartons genau in der entsprechenden Größe heraus und leimt die Marke leicht ein, gut ist es dabei, je zwei Stück davon zu besitzen, um Vorder- und Rückseite zeigen zu können. Auch Vivatbänder, Stempel, kleine Drucksachen u. dgl. lassen sich so aufbewahren.

Ein Vorteil solcher Bücher mit auswechselbaren Blättern besteht noch darin, daß man einzelne davon bei Neuerwerbungen, um die alphabetische Reihenfolge innezuhalten, leicht umwechseln, respektive vermehren kann. Ich habe außerdem bei den Stücken, von denen ich Dubletten besitze, ein D. mit Bleistift angebracht und dahinter die Zahl der Dubletten, so hat man es leicht, Zusammenstellungen zu Tauschzwecken zu machen. Habe ich z. B. von Breslau ein Stück Notgeld fünfmal doppelt, so verwende ich diese zuerst mit zu Tauschzwecken, um möglichst viele verschiedene Dubletten zu behalten.

Besondere Schwierigkeiten bereitet die übersichtliche Anordnung einer Sammlung von Kriegszeitungen. Ist bei den zuerst ausgeführten Sachen ein Katalog recht nützlich, so wird er hier zur unbedingten Notwendigkeit. Bei vorgeschrittenen Sammlungen muß man mindestens ein Diarium mit 200 Blättern haben. Jede Zeitung erhält darin eine entsprechende Katalognummer. Im Diarium wird etwa drei Zentimeter vom oberen Rand entfernt eine Linie über die ganze Breite des Blattes gezogen. Oberhalb dieser Linie kommen die Nummer, genaue Angabe der Zeitung, Erscheinungsort respektive Feldpostnummer und das Datum des erstmaligen Erscheinens. Dann zieht man auf der Außen- und Innenseite des Blattes etwa drei Zentimeter von dem seitlichen Rande der Seite respektive der Buchmitte zwei senkrechte Linien. In das große, so in der Mitte verbleibende Feld kommen die Nummern der vorhandenen Zeitung, für jede fehlende läßt man einen entsprechenden Platz frei. Die ganze Anordnung würde etwa wie folgt aussehen:

Nr. 48. Ostgalizische Feldzeitung.

1. Nummer 20. 1. 17. Erscheint wöchentl. 3 mal.
Deutsche Feldpost 268.

Anmerkungen:	1. Jahrgang:	Selbstkosten:
Nr. 4, 5, 10, 11 bei d. Redaktion vergriffen. Die Nrn. 1—20 sind für 30 Mk. angeboten word. Dubletten 1^2, 6, 10^2, 21^3.	1, 2, 3 , , 6, 7, , 9, , , 12, 13, 14, , , , , , , 21, 22, 23, Sonderbeilage Ostgalizien, 24, , 26,	1, 2, 3 à 1.— = 3.00 6—23 im Tausch. Wert 2.50 Sonderbeil. 0.50

Die kleine Ziffer hinter einer größeren gibt immer an, wieviel Dubletten der gleichen Nummer man besitzt, die Bleistiftzahlen sind ja stets leicht zu ändern. Nach diesem Schema geordnet, bleibt selbst die größte Sammlung übersichtlich. Wir haben heute mit Einschluß der inzwischen eingegangenen respektive nur einmal erschienenen Kriegszeitungen, deren nahezu 200, sie alle komplett zu besitzen, würde einen Wert von vielen tausend Mark bedeuten. Das wird bisher wohl niemand, selbst einer staatlichen, mit reichen Mitteln ausgerüsteten Sammlung nicht gelungen sein.

Der Wert einer Zeitung liegt in ihrer Vollständigkeit. Von der Deutschen Kriegszeitung von Baranowitschi sind z. B. im ersten Jahrgang 105 Nummern erschienen. Besitze ich davon hundert, so ist der Wert meiner Zeitung kaum die Hälfte des vollen Jahrganges, trotzdem mir nur fünf Nummern, vielleicht nicht einmal die seltensten, fehlen. Die Schlußfolgerung ist deshalb: wenn man auch alles nimmt, das Hauptgewicht ist immer auf die Vervollständigung nahezu kompletter Jahrgänge zu legen. Selbst wenn man nicht aus materiellen Gründen sammelt, ist es doch ein freudiges Bewußtsein, wenn man vielleicht 300 Mark in die Sammlung gesteckt hat, deren Wert auf mehr als tausend veranschlagen zu können, in einem solchen Verhältnis steht die Wertsteigerung bei einiger Geschicklichkeit und Umsicht unbedingt.

Ein altes Sprichwort sagt: „Wer Lust hat zum Tauschen, hat auch Lust zum Betrügen." Das mag für manche Tauschgebiete zutreffen, bei Kriegssammlungen bringt ein Tausch immer



Künstlerische Nahrungsmittelkarte (für Kartoffeln u. dergl.) der Stadt Frankfurt a. O.

beiden Teilen Vorteile. Habe ich z. B. die Nummer 1 einer Zeitung doppelt, so ist der Wert der Dublette für mich gering. Wenn ich nun dafür eine andere mir fehlende Nummer erhalte, so ist das unbedingt ein Gewinn für mich und jenen, der mir diese für ihn geringwertige Dublette gab. Ist man sicher, daß man nur mit beträchtlichen Mitteln oder überhaupt nicht eine Kriegszeitung komplettieren kann, so gebe man diese Nummern gegen Passenderes ab, es genügt in solchen Fällen, eine Nummer als Beispiel in der Sammlung zu haben. Es ist grundverkehrt, beträchtliche Mittel zur Erlangung von Kriegszeitungen auszugeben, die heute schon Spekulationsobjekte sind. Für die 450 Mark, die

z. B. der erste Jahrgang der „Liller" kostet, bekommt man mancherlei anderes, dessen Wert sich unbedingt steigert, was von der „Liller Kriegszeitung" kaum mehr anzunehmen ist. Eher wird das Gegenteil der Fall sein; bei diesen hohen Preisen werden jetzt massenhaft vollständige Jahrgänge angeboten.

Unerläßlich ist es für den Sammler, wenigstens einige Kriegszeitungen im Abonnement zu halten, dazu wählt man entweder neu gegründete oder solche, deren bereits erschienene Nummern man noch zu erhalten hofft oder schon hat.

Da gibt es für wenig Silberlinge noch unentdeckte Schätze zu kaufen. Die ersten 100 Nummern der „Kriegszeitung der 7. Armee" sind z. B. viel seltener und somit wertvoller wie die „Liller", die von der 7. Armee herausgegebenen acht Nummern des „Journal de Guerre", als Vorläufer der „Gazette des Ardennes", kosten heute mindestens 350 Mark, also pro Nummer rund 50 Mark.

Einen ganz besonderen Wert werden jene Kriegszeitungen erhalten, die überhaupt nicht an Private abgegeben werden, z. B. „Kriegszeitung der Heeresgruppe von Below". Auch die Osmanische Politisch-Humoristische Wochenschrift „Haude", die in Konstantinopel erscheint, wird sich komplett selten vorfinden.

Als Seltenheiten darf man heute mit Fug und Recht wohl bezeichnen: „Journal de Guerre", „Der Landsturm von Vouziers" 1—7, „Gazette des Ardennes" 1—34, besonders die Rethel-Nummern; dann „Der bayrische Landwehrmann", für dessen ersten Originaljahrgang mit 20 Nummern der Verlag selbst 400 Mark verlangt, „Kriegszeitung der 7. Armee", „Liller Kriegszeitung", 1. Jahrgang, „Feldzeitung", „Deutsche Kriegszeitung in Polen", komplett; die ersten 50 Nummern der „Armeezeitung" (2. Armee), ebenso „Kriegszeitung der 4. Armee", „Kriegszeitung für das 15. Armeekorps", „Der Grabenbote" des 11. Armeekorps, „Champagne-Kriegszeitung", „Kriegszeitung der Feste Boyen und Stadt Lötzen", „Kriegszeitung der 14. Infanterie-Division", „Meldereiter im Sundgau", „Kriegszeitung der 11. Armee", „Hurra", „Landsturmbote", „Kleiner Minenwerfer" und vieles andere, besonders komplett, dann natürlich die vielen nur in einer oder wenigen Nummern erschienenen Kriegszeitungen. (Schluß folgt.)



Aus unserer Bildermappe: Ein bulgarischer Kriegsbilderbogen, der als Laokongruppe die den Mittelmächten feindlichen Staaten darstellt, wie sie durch den Krieg erdrosselt werden, indes Deutschland mit seinen U-Booten das Meer beherrscht.



Zar Ferdinand von Bulgarien.

Nach dem Gemälde von Nicola Michailow.

Der Krieg ist die Quelle der edelsten Handlungen, der Ort, wo die menschliche Seele in ihrer erhabensten Stärke sich zeigt. v. Meyern.

Chronik des Krieges.

vom 28. September bis 20. Oktober 1917.

28. September. Abermaliger deutscher Luftangriff auf London und die englische Südküste. — An der flandrischen Front nur Artilleriekampf und vergebliche Teilvorstöße des Feindes. Günstige Vorfeldgefechte an der Maas und bei Bisel im Sundgau. — Russische Abteilungen setzen über den St.-Georgs-Arm der Donau, werden aber rasch wieder vertrieben. — Auflebende Kampftätigkeit am Monte San Gabriele und in Judikarien. Italienischer Fliegerangriff auf Pola und Parenzo. Österr.-ungarische Seeflugzeuge zerstören die italienische Luftschiffhalle bei Ancona. — Aus dem Sperrgebiet um England wird die Versenkung von 22000 Registertonnen gemeldet.

29. September. Wiederum bombardieren deutsche Flieger die Docks und Speicher von London, Ramsgate, Sherneß und Margate mit sichtlichem Erfolg. — Erbitterte Kämpfe auf der Hochfläche von Bainsizza und am Monte San Gabriele. — Im Sperrgebiet um England fallen den deutschen Tauchbooten 25000 Registertonnen zum Opfer. — Die Ballonhalle von Ferrara wird durch österr.-ungar. Flieger vernichtet. Italienische Flieger bombardieren Pola.

30. September. Die deutschen Flieger wiederholen ihren Besuch in England, während die feindlichen auf belgischem Gebiet erheblichen Schaden anrichten. — Die italienischen Angriffe an der Isonzofront erlahmen wieder. — Beute der deutschen U-Boote auf dem nördlichen Kriegsschauplatz: 21000 Tonnen.

1. Oktober. Deutsche Sturmerfolge am Polygonwald und bei Bezonvaux. Zweimaliger französischer Fliegerangriff auf Stuttgart. Deutsche Flieger bewerfen London und die englische Südostküste mit Bomben. — Deutsche Tauchbootbeute auf dem nördlichen Kriegsschauplatz 18000 Tonnen.

2. Oktober. Anschwellender Artilleriekampf in Flandern und vergebliche Teilangriffe der Engländer. Die Deutschen gewinnen in erfolgreichem Teilvorstoß auf dem Ostufer der Maas Gelände und halten es gegen 8 französische Gegenangriffe. Fortgesetzte Bombenangriffe der deutschen Flieger gegen die wichtigsten Plätze am Kanal erweisen sich als sehr wirkungsvoll und setzen ganz Dünkirchen in Flammen. — Verlustreiche, aber fruchtlose Angriffe der Italiener am Monte San Gabriele. — Bei einem Seegefecht an der flandrischen Küste wird ein englisches Großflugboot abgeschossen. Feindliche Fliegerangriffe auf Frankfurt und Stuttgart.

3. Oktober. Nach schwerster Feuervorbereitung entbrennt im Ypernbogen von neuem die Infanterieschlacht. Die Franzosen erschöpfen sich auf dem Ostufer der Maas in verlustreichen und ergebnislosen Gegenangriffen. — Erkundungsgefechte in Livland, am Zbrucz und vor Galatz. — Die Engländer bringen den Türken bei Ramadie eine Schlappe bei.

4. Oktober. Schwerer Großkampftag in Flandern. Die Engländer erkaufen spärlichen Geländegewinn mit ungeheuren Verlusten. Fortsetzung der verzweifelten französischen Gegenstöße auf dem Ostufer der Maas. — Vor der Straße von Gibraltar werden 13 feindliche Transportschiffe mit einem Raumgehalt von 29000 Tonnen vernichtet. An der irländischen Küste wird ein englischer Panzerkreuzer torpediert.

5. Oktober. Die Flandernschlacht ist wieder abgeflaut. Ein französischer Vorstoß nordöstlich von Reims scheitert. Günstige Vorfeldgefechte auf beiden Ufern der Maas. — Östlich vom Doiransee wird ein englischer, am Monte San Gabriele ein italienischer Teilangriff abgewiesen.

6. Oktober. Erkundungsgefechte bei Verdun. — Ein russisches Vordringen in der östlichen Bukowina wird durch Gegenstoß bei Waschkontz aufgehalten. — Erfolgreiche Teilvorstöße der Italiener im Gabriele-Abschnitt. Glückliches Vorpostengefecht bei Costa Bella.

7. Oktober. Englische Teilangriffe in Flandern werden im Trichterfelde niedergehalten. Heftiger Artilleriekampf beiderseits der Straße Laon—Soissons und auf dem Ostufer der Maas. Vergebliche Vorstöße der Franzosen bei Vauxaillon und Beaumont.

8. Oktober. Der Artilleriekampf in Flandern steigert sich zum Trommelfeuer, und abends bricht das englische Fußvolk zum Massenangriff vor. — Erhöhte Feuertätigkeit an der mazedonischen Front. — Ein italienischer Vorstoß bei Kal wird zurückgeschlagen, ein solcher der k. u. k. Truppen bei Costanjevica hat Erfolg. — Im Sperrgebiet um England werden 19500 Tonnen Schiffsraum versenkt.

9. Oktober. Gewaltige Infanterieschlacht in Flandern, die den Engländern furchtbare Verluste und nur geringfügigen Geländegewinn bringt. An der Aisne verstärkt sich der

Feuerkampf. — Die Bulgaren schlagen am Doiransee englische Angriffe zurück. — Peru bricht die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland ab.

10. Oktober. Artillerie- und Luftschlacht in Flandern, wo der Infanteriekampf ruht. Ein französischer Teilvorstoß bei Draaibank bleibt ergebnislos. Dagegen erzielen deutsche Truppen einen schönen Sturmerfolg im Chaume-Wald. Die Verluste in den Luftkämpfen des September stellen sich bei den Deutschen auf 82 Flugzeuge und 5 Fesselballone, beim Gegner auf 374 Flugzeuge und 22 Fesselballone. — Die Russen beschießen Braila, die Deutschen Galatz. — Feindliche Angriffe bei Monastir brechen zusammen. — Aus dem Mittelmeer wird die Vernichtung von 46000 Tonnen feindlichen Schiffsraums gemeldet, worunter zwei Truppentransportdampfer.

11. Oktober. Die Engländer nehmen in Flandern den Infanterieangriff wieder auf. Gefechte mit den Franzosen bei Vauxaillon und Samogneux. — Erhöhte Gefechtstätigkeit in Livland und am Zbrucz. — Artilleriekampf im Cernabogen. — Erfolgreiche Angriffe deutscher Luftstreitkräfte auf die militärischen Anlagen des Rigaer Meerbusens und der finnländischen Küste.

12. Oktober. Ein heißer Kampftag in Flandern schließt mit ganz geringen Örtlichkeitserfolgen der Engländer, deren Ansturm an den meisten Stellen blutig abgewiesen wird. Deutscher Sturmerfolg am Damenweg. — Erhöhte Gefechtstätigkeit an der Tiroler Front. — Im Sperrgebiet um England versenken deutsche Tauchboote feindliche Handelsschiffe im Ausmaße von 21000 Tonnen. Der deutsche Hilfskreuzer „Seeadler" ist in der Südsee gestrandet, nachdem er lange einen erfolgreichen Kaperkrieg geführt hat.

13. Oktober. An der flandrischen Front nur Artilleriekampf und Vorfeldgefechte. Vergebliche Gegenangriffe der Franzosen bei Vauclere. — Deutsche Truppen landen unter Mitwirkung von Flottenteilen auf Oesel und dringen siegreich ins Innere der Insel vor.

14. Oktober. Starke englische Vorstöße im Artois verpuffen wirkungslos. Artillerieduell am Damenweg. — Rasche Fortschritte der Deutschen auf Oesel. Bei Seegefechten vor dem Moonsund verlieren die Russen zwei Zerstörer. — Erhöhte Kampftätigkeit an der Isonzofront.

15. Oktober. Heftiger Artilleriekampf nordöstlich Soissons. Erkundungsgefechte bei Craonne und auf dem Westufer der Maas. — Die Eroberung von Oesel ist fast vollendet. Besetzung der Inseln Runö und Abro. — Die Bulgaren überlassen den Engländern einige Ortschaften in der Strumaebene. — Kleinere Teilvorstöße der Italiener an der Isonzofront werden vereitelt.

16. Oktober. Anschwellende Artillerietätigkeit in Flandern, bei Soissons und in der westlichen Champagne. Deutsche Flieger bewerfen Dünkirchen und Nanzig mit Bomben. — Die Russen werden vollends von Oesel vertrieben. Seegefechte nördlich dieser Insel. Angriff deutscher Marineluftschiffe auf Pernau. — Versenkung von 20000 Tonnen Schiffsraum vor der Straße von Gibraltar.

17. Oktober. Nordöstlich Soissons hat sich eine mächtige Artillerieschlacht entwickelt. Deutscher Handstreich an der Nordostfront von Verdun. Französische Flieger über Frankfurt, deutsche über Nanzig. — Die Gesamtbeute von Oesel beläuft sich auf 10000 Gefangene und 50 Geschütze. Seegefecht im Moonsund. — Vorpostengefechte in Ostgalizien. — Vernichtung eines aus 13 Fahrzeugen bestehenden englischen Geleitzuges bei den Shetlands-Inseln durch deutsche Kreuzer.

18. Oktober. Fortdauer der Artillerieschlacht bei Soissons. Zahlreiche französische Erkundungsvorstöße werden abgewiesen. Auch in Flandern schwere Artilleriekämpfe. Ein französisches Luftgeschwader greift Ingelmünster an, verliert aber dabei 6 Flugzeuge. — Eroberung der Insel Moon, wo zwei russische Regimenter gefangen genommen werden. Bei den fortgesetzten Seekämpfen im Moonsund werden die Russen geschlagen und verlieren ein Linienschiff und einen Zerstörer. — Erfolgreiche Erkundungskämpfe an der Tiroler Front. — Im Mittelmeer fallen wiederum 40000 Tonnen feindlichen Schiffsraums den Tauchbooten zum Opfer.

19. Oktober. Erfolgreicher Angriff deutscher Torpedoboote auf Dünkirchen. Durch ein einziges deutsches Tauchboot wurden an der Westküste Englands 38000 Tonnen Schiffsraum zerstört. — Zu der Artillerieschlacht bei Soissons treten Erkundungsvorstöße des Fußvolks. — Landung deutscher Truppen auf Dagö. — Französische Teilvorstöße am Ochridasee werden abgewiesen. — Ergebnis der 7. deutschen Kriegsanleihe 12½ Milliarden Mark.

20. Oktober. Großer deutscher Luftschiffangriff auf England. Beim Rückwege geraten vier Marineluftschiffe im Nebel über französisches Gebiet und werden hier abgeschossen. Die Engländer beschießen Ostende von der See aus. — Die Artillerieschlacht bei Soissons dauert mit unverminderter Heftigkeit fort. — Rasche Fortschritte der Deutschen auf Dagö. Besetzung der Insel Schildau. — Französische Angriffe zwischen Skumbital und Ochridasee werden zum Scheitern gebracht. — Glückliches Patrouillengefecht gegen die Italiener im Fleimstal.

Illustrierte Kriegsberichte.

Der Krieg in Rumänien.

Von Major Franz Carl Endres. Mit 5 Abbildungen.

IV. Die Operationen bis zur Gewinnung der Serethlinie.

Wir haben Seite 51 und Folge die Dobrudscha-Armee Mackensens am 27. Oktober in der allgemeinen Linie Babadag—Ostrow verlassen. Während Falkenhayn im November seinen Vormarsch auf Bukarest antrat, den wir an der gleichen Stelle besprochen haben, fanden in der Dobrudscha heftige Kämpfe statt. Aber erst am 15. Dezember entschloß sich der dort kommandierende russische General Sacharow zum endgültigen Rückzug. Dieser Entschluß mag hauptsächlich damit begründet gewesen sein, daß Sacharow befürchten mußte, bei längerem Standhalten durch die westlich der Donau in Richtung auf Braila vorgehende Donau-Armee umgangen zu werden. Die Armee Mackensen hatte am 15. Dezember die Linie Cogealac—Cartal—Harsova inne. Ohne an schon vorbereiteten Stellungen zum Halten zu kommen, ging Sacharow, aus der schon angedeuteten Befürchtung einer Überholung durch die Donau-Armee, in einem Zug bis hinter das Waldgebiet der Linie: Nordufer des Babadagsees (Vaterberg)—Denis Tepe (Meerhügel)—Ali Beykoy (Dorf des Ali Bey)—Hamcearca (von Hemschiré = Schwester)—Turcoaia zurück. Die Verbündeten folgten in starken Märschen und erreichten am 16. die Linie Golovitza-See—Testemel—Doiran Dokuzaci (Dokus Hadschi = neun Mekkapilger), am 17. die Linie Babadag—Pecineaga. (Die Ortsnamen, die wir in Klammern übersetzen, sind noch alle türkisch, aus der Zeit, in der die Dobrudscha eine türkische Provinz bildete.)

Am 22. durchstieß Mackensen die oben angegebene Front des Feindes, während der rechte Flügel, weit voraus, an diesem Tage schon Tultscha erreichte. Der linke Flügel fand schwerere taktische Verhältnisse vor, schon deshalb, weil der Feind aus Rücksicht auf seine südwestlich Braila fechtenden Teile die Donauschleife zwischen Macin und Luncavitza halten mußte, während er donauabwärts die Tendenz rascher Loslösung vom Feinde ganz logischerweise vorwalten ließ.



Abb. 1. Am Rand des rumänischen Grenzgebirges mit Blick auf das fruchtbare Tiefland der Walachei. Nach einer Federzeichnung von Albert Reich.

Am 24. Dezember war der äußerste Flügel der Verbündeten zum Angriff auf Macin bereit, d. h: an diesem Tage war der artilleristische Aufmarsch des Angreifers beendet. Isaccea fiel an diesem Tage in seine Hand. Die Russen verkürzten aus Gründen zähester Gegenwehr ihre Front und gaben Isaccea deshalb auf. Denn der Besitz dieses Ortes war abhängig vom Besitz der Linie Rachel—Isaccea, also eines Frontstückes, das kein „taktisches Hinterland" hat und daher für die Behauptung der Donauschleife ohne Bedeutung war.

Die Höhen von Teilor sind am 27. Dezember von der 4. bulgarischen Division genommen

worden. Durch diesen, nach erbittertem Kampf gewonnenen Erfolg war die taktische Widerstandskraft des Brückenkopfes von Macin wesentlich verringert, namentlich war die Möglichkeit, die Defensive durch offensive Stöße zu unterstützen, für die Russen so gut wie geschwunden. Der Widerstand, den Macin noch leistete, war zeitlich begrenzt und im taktischen Verfahren nur mehr auf reine Abwehr angewiesen. Der heftige Widerstand der Russen erklärte sich aus der Entwicklung der operativen Verhältnisse am linken Donauufer, die wir nunmehr nachholen müssen.



Abb 2. Karte zu den Kämpfen rechts der Donau.

So ausgesprochen die Wegnahme von Bukarest einen Abschnitt am rumänischen Feldzug darstellte, so wenig bedeutete sie eine Pause, und die Hoffnungen der Entente, daß uns Bukarest zu einem Capua werden könnte, ist nicht in Erfüllung gegangen. Die Idee der Verfolgung war in allen deutschen Führern und Truppen lebendig. Die aus ihr entstehenden großen Anstrengungen wurden selbst von den aus alten Landwehrleuten zusammengesetzten Reservedivisionen glänzend überwunden. Die Aufgabe der beiden deutschen, in Linie Bukarest—Ploesti anfangs Dezember angelangten Armeen erforderte, bei aller Energie im Vorgehen, doch auch gewisse strategische Vorsicht. Am 9. Dezember überschritten bulgarische Kräfte der Mackensen-Gruppe die Donau zwischen Silistria und Cernavoda. Durch ihr Vorgehen auf dem **linken** Donauufer schützten sie die rechte Flanke der Donau-Armee, die den schwierigen Übergang über die Jalomitza, ein in den Bergen entspringendes Flüßchen, das infolge Hochwassers und durch Zerstörung aller Brücken ein beträchtliches Hindernis darstellte, vor sich hatte. Nebenbei bildeten diese bulgarischen Kräfte auch eine wirksame Verstärkung der Donau-Armee, die notwendig war, weil die Russen ebenfalls beträchtliche Verstärkungen in den von Jalomitza und Donau gebildeten Winkel vorschoben. Die Russen mußten sich am Sereth neu gruppieren, und bedurften hierzu einiger Zeit. Diese konnte nur gewonnen werden, wenn die am Feinde gelassenen Truppenteile durch heftigen Widerstand die Vorbewegung der Donau-Armee Kosch und der 9. Armee Falkenhayn aufhielten.

Schon am 10. Dezember erkämpften österreichisch-ungarische und deutsche Truppen bei Receanu den Übergang über die Jalomitza, und am nächsten Tage erreichten die vorgehenden Armeen die Linie Urziceni—Mizil. Damit war das letzte große Hindernis bis in die Gegend des Sereth überwunden, denn der Buzeu ist für Absperrung der letzten Reste der Walachei durch die Richtung seines Laufes nur in einem ganz kleinen Teil verwertbar. Namentlich der linke Flügel Falkenhayns drang außerordentlich lebhaft vor und verursachte damit den rumänischen Paßbesatzungen, die noch in den siebenbürgischen Grenzgebieten mit Front nach Norden standen, auch weiterhin die größten Schwierigkeiten. Sie mußten schleunigst abziehen, um nicht gefangen zu werden und so öffneten sich gewissermaßen automatisch die zahlreichen Paßstraßen für den Etappenverkehr des Angreifers. Während die Bulgaren das Baracanugebiet säuberten, bei Fetesti (Gegenpunkt von Cernavoda) neue Truppen auf das linke Donauufer schickten und die Russen veranlaßten, über den Unterlauf der Jalomitza nach Norden auszuweichen, erreichte der linke Flügel Falkenhayns am 14. Buzeu. Der rechte Flügel wetteiferte in diesem unerhörten Tempo und überschritt am 15. die Calmatuiul-Niederung, während der Donau-Armee mit allgemeiner Richtung auf Braila vorging und, wie schon oben bemerkt, an den über die Donau gegangenen bulgarischen Kräften ihrerseits eine wesentliche Verstärkung ihres rechten Flügels erfuhr.

Am 16. Dezember wurde von Falkenhayn der Buzeu-Abschnitt an mehreren Stellen über-

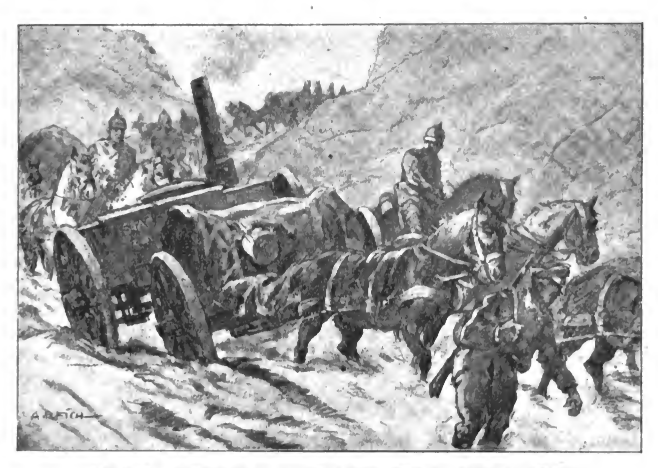


Abb. 3. Auf dem Vormarsch ins rumänische Tiefland. Nach einer Zeichnung von A. Reich.

schritten. Die heftigen Entlastungsstöße der Russen gegen die siebenbürgische Ostgrenze ließen in diesen Tagen nach, was teilweise durch die schlechte Witterung, teilweise aber auch durch eine Versammlung russischer Kräfte bei Rimnicul-Sarat begründet sein mochte. Hier verdichtete sich denn auch der Widerstand der Russen zu heftigster Form und es entstand hieraus die sogenannte „Weihnachtsschlacht von Rimnicul-Sarat".

Die Heeresgruppe Falkenhayn trat mit drei Armeegruppen in diese Schlacht ein. Am rechten Flügel operierte die Armeegruppe Kühne, die seit ihrem Durchbruch von Targu-Jiu 450 km dauernd in Marsch und Kampf zurückgelegt hatte. Die Gruppe Krafft von Dellmensingen hatte ebenfalls seit den Tagen von Kronstadt stärkste Anstrengungen hinter sich. Hierzu kam noch das Korps des Generals von Morgen. Dieses war von Kronstadt aus, unter andauernden Gefechten durch den Törzburger Paß und über Campolung auf Ploesti vorgestoßen und hatte bei schwierigstem Gelände und Schnee und Eis schwerste Strapazen hinter sich, auch starke Verluste erlitten.

In Anlehnung an das Gebirge zog sich die russische Hauptstellung in einem nach Nordosten offenen Bogen, südwestlich an Rimnicul-Sarat vorbei. Sumpfgelände und stark ausgebaute Stützpunkte verstärkten die an sich schon sehr starke Stellung. Für den 22. Dezember hatte Falkenhayn den Angriff befohlen. Hierbei sollte der Schwerpunkt auf den linken deutschen Flügel gelegt werden. Aber erst am 24. Dezember gelang durch einen Angriff der Bayern der Einbruch in die russische Hauptstellung. Heftige Gegenangriffe der Russen am Nachmittag des 24. Dezember zerschellten an der Tapferkeit bayerischer Bataillone. Die Weihnachtsnacht war von Kampf erfüllt. Kaum hatten die Gedanken Zeit, in die Heimat zu fliegen und die Lieben dort zu grüßen. Am 25. Dezember trat beim Angreifer Munitionsmangel ein und erzeugte eine gewisse Krisis, die für die ganze Operation von bedenklichen Folgen hätte sein können. Denn wenn es den Russen gelang, hier entscheidenden Widerstand zu leisten, so wären die weiteren Operationen gegen den Sereth in diesem Winter sehr in Frage gestellt gewesen. Da gelang es am 26. doch den unermüdlichen Angriffstruppen, die Entscheidung zu bringen. Am 27. endlich brach der Widerstand der Russen völlig zusammen. Die blutigste und schwerste Schlacht des rumänischen Feldzuges war damit durch die Zähigkeit der Truppenleistung siegreich beendet.

Am 25. Dezember erst gelang es der Donau-Armee, die schon am 15. Dezember den Calmatuiul-Abschnitt überschritten hatte, das befestigte Dorf Filipesti zu nehmen, und am 30. Dezember überschritt sie die Bahnlinie Buzeu-Braila. Deutlich erkennbar blieben von nun an die beiden Operationsrichtungen der Donau-Armee auf Braila und der 9. Armee auf Focsani. Die Donau-Armee durchbrach am 4. Januar die russische, südlich von Braila ausgebaute Brückenkopfstellung durch die Wegnahme der Orte Gurgueti und Romanul. Am 5. Januar erfolgte

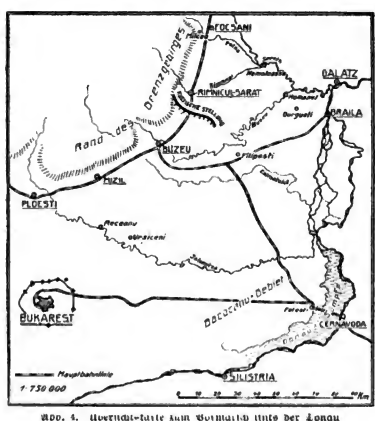


Abb. 4. Übersichtskarte zum Vormarsch links der Donau zwischen Bukarest und Braila.

die Wegnahme von Braila, während die Russen schon in der Nacht vom 4. auf 5. Januar zwischen Buzeu-Mündung und Donau auf das Nordufer des Sereth zurückgewichen waren. In Braila selbst reichten sich die Reiter der Donau-Armee und die Infanterie der Dobrudscha-Armee, die nunmehr unter Kommando des bulgarischen Generals Nerezoff stand und von Macin herüberdrängte, die Hand und sofort begann das Feuer auf Galatz.

Nach dem Sieg bei Rimnicul-Sarat arbeitete sich auch die 9. Armee unter schweren Kämpfen gegen russische Nachhuten auf die Linie Nemoloassa—Focsani—Odobeschtiberg[1]) vor. Hier heftete sich der russische Widerstand an die Festungsanlagen von Focsani, die allerdings einst, als sich Rumänien den Zentralmächten anschloß, mit Front gegen Rußland erbaut worden waren. Sie waren aber auch nun in entgegengesetzter Richtung wohl zu verteidigen, denn die Panzergeschütze in Türmen haben einen Wirkungskreis von 360 Grad und die Befestigungen selbst waren in der Zwischenzeit behelfsmäßig nach der neuen Front umgebaut worden. Im Anschluß an die 9. Armee überschritt die unter dem Befehl des österreichischen Feldmarschall-Leutnants Ruiz stehende Gruppe die Linie Nereju—Soveja unter heftigen Kämpfen und im Verein mit der noch weiter nördlich vorgehenden Gruppe des preußischen Generals v. Gerok schützte sie die linke Flanke der 9. Armee vor Angriffen starker russischer Kräfte aus der Nordmoldau. Diese allgemeine Vorbewegung veranlaßte die Russen, allerdings erst nach sehr heftigen Kämpfen am westlichen Serethufer, hinter die Susita und von Focsani abwärts des Sereth auch über den Sereth zurückzugehen.

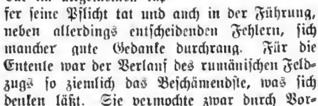
Der Raummangel hindert uns, auf die zahlreichen Gefechte, die sogar mehrere russische Gegenoffensiven zeigten, näher einzugehen. Die wichtigsten Ereignisse sind der Sieg der Gruppe Kühne am 5. und 8. Januar an der Rimniculmündung, der Durchbruch der Gruppe Krafft durch die Milcovfront am 7. und die Wegnahme Focsanis am 8. Januar. Besonders glänzend war der Angriff des bayerischen Inf.-Leib-Reg. auf den die ganze Gegend beherrschenden Odobeschtiberg.

Mit dem Erreichen der Putna- und Serethlinie und der Sicherung dieser Front im Laufe des Januar war der eigentliche rumänische Feldzug zu Ende. Die Reste der rumänischen Armee waren schon vorher hinter die russische Front zurückgezogen worden, um hier gewissermaßen neu mobil gemacht zu werden. Es waren tatsächlich nur Reste, denn die 27. rumänische Verlustliste vom 29. Dezember 1916 weist als Gesamtergebnis die Namen von 346 472 gefallenen, vermißten und verwundeten rumänischen Soldaten auf. Die Zahl der in gleicher Weise verlorengegangenen Offiziere betrug 11 043. Darunter befanden sich 15 Generale und 46 Obersten und Oberstleutnants. Diese Zahlen stellen fast $^3/_4$ der Stärke des ganzen rumänischen Heeres dar.

In den Erfolg am rumänischen Kriege

[1]) Auf unserer Karte nicht mehr angegeben, liegt einige Kilometer nordwestlich Focsani.

teilen sich die glänzende Gesamtführung durch Hindenburg, das fast immer kongeniale Eingehen seiner Unterführer auf seine Ideen und eine Truppenleistung, die schlechterdings nicht übertreffbar ist. Der Erfolg wird noch größer, wenn man bedenkt, daß um die Zeit der Durchführung dieses Feldzugs die Somme-Offensive tobte, wütende Entlastungs-Offensiven der Russen auf Nachbarfronten erfolgten, und auch Sarrail sich zu einer Offensive gegen Monastir aufraffte. Dabei darf nicht geleugnet werden, daß der rumänische Soldat im allgemeinen tapfer seine Pflicht tat und auch in der Führung, neben allerdings entscheidenden Fehlern, sich mancher gute Gedanke durchrang. Für die Entente war der Verlauf des rumänischen Feldzugs so ziemlich das Beschämendste, was sich denken läßt. Sie vermochte zwar durch Vorspiegelung falscher Tatsachen und durch Bestechung der führenden Persönlichkeiten ein armes Volk in einen aussichtslosen Krieg gegen alte Freunde zu hetzen, sie hatte aber nicht Kraft genug, dieses Volk dann militärisch vor dem vollendeten Niederbruch zu bewahren.





Phot. R. Sennecke, Berlin.
Abb. 5. Einige Typen rumänischer Gefangener

Württemberger in der Flandernschlacht.

Von Eugen Kalkschmidt, Kriegsberichterstatter.

Drei württembergische Divisionen lagen brüderlich, Schulter an Schulter, an der Ypernfront. Von Langhemark bis über Frezenberg hinaus lagen die Divisionen wochenlang auf einem Schlachtfelde, das mit deutschem und englischem Blute gedüngt ist, wie kaum ein zweites im Westen. Nirgendwo gibt es so viele saubere Friedhöfe, so viele weiße Kreuze; nirgendwo blühen die roten Rosen so üppig, so leuchtend, so triumphierend über den stillen, schmalen Hausungen der Toten, wie vor Ypern.

Die Toten sind still, aber der Tod ist sehr laut und stürmisch. Er rast in wilden Sprüngen über die stillen Gräber, er springt heulend von einer Front zur andern, er stampft mit eisernen Füßen über die grünen Wiesen, die roten Rosen und die weißen Kreuze. Von Zeit zu Zeit rollt er auch seine eherne Trommelwalze heran, um alles Lebende gründlich auszutilgen. Dieser Tod der Schlachten kennt kein Gebot, in seinem fanatischen Ungestüm tötet er die Toten zum zweiten Male. Blindlings, wie ein Besessener, rast er, von giftigen Wolken eingehüllt, über das braune zerfurchte Antlitz der stöhnenden Erde.

Die Württemberger zogen in die Flandernschlacht, um den Kampf mit dem Tode aufzunehmen. Er wollte für die lebenden Engländer Quartier machen, und das durfte nicht sein. Das Quartier der Engländer ist England, aber nicht Frankreich oder Flandern. Deshalb mußten die Engländer heimgeschickt werden, und zwar mit blutigen Köpfen, weil sie es anders nicht haben wollen, und dies überhaupt die einzige Weltsprache ist, die sie verstehen.

Die württembergischen Divisionen kannten den Tod aus vielen Schlachten, sie waren ihm auf fast allen großen Schlachtfeldern des Westens begegnet und wußten, wenn man ihm scharf und furchtlos ins Auge blickt, ist er schon um die Hälfte seiner Macht betrogen. Sie waren auch froh, daß sie so viel schwäbische Landsleut' auf einem Haufen beisammen waren. Da wollten sie wieder einmal dem Engländer die harte Faust weisen, und allen seinen Australiern und Kanadiern auch. Sie wollten den alten Ruhm der württembergischen Farben erneut zu Ehren bringen, und wollten, eine jede Division der andern, und jedes Regiment dem Schwesterregiment zeigen, daß keins vor dem an-

dern etwas voraus habe an Tapferkeit vor dem Feinde.

Um die Mitte August zogen sie in die Schlacht; drei, auch vier volle Wochen hielten sie stand in Feuer- und Sturmangriffen. Die Bataillone, die vorgingen für drei Tage in die vorderste Trichterstellung, waren längst keine kriegsstarken Bataillone mehr. Wenn sie in die Bereitschaft oder in die Ruhequartiere hinüberwechselten, vermehrten sie sich auch nicht sonderlich, denn die englischen Granaten beunruhigten das Hintergelände meistens bösartiger als die vordere Linie. Bei den Ablösungen mußte ein jeder Führer froh sein, wenn er sein Häuslein gruppenweise in Sprüngen durch die Feuerzone durchgebracht und leidlich beisammen hatte. Das geht einmal gut, das anderemal weniger gut, wie es das Kriegsglück halt will. Hinschwinden tun die Leute in solcher Schlacht immer: was die Kugel verschont hat, das greift die Krankheit an, und so kann es kommen, wie es geschehen ist, daß eine ganze Kompagnie mit ihrem Führer 17 Mann hoch nach 20 Tagen Front abgezogen ist — unbesiegt und kernhaft in all ihrer Müdigkeit und Schwäche.

Solch eine Dauer- und Abwehrschlacht ist eigentlich nichts, was man richtig erzählen könnte. Zwar hat ein jedes Regiment seine eigenen Leistungen: abgeschlagene Angriffe, einen Gegenstoß, ein paar gesäuberte Engländernester oder einen erschossenen Tank. Den Generalangriff der Engländer am 27. August verzeichnen die Divisionen stolz als „Württemberger-Tag" in den Annalen der Schlacht. Es war ein Tag, an dem der einzelne Offizier und Mann in Trichter und Unterstand, als Meldegänger, Krankenträger, Munitionsfahrer und Kanonier sein Letztes hergeben mußte und willig hergab; ein Tag, an dem der Führer nicht weiß, wen er freudiger auszeichnen soll: die Flieger, die sich aus strömenden Wolken in den Feuerwirbel auf der Erde hinabstürzen, oder die Artillerie, die den Kameraden vorn schützendes Sperrfeuer gibt, oder die Stoßtrupps, die mit Sturm verwegen ins Handgranatengefecht springen. Das sind Gefechtsbilder, die ein jeder kennt, und die man ihm nicht glaubhafter macht, wenn man ihm sagt: sie entwickelten sich am sumpfigen Brönbach, im Totenwäldchen oder vor der Weidendrift. Nein, das Erstaunliche und Übermenschliche an diesen vielen Einzelleistungen ist doch wohl ihre Beständigkeit, ihre dauernde Wiederholung, drei und vier Wochen hindurch. Es ist nicht einmal so sehr der Schrecken des Todes, der jedesmal neu überwunden werden muß, — an den gewöhnt sich der Soldat allmählich. Aber die Anspannung, die Ruhelosigkeit, die Unruhe auch dann und grade dann, wenn der Feind abgewehrt und aufs Haupt geschlagen ist. Denn was macht er nun? Wann wirft er seine Reserven vor, um die Schlappe auszuwetzen? Warum trommelt er plötzlich wie besessen? Warum nebelt er jetzt seine Front ein? Weshalb sind seine Flieger verschwunden? Nicht nur der Führer beobachtet, erkundet, kombiniert und plant — auch der Mann schickt seine Gedanken in die Schlacht. Mit dem Hirn kämpfen sie, mit den Nerven, und das Gefühl der Verantwortung für jedes kleinste Versäumnis, die Anspannung der ganzen Energie auf das, was kommen könnte und vielleicht gar nicht kommt — das ist es, was auch den sogenannten Kampfpausen die Ruhe nimmt, und die Kräftigung hindert und erschwert.

„Solang sie noch schimpfen, meine Leut', solang ist's noch gut," sagte der Leutnant vom 3. Bataillon des Reserveregiments. Er blinzelte unter einer mächtigen blauen Hornbrille wie ein Adept aus dem chemischen Laboratorium in die Herbstsonne, und kam geradeswegs aus einem nächtlichen Sturmangriff, wo ihm ein Zweig ins Auge gefahren war. Das Bataillon war nach drei Wochen Abwehr gerade noch 240 Mann stark gewesen, als es den ehrenvollen Auftrag erhielt, mit zwei Kompagnien die Engländer aus einem vorgeschobenen Wäldchen hinauszuwerfen. Mit 200 Mann wurde der Angriff eingeteilt. Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß die Freude darüber groß war. Ach nein, groß und ansehnlich waren diesmal die schwäbischen Flüche. Gottlob, daß sie noch fluchten. Die Stimmung der Truppe war also glänzend.

Abends um halb 9 mußten die Kompagnien vor. Die Führer erfuhren erst jetzt den genauen Plan, tagsüber war keine Verbindung möglich gewesen. Der Sturm sollte um 4 Uhr morgens beginnen. Die Besprechung dauerte bis 1 Uhr 30. Dann erst instruierten die Kompagnieführer ihre drei Stoßtruppführer an der Karte, jeden einzeln, weil immer nur einer Platz hatte im Trichter, über den das Zelttuch ausgespannt war, damit der Schein der Taschenlampe auf dem Papier nicht zum Verräter werde. Der Sturm gelang binnen einer halben Stunde. Von 150 Irländern, die sich tapfer wehrten, wurden ein Offizier und 61 Mann gefangen. Hierbei ereignete sich folgendes: In einem Trichter werden acht Irländer gefangen, die, vom Umschwung der Dinge bewegt, aus der „Hands up-Stellung" sogleich zur Umarmung ihrer Gegner übergehen wollen. Nur einer tanzt schreiend um den Leutnant herum und hält ihm die geballte Faust unter die Nase. Was hat er denn? Eine abgezogene Handgranate trägt er in der Hand; sobald er den Griff lockert, zündet sie und krepiert. Der Leutnant begreift seine Not, kommandiert: „Hinlegen!", Deutsche und Iren liegen andächtig auf dem Bauch, der Leutnant nimmt das kritische Objekt vorsichtig aus der Hand des Mannes und schleudert es fort. Was geschieht? Nichts. — Es war nämlich ein Blindgänger. Da haben die Württemberger, die im Eifer des Gefechts das Fluchen längst vergessen hatten, auch einmal was zum Lachen gehabt.

Der Engländer belegte diesmal eine tiefere Feuerzone mit seinen schweren Kalibern, er suchte bis auf fünf Kilometer tief durch sechsfache Feuerriegel den Anmarsch und die Verbindung abzuschneiden. Ein paar Tage blieb die vordere Linie ganz von Feuer verschont. Er wechselte auch ziemlich ordentlich mit seinen Kalibern und Zielen ab. Seit aber der 28jährige General Freiberg die Division übernahm, wurden die englischen Kanoniere unberechenbar wild. Planmäßig blieb ihr Feuer auf die Betonunterstände. Sie zertrümmerten einen nach dem andern: von den elfen, die im Regimentsabschnitt standen, war zuletzt nur noch ein halber übrig. Wenn man aufpaßte, konnte man sich auch hier beizeiten bergen. Der Bataillonsstab zählte alle acht Minuten einen 28er, genau in Richtlinie seines Stollens. Abschuß war nicht zu hören, nur Einschlag, der kam mit jedem Schuß

um 30—40 Meter näher. Kaum war der Auszug vollendet, da fuhr ein dritter Schuß — ein Volltreffer — neben den Betonklotz und lupfte ihn wie eine Zigarrenschachtel hoch. Wenn der Engländer vergaste, schien die ganze Berliner Friedrichstraße losgelassen, so schwül duftete es da. Man hing sich den Maulkorb um und hatte weiter keine Beschwerden, als höchstens die, daß man wehrlos diesem blinden Feuerregen ausgesetzt war. Mit Galgenhumor kommt man auch darüber zur Not weg. „Du," sagt der Infanterist zum Kanonier: „heut nacht will ich aber ein tadelloses Sperrfeuer sehn."

Bei einem Angriff kamen die Engländer mit Tornister und Säcken umgehängt daher, mit richtigem schwerem Marschgepäck, wie wenn sie auf dem kürzesten Wege nach Roeselaere reisen wollten. Das wurde ihnen so viel wie möglich erleichtert, und die Württemberger schmausten 24 Stunden lang herrliches Weißbrot, Butter, Milch, Tee und Schinken. Auch die gummierte Zeltleinwand ist ein sehr begehrter Artikel, und jeder englische Karabiner und Stahlhelm bringt ein kleines Beutegeld in die Kompagniekasse. Erbeutete Tanks sind schon schwerer fortzuschaffen. Die Engländer hatten einen, der nicht mehr weiter konnte, zum Sanitätsunterstand benutzt; später machten es sich eine Zeitlang unsere Leute drin bequem, benutzten Teller und Gläser und lasen bei festlicher elektrischer Beleuchtung ihre Heimatbriefe und die Rede Erzbergers im „Biberacher Anzeiger". Glaubwürdige Zeugen versichern, daß die Meinung dieses feldgrauen Teiles seiner Wählerschaft von der des großen Politikers nicht unerheblich abweiche.

Welch eine Summe von Unerschrockenheit und Mut in diesen Männern steckt, läßt sich schwer schildern, wenn man nicht die Gefechtsberichte jeder einzelnen Kompagnie oder Batterie abschreiben will. Wieviele dieser stillen Heldentaten gehen in den Sturmwellen der großen Schlacht unter, ohne daß je einer ein Wort davon erfährt. Nicht alle Patrouillen verlaufen so spannend und wirkungsvoll, wie die des Gefreiten N., der sich „seinen" Engländer bei hellem Tage herausholte. Ein Ulan, das Eiserne Kreuz 1. Klasse an der Brust, stämmig wie ein Athlet, stand er da, der Gefreite, und hielt mir einen Vortrag wie ein Generalstäbler: „Ich befahl meinen beiden Leuten, die Stiefel auszuziehen. Ich kroch gegen den Doppelposten vor, und meine Leute sollten die 20 Mann beim Schanzen mit Handgranaten angreifen. Die beiden Posten schoß ich mit meiner Pistole über den Haufen, sprang in den Graben und packte von den flüchtenden Engländern den letzten am Kragen. Aber er wollte nicht mit. Er warf sich auf die Erde, und ich mußte ihm die Kleider buchstäblich vom Leibe reißen. Schließlich packte ich ihn an den Beinen, warf ihn über die Brustwehr, kletterte nach und schleppte ihn über die Erde weg wie ein Stück Holz zum Hohlweg. Dort hatte ich meine Leute aufgestellt, als Flankendeckung. Dann ging's weiter durch unser Hindernis und in unsern Graben, während die Engländer scharf hinter uns herschossen, am hellen Tage. ‚Na,' sagte der Engländer, als wir ihn verbunden hatten, ‚das ist noch gut gegangen!'" Seit er das Eiserne Kreuz 1. Kl. hat, erzählt der Gefreite N. seine Geschichte nur noch hochdeutsch. Er hat sie aber auf gut schwäbisch ausgeführt.

„Ja, wo wollt denn ihr hin so spät bei der Nacht?" fragt einer die marschierende Kolonne. — „In Stellung vor." — „Da habt ihr aber einen schönen Weg. Und die Beleuchtung ist auch nicht recht imstand heut abend." — „Ja, das ist mir wurscht. Wenn ich nur noch heut abend an die Westfront komm!" — Ein paar Tage, nachdem das Bataillon herausgezogen war aus dieser Westfront in Flandern, feierten sie ein Fest mit Musik, Vorträgen und Tanz. Das ganze flämische Dorf stand vor Bewunderung auf dem Kopf. Die württembergisch-flämischen Beziehungen sind demnach keineswegs in Gefahr, abgebrochen zu werden.

Lebensbilder bedeutender Persönlichkeiten.

Admiral Hugo von Pohl.

Mit 1 Abbildung.

Wie die österr.-ungarische Marine während des Krieges einen schweren Verlust erlitten hat durch das frühzeitige Ableben des Großadmirals Haus, so die deutsche durch den Tod des Flottenchefs Admiral von Pohl. Auch ihm hat es ein neidisches Geschick nicht vergönnt, das sieghafte Heldentum unserer herrlichen Flotte voll und ganz auszukosten, und der unbarmherzige Schnitter hat seinem tatenfrohen Streben ein rasches Ziel gesetzt. Gleich Tirpitz entstammt auch Admiral Pohl gutbürgerlichen Kreisen, denn der erbliche Adel wurde ihm in Anerkennung seiner persönlichen Verdienste vom Kaiser erst anläßlich des Regierungsjubiläums verliehen. Hugo Pohl wurde am 25. August 1855 zu Breslau geboren und hat, wenn ich nicht irre, seine Schulausbildung auf dem dortigen Magdalenengymnasium erhalten, das schon so viele hervorragende Männer herangebildet hat. 1872 trat er in die Marine ein, wurde am 15. Februar 1876 Leutnant z. S., am 20. November 1879 Oberleutnant z. S. und am 15. November 1887 Kapitänleutnant. Nachdem er als Offizier zuerst auf der Korvette „Luise" Dienst getan hatte, erhielt er seine artilleristische Schulbildung auf dem hölzernen Linienschiff „Renowa" und seine weitere Ausbildung auf der Werft in Wilhelmshaven, wo er als Assistent des Ausrüstungsdirektors tätig war. Noch als Oberleutnant wurde er der Admiralität zugeteilt

und verblieb bei ihr längere Jahre, die durch kürzere Abkommandierungen an das Torpedoschulschiff „Blücher" und die Kreuzerkorvette „Carla" und damit verbundene Reisen unterbrochen wurden. Die Jahre 1888—1890 waren dem Besuch der Marineakademie gewidmet, worauf Pohl in die militärische Abteilung des Reichsmarineamtes übertrat. In dieser Stellung verblieb er — am 16. Juli 1894 zum Korvettenkapitän befördert — acht Jahre und war da-



Admiral Hugo von Pohl.

zwischen ein Jahr lang erster Offizier an Bord des Panzerschiffes „Württemberg". So recht war der strebsame Offizier mit den sympathischen, klugen und energischen Gesichtszügen in seinem Elemente, als er zum Vorstand der Zentralabteilung des Reichsmarineamtes ernannt wurde, denn auf diesem verantwortungsvollen Posten erhielt er vollauf Gelegenheit, seine besondere Befähigung für die Bewältigung schwieriger marinistischer Probleme darzutun. Kurz vorher hatte er sich vermählt; seiner Ehe sind zwei Töchter und ein Sohn entsprossen, der noch vor dem Hingange des Vaters als Leutnant an der Westfront den Soldatentod gefunden hat. Der 16. November 1898 brachte die Ernennung zum Fregattenkapitän und den Befehl über den Küstenkreuzer „Ägir", den Pohl aber schon nach kurzer Frist mit dem großen Kreuzer „Herta" vertauschen durfte. Unsterblichen Ruhm erwarb er sich beim Boxeraufstand und bei der deutschen Chinaexpedition im Jahr 1900, wo er als frischgebackener Kapitän zur See das aus den Kriegsschiffen „Herta", „Hansa" und „Gefion" bestehende deutsche Geschwader befehligte und an der Spitze seiner Blaujacken im Verein mit russischen, japanischen, englischen, italienischen und österreichischen Marinetruppen nach hartem Kampfe die Takuforts erstürmte. Die unter Kapitän z. S. Pohl gelandete deutsche Abteilung eroberte dabei das besonders zäh verteidigte Nordwestfort, das den mächtigsten Eckpfeiler der Befestigungen am Pei-ho darstellte. Auch an den übrigen Kämpfen, die im Gefolge der chinesischen Wirren, dann unter Graf Waldersees Oberbefehl stattfanden, hatten Pohl und seine Marinemannschaften rühmlichen Anteil. Damals, da unsere heutigen Feinde auch einmal unsere Freunde und Verbündeten waren, erkannte man eben noch gern deutschen Mut, deutsche Ausdauer an und das vielgenannte Wort: „The Germans to the Front!" bedeutete mehr als einen bloßen Schatten. Nach der Rückkehr in die Heimat war er noch einige Zeit beim Marineamt tätig und führte dann nacheinander die Linienschiffe „Kaiser Wilhelm der Große", „Kaiser Friedrich III." und „Elsa". 1905 zum Kommodore im 1. Geschwader und 1906 zum Konteradmiral ernannt, wurde er Befehlshaber der Aufklärungsschiffe, um im Herbst 1907 an die Spitze der Inspektion für Schiffsartillerie zu treten. Am 5. September 1909 rückte er zum Vizeadmiral auf und erhielt das Kommando über das erste Geschwader mit dem Sitze in Wilhelmshaven. An Kaisers Geburtstag 1913 erhielt er den Admiralstab und wenige Monate später berief ihn das Vertrauen des obersten Kriegsherrn in die hochwichtige Stellung eines Chefs des Admiralstabes an Stelle des Admirals von Heeringen, der — ein jüngerer Bruder unseres früheren Kriegsministers — Chef der Nordseedivision geworden war. Hier stand also Admiral von Pohl bei Kriegsausbruch auf verantwortungsreichstem Posten, aber die glänzenden und kühnen Taten unserer Flotte beweisen, daß er ihn auszufüllen verstand. Leider nötigte ihn Krankheit zum Niederlegen seiner Stellung. Daß es sich dabei nicht um die üblichen „Gesundheitsrücksichten" handelte, beweist sein rascher, in Marinekreisen vielbeklagter Tod.

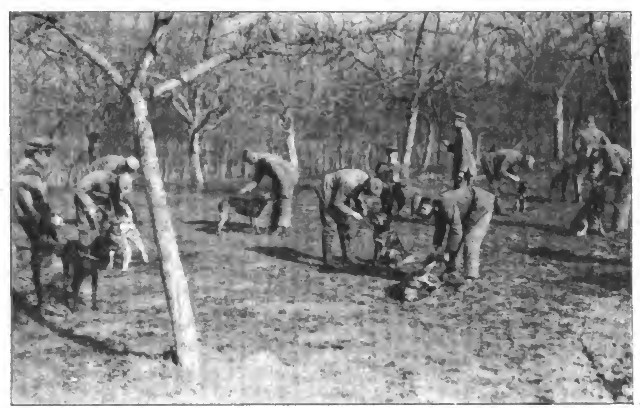
K. F.

Die Mittel des Krieges.

Der Hund im Kriege.

Von Richard Rietscher. **Mit 6 Abbildungen.**

Als vor etwa einem Dutzend Jahren bei uns die ersten Versuche gemacht wurden, den Hund für militärische Zwecke abzurichten, da hat wohl mancher den Glauben gehabt, daß damit etwas Neues geschaffen worden sei. Daß dies indessen ein Irrtum ist, dafür liefert uns die Geschichte eine größere Reihe von Beispielen. Schon das Altertum kannte die Zuhilfenahme des Hundes in den Kriegen als im allgemeinen sich geführt, und Darius hat schon früher seinen Rückzug aus dem Szythienland durch Verwendung von Kriegshunden gedeckt. Er ließ nämlich in seinem Lager eine Anzahl Hunde zurück, deren ständiges Bellen und Kläffen bei den Szythen den Glauben hervorrief, daß Darius noch in seinem Lager weilte, indessen er schon über alle Berge war. Auch bei Marathon hat ein Hund in den Kriegerreihen der Perser



Phot. Bild- und Film-Amt Berlin.

Abb. 1. Eine deutsche Kriegshundeschule hinter der Westfront.

üblich. Schon lange vor Christus hat es Kriegshunde gegeben. So besaß im Jahre 1121 v. Chr. ein Herrscher Chinas eine Dogge, die bei kriegerischen Angriffen außerordentlich geschickt war. Die tibetanischen Doggen waren riesige, überaus stark gebaute Tiere und wurden von Marko Polo so dick und so groß, wie kleine Esel befunden. Man kann sich denken, daß ein solcher Hund ein furchtbarer Gegner sein mußte, namentlich wenn die Abrichtung eine dem Zweck entsprechende war. Auch im alten Persien hat man den Hund oft im Krieg verwendet. Als Xerxes nach Griechenland zog, hatte er zahlreiche Hunde, die im Kampf geübt waren, mit mitgekämpft und ist dabei umgekommen. Sein Andenken wurde in den Fresken verewigt, die den Sieg des Miltiades für spätere Zeiten festhielten. Den Griechen war überhaupt die Verwendung des Hundes zu militärischen Zwecken sehr zu eigen. So hatten sie beispielsweise auf der Burg von Korinth beständig eine Garnison von 50 gewaltigen Molosserhunden. Einer von ihnen mit dem Namen Sotor erwarb sich sogar ein silbernes Halsband, das man ihm mit der Inschrift: „Verteidiger und Retter von Korinth“ von Staats wegen verlieh. Und als dann schließlich Akrokorinth von den Achäern erobert wurde, da haben sich die Bürger der



Phot. Bild- und Film-Amt Berlin.

Abb. 2. Der Hund auf Patrouille.

Stadt das Vorrecht ausbedungen, auch fernerhin auf der Burg 50 Kampfhunde halten zu dürfen.

Auch zur Römerzeit war der Hund eine sehr gefürchtete Verteidigungswaffe. Besonders wurde im Jahr 101 v. Chr. die Wagenburg der Zimbern bei Vercellae durch riesige Doggen verteidigt, die sich wütend auf die siegreichen Mannen des Konsuls Marius stürzten und sich bis zuletzt verzweifelt wehrten. Im Mittelalter waren die Kriegshunde sogar mit langen Messern bewaffnet und mit Brandtöpfen gepanzert. Man hetzte sie in ganzen Rudeln auf den Feind. Wenn sie auch den durch Rüstungen geschützten Rittern nicht viel anhaben konnten, so richteten sie doch durch Beißen, durch die Messer und die mit brennendem Öl gefüllten Töpfe unter den Pferden große Verwirrung an. Es kam vor, daß sie die feindliche Schlachtreihe so sehr erschütterten, daß sie einen unmittelbar daraussolgenden Angriff des Fußvolkes nicht mehr standzuhalten vermochte. Die Spanier bedienten sich insonderheit sogenannter Bluthunde in ihren Kämpfen mit den Eingeborenen Süd- und Mittelamerikas. Große Indianerstämme sind durch diese Hunde ausgerottet worden. Auch auf Jamaika hetzten die Engländer große, besonders dressierte Bulldoggen auf die entsprungenen Sklaven, die sich in die Urwälder geflüchtet hatten.

Man ersieht aus diesen, der Geschichte entnommenen Tatsachen, daß der Hund ein ständiger Begleiter des Menschen auf dem Kriegespfad war, und diese Gepflogenheit hat sich durch alle Jahrhunderte hindurch bis auf den heutigen Tag erhalten. Zwar kommt er in der neueren Zeit nicht mehr als eigentlicher Gehilfe beim Angriff in Betracht. Dafür aber ist er als Befehlsübermittler, als Zugtier und in neuester Zeit als Wach- und Sanitätshund in großer Zahl verwendet worden. Zur Überbringung von Befehlen und Meldungen ist der Hund auch von unsern Truppen schon in früheren Kriegen, zuletzt noch 1870/71, benützt worden. Zu diesen Diensten findet er auch im Weltkrieg auf unserer und der feindlichen Seite allenthalben Verwendung. Als Zugtier haben ihn vor dem Kriege nämlich schon die Belgier in hervorragender Weise benützt. Belgien ist überhaupt das Land, wo dem Hund außerordentliche Dienstleistungen zugewiesen sind. Er ist dort ein ständiger Gehilfe bei all den Geschäftsleuten, die ihren Handel auf der Straße vollziehen. Dazu gehören Milch- und Gemüsehändler, die ihre Waren auf Hundgespannen eigener Art durch die Straßen führen, wobei in der Regel zwei, oft aber auch bis fünf und sechs Hunde dem Wagen vorgespannt werden, je nachdem die zu führende Last größer oder kleiner ist. Das belgische Heer war unseres Wissens auch das einzige in Europa, das den

Hund zur Beförderung von Kanonen und Maschinengewehren verwendet. Wir zeigen in einer unserer Abbildungen ein solches Geschütz mit Hundegespann. Vereinzelt ist im Lauf des Krieges der Hund dann wohl auch bei uns zu solchen Zugleistungen herangezogen worden. Ausgedehnter dagegen haben die Österreicher und Ungarn den Hund im Kriege benützt. Auch hier geben unsere Abbildungen ein paar Beispiele.

Unsern Begriffen natürlicher erscheint die Verwendung des Hundes als Depeschenbote zur Übermittlung von Meldungen und Befehlen. Ein gut abgerichteter Hund vermag eben viel besser sich dem Gelände anzuschmiegen. Er bietet vermöge seiner Kleinheit dem Gegner selbst auch dann ein geringes Ziel, wenn er gezwungen ist, sich in vom Feinde eingesehene Gelände zu bewegen. Natürlich bereitet die Zurichtung des Hundes für die militärischen Zwecke mitunter mancherlei Schwierigkeiten, denn nicht jeder Hund eignet sich hierzu, und selbst unter den bestgeeigneten Rassen findet sich mancher, der nicht an den Knall der Gewehre oder das Platzen der Geschoße zu gewöhnen ist.

Die ausgedehnteste Verwendung findet der Hund im Sanitätsdienst, wobei namentlich die drei Rassen, des Airedale Terriers, des Schäferhundes und des Rottweiler Hundes, in Betracht kommen. Auch Dobermannpinscher und Wolfshunde werden gern zum Militärdienst verwendet. Die Erziehung eines Hundes zum Sanitätsdienst erfordert bei der natürlichen Gelehrigkeit an sich nicht sonderliche Mühe. Das Wesentliche ist, den Hund an den Schall der Geschoße zu gewöhnen. Das geschieht schon in den Garnisonsplätzen der Heimat. Dabei ist beobachtet worden, daß von allen in Betracht kommenden Rassen die deutschen Schäferhunde sich am leichtesten an den Kriegslärm gewöhnen. Man bevorzugt deshalb diese Rasse bei der Auswahl besonders. Trotzdem kommt es natürlich vor, daß im Ernstfall, das heißt an der Front, der eine oder andere Hund einen Nervenschock bekommt. Ein solches Tier ist dann zumeist für den ferneren Dienst unbrauchbar, wenn es nicht gar Lähmungen davonträgt, die seine Abtötung notwendig machen. Andererseits sind Hunde an der Front, denen auch ein starkes Trommelfeuer nichts mehr ausmacht. Merkwürdig ist, daß sich die Hunde bei regelmäßiger Beschießung die Zeit genau merken, in der die Artilleriegefechte, Minenkämpfe usw. stattzufinden pflegen. So wurde von einem Waldlager im südlichen Teil der Westfront berichtet, da es die dort befindlichen Hunde bald genau heraus hatten, wenn die Franzosen mit ihrer Beschießung begannen. Sie machten sich dann, sobald ein Einschlag in der Nähe des Lagers die Wiederkehr der Beschießung anzeigte, aus dem Staube und flohen in das etwas weiter hintengelegene Küchenlager, wo sie sich in guter Deckung und Sicherheit wußten. Wenn die Beschießung wieder aufhörte, kehrten sie jedesmal ohne weiteres zurück.



Phot. Presse-Bureau Leipzig.
Abb. 3. Sanitätshund eines österr.-ungarischen Führers.

Es ist schon erwähnt worden, daß bei uns die Hunde vornehmlich auch zu Boten- und Wachdiensten verwendet werden. Der Botendienst erstreckt sich auf die Übermittlung von Meldungen und Überbringung von Patronen an vorgeschobene Posten von den rückwärtigen Abteilungen. Auch die Verbindung einzelner Teile der Vorposten oder getrennt marschierender Abteilungen liegt ihnen ob. Zum Wachdienst gehört die Bewachung von Gegenständen, die Unterstützung in der Wachsamkeit der Mannschaft auf Vorposten und der Sicherheitsdienst. Wichtiger noch und wesentlich ausgedehnter ist und bleibt aber die Verwendung des Hundes als Sanitätshund. Man braucht Sanitätshunde in der Hauptsache da, wo durch-

schnittenes Gelände vorhanden, also Wälder, Hügel, Berge oder viel Buschwerk die Übersicht erschweren oder gänzlich unmöglich machen.

Erstes Erfordernis für den Hund ist in allen Fällen, daß er seinen Dienst stumm versieht. Er darf nicht laut bellen, sondern sich nur durch Knurren und Rückkehr zum Führer melden. Seine Ausbildung erstreckt sich deshalb in erster Linie darauf, daß er den üblichen Kommandos wie: „Platz", „Hier", „Lauf", „Folgen", „Sitzen", „Hol's", unbedingt gehorcht. Seine Hauptaufgabe besteht bekanntlich im Aufsuchen von Verwundeten, wozu ihn der Befehl: „Such, Verwundet!" veranlaßt. Für die Verwundetensuche ist kennzeichnend, daß der Hund sich nicht von einer am Boden haftenden Geruchsspur, sondern ausschließlich von der, von den Verwundeten ausgehenden Luftwitterung leiten lassen soll. Augen und Ohren sollen ihn bei dieser Arbeit gleichzeitig unterstützen.

Phot. Bild- und Film-Amt.
Abb. 4. Deutscher Meldehund, mit einer Meldung aus der vordersten Stellung einen Graben der zweiten Linie überspringend.

Die Anhänglichkeit und Zuneigung des Hundes zum Menschen im allgemeinen und zum Soldaten im besonderen bilden die treibende Kraft, die das Tier auf das Befehlswort des Führers sofort zum Absuchen aller Verstecke veranlaßt. Ist es ein guterzogener, reichlich geübter Hund, so geht er bei dieser Tätigkeit durch dick und dünn. Kein Graben ist ihm zu breit und zu tief, kein Gestrüpp zu dicht oder zu dornig, kein Hindernis zu hoch. Ohne Zaghaftigkeit und Scheu überwindet er alles, bis er sein Ziel erreicht, d. h. einen Verwundeten aufgestöbert hat. Die Mütze oder eine Achselklappe sind in diesem Fall die Beweisstücke, die er seinem Führer bringt. Verboten ist ihm in der Regel das sogenannte Verbellen, weil es, namentlich nahe an der Feuerlinie, gar zu leicht den Feind aufmerksam machen und zum Beschießen jener Stelle veranlassen könnte. Es ist zwar doch trotz allem vorgekommen, daß der Gegner aufmerksam wurde und mancher Hund, auch mancher Führer und Verwundete ist schon auf diese Weise noch von der feindlichen Kugel dahingerafft worden. Da es sich bei der Verwendung des Hundes trotz aller Intelligenz, die er aufwendet, eben doch nur um ein Tier handelt, dessen Verstand das logische Denken abgeht, so sind selbstverständlich Irrtümer und Versager nie ganz ausgeschlossen. Es gibt Beispiele dafür, daß ein an sich recht brauchbarer Hund sich bisweilen doch ablenken ließ oder daß er, wie das in Rußland vorkam, auf die Fährte eines Wolfes oder Bären stieß und aus Furcht vor dem stärkeren Raubtier umkehrte. Mitunter aber ist der Hund auch unschuldig an etwaigen Mißerfolgen. Es gibt eben auch Führer, die ihre Aufgabe nicht voll beherrschen. Man kann dies bei Sanitätshundprüfungen dann und wann beobachten.

Es ist eine Naturnotwendigkeit, daß der Hund zur Erfüllung seiner Aufgabe zunächst über Wind läuft. Er tut dies, um sich Wind zu holen. Da der Hund ein Nasentier ist, läuft er, wenn er etwas suchen soll, gegen den Wind. Dies wird mitunter von den Führern nicht genügend beachtet, und da der Hund gewohnt ist, jedem Wink des Führers zu gehorchen, so muß oft der Gehorsam über den Instinkt siegen und das Ergebnis ist dann ein Mißerfolg in der Ausübung seiner Tätigkeit. Dies hat schon mehrfach dazu geführt, ein unberechtigtes Urteil über die Leistungen einzelner Sanitätshunde herbeizuführen. Manchmal auch kann es allerdings möglich sein, daß der Hund sich wegen Geländeschwierigkeiten, allzu

großer Nähe des Feindes oder sonstiger Hindernisse keinen günstigen Wind zu holen vermag, auch dann ist seine Arbeit erfolglos.



Phot. Müller, Bozen.
Abb. 5. Österreichisch-ungar. Grabengeschütz mit Hundebespannung.

Die Ausrüstung des Sanitätshundes soll mit Rücksicht darauf, daß sie ihn nicht behindert, da er oft gezwungen ist, enge Durchschlupfe zu passieren, eine möglichst geringe sein. Schutzdecke und Brustgeschirr sind im allgemeinen überflüssig, dagegen ist es notwendig, daß jeder Sanitätshund das Sanitätsabzeichen trägt, am besten wohl am Halsband, um sofort legitimiert zu sein und dementsprechend einen größeren Schutz zu genießen.

Über die Zahl der in diesem Kriege deutscherseits verwendeten Sanitätshunde läßt sich nichts Genaues sagen, aber sie ist sicher größer als gemeinhin angenommen wird. Zu ihrer ausgedehnten Verwendung haben einmal die langen Fronten mit ihrem wechselvollen Gelände, zum andern auch die eifrige Tätigkeit des im ersten Kriegsjahre gegründeten Deutschen Vereins für Sanitätshunde wesentlich beigetragen und er hat sich außerordentlich gut bewährt. Hunderten, ja Tausenden unserer Krieger, die sonst wahrscheinlich elend zugrunde gegangen wären, haben die Sanitätshunde schon das Leben gerettet. Einzelne der Sanitätshunde haben sogar ganz erstaunliche Leistungen vollbracht. So hat während der Winterschlacht in Masuren eine Schäferhündin an einem einzigen Vormittag 31 verwundete Soldaten unter der Schneedecke gefunden. Und die Dobermannhündin Hilda, die leider durch eine russische Kugel getötet wurde, hat nach einer einzigen Schlacht mehr als 100 Verwundete in stark zerklüftetem Gelände aufgefunden. Manche Hundeführer haben mit ihren Kriegshunden auch glänzende Erfolge bei der Ausfindigmachung von Schlachtfeldhyänen oder von versteckten geflüchteten Feinden erzielt.



Phot. Frz. Otto Koch, Berlin.
Abb 6. Traghunde bei der österr.-ungar. Armee auf dem italienischen Kriegsschauplatz. Diese Traghunde haben sich im Gebirgskrieg sehr gut bewährt.

So darf alles in allem genommen, gesagt werden, daß der Hund auch im Weltkrieg mehr denn je ein ebenso nützlicher wie brauchbarer Kriegskamerad geworden ist. Und wenn es für Hunde etwa Auszeichnungen gäbe, so würde wohl mancher von ihnen sich eines solchen Schmuckes rühmen dürfen. Aber auch ohne das wissen namentlich unsere Soldaten die Tätigkeit ihres vierfüßigen Freundes zu schätzen. In der treuen, gewissenhaften Pflege und in der Zuweisung besonderer Leckerbissen mag diese Freundschaft schon oft ihren Ausdruck gefunden haben.

Die Gewehre der kriegführenden Staaten.

Von Ernst Albert. Mit 12 Abbildungen.

Gegenüber den Anschauungen, die wir von früher her vom Krieg haben, hat der Weltkrieg gar manche Umwälzung gebracht. So wird die Schlacht heute mit wesentlich andern Mitteln ausgekämpft, als noch im vorigen Jahrhundert. Die Artillerie ist weitaus am meisten beteiligt. Nach ihr sind Minen und Handgranaten zu wichtigen Kampfmitteln geworden. So könnte man meinen, daß das Infanteriegewehr eine nur noch nebensächliche Rolle spielt. Auf den ersten Augenblick aber wird ein Verfechter dieser Anschauung wohl auch



Abb. 1. Deutsches Infanteriegewehr Modell 98, geöffnet zum Einsetzen des Ladestreifens.

recht behalten, wenn man aber näher hinschaut, muß man zugeben, daß das Infanteriegewehr auch im heutigen Kriege immer noch seine Bedeutung beibehalten hat; denn es ist eine alte Erfahrung, daß das Infanteriegewehr letzten Endes doch berufen ist, die Entscheidung herbeizuführen. Das ist logisch, weil in jedem Kampfe die Infanterie die entscheidende Truppe stellt, nur kommt es dabei nicht nur auf die Bewaffnung, d. h. auf die Art des Gewehres allein an, den Ausschlag wird vielmehr die richtige Handhabung des Gewehres geben, da der Gebrauch die Wirkung herbeiführt. Dieser Gebrauch aber wird wieder reguliert durch den Geist, der in der fechtenden Truppe herrscht und dieser Geist ist letzten Endes das, was zum Siege führt.

Wenn nach dem eben Gesagten es also nicht so sehr auf die Waffe selbst ankommt, so ist das nicht gleichbedeutend damit, daß nun jeder Schießprügel in der Hand des Soldaten den gleichen Wert hätte, es wird immerhin auch hier die mehr oder weniger gute Eigenschaft des Gewehres ihre Bedeutung für den Erfolg im Kampfe behalten. Das führt dazu, einmal einen Vergleich anzustellen, welcher Art die Infanteriegewehre der gegenwärtig miteinander Krieg führenden Mächte sind. Man wird bei diesem Vergleich eine ganze Reihe Unterschiede finden, die beachtenswert sind. Im Grundprinzip zeigen die Infanteriegewehre der kriegführenden Staaten insofern eine gewisse Übereinstimmung, als sie durchgehends kleinkalibrige Magazinmehrlader sind, die über ein selbstspannendes Schlagbolzenschloß verfügen und Langgeschosse in Metalleinheitspatronen bei Verwendung rauchschwachen Pulvers verfeuern. In der Kleinkalibrigkeit der Gewehre besteht nur eine einzige Ausnahme, das ist das Gewehr, das die Kanadier führen. Auf dieses Gewehr näher einzugehen wird späterhin sich noch Gelegenheit geben. Zunächst ist festzustellen, daß alle Infanteriegewehre im Großen und Ganzen die annähernd gleiche Feuergeschwindigkeit aufweisen, daß sie leicht und sicher zu handhaben sind und auch als Stoßwaffe verwendet werden. Die Kleinkalibrigkeit der Geschosse ermöglicht es, daß der einzelne Mann einen ziemlichen Munitionsvorrat mit sich führen kann.

Aus den hier beigegebenen Abbildungen geht hervor, doch nur bei aufmerksamer Betrachtung, daß trotz der scheinbaren Übereinstimmung mancherlei Abweichungen voneinander bestehen, die erkennen lassen, daß jeder Staat darauf bedacht ist, sein eigenes Gewehr zu haben, das im Falle der Erbeutung durch



Abb. 2. Österreichisch-ungarisches Gewehr, geöffnet und mit eingesetztem Patronenrahmen.

den Gegner in kleinen oder großen Mengen nicht ohne weiteres benützt werden kann. Ein beachtenswerter Unterschied ist schon das Kaliber, das sich zwischen 6,5 mm und 8 mm bewegt. Unterschiede zeigten ferner auch das Munitionsmagazin des Gewehres, das wohl bei nahezu allen ein Kastenmagazin im Mittelschaft ist; wobei nur die Anordnung Abweichungen aufweist. Das einemal ist das Magazin versenkt, ein anderesmal nach unten vorstehend, einesteils ist es offen oder geschlossen, anderenteils auch wieder abnehmbar. Dies Magazin hat den Vorzug, daß mehrere Patronen zugleich in das Gewehr eingesetzt werden können, die entweder auf Streifen oder in Rahmen zusammengehalten werden und sich in der Regel auf 5,

beim englischen Gewehr aber auf 10 in einer sogenannten Packung erstrecken. Hinsichtlich des Magazins nimmt nur das französische Lebelgewehr eine abweichende Stellung ein, indem es statt eines Kastenmagazins ein Röhrenmagazin aufweist. Es faßt 8 Patronen, die aber einzeln in das Magazin eingeschoben werden müssen. Die meisten der Gewehre haben Drehverschlüsse, die einfacher gebaut und sicherer zu handhaben sind, wie die daneben noch bestehenden Geradzüge. Kleine Unterschiede sind noch vorhanden beim Visier. Wir haben Rahmen-, Treppen- oder Kurvenvisiere, wobei als höchste Visierstellung 1900 m bis 2500 m üblich sind. Da bei der heute angewendeten Feuertaktik das Schnellfeuer sehr oft zur Anwendung kommt, wodurch der Gewehrlauf sehr rasch heiß wird, haben die Gewehre im allgemeinen zum Schutz für die Hände gegen die Hitze Mäntel oder Handschutz aus Holz. Der Kolben der Gewehre weist in der Regel Pistolenschäftung auf, damit die rechte Hand beim Einsetzen des Gewehres in der Schulter eine bequeme Stütze findet. Ein Unterschied besteht weiterhin in der Länge der Gewehre. Sie schwanken zwischen 112 cm und 130 cm, ihr Gewicht bewegt sich zwischen 3,5 und 4,2 kg. Letzteres hat seine Ursache in der Verschiedenheit der Lauflängen und

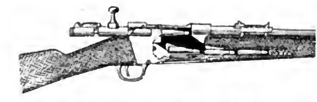


Abb. 3. Französisches Lebelgewehr mit Röhrenmagazin.

der Verschiedenheit der Verschlußkonstruktion. Auch die zu den Gewehren gehörenden Seitengewehre sind unterschiedlich, ihre Länge beträgt zwischen 25 und 32 cm. Auf weitere Unterschiede hier einzugehen, ist nebensächlich und würde zu weit führen.

Die mit den Infanteriegewehren verschossenen Patronen haben Mantelgeschosse, wobei nur das französische Gewehr wieder eine Ausnahme macht, das als Vollspitzgeschoß ausgebildet ist. Sehr unterschiedlich ist bei den Geschossen auch das Gewicht. Dieser Unterschied ist so groß, daß er bis zu 20% beträgt, d. h. das schwerste Geschoß ist 20% schwerer als das leichteste. Dadurch wird natürlich die Munitionsausrüstung des einzelnen Mannes sehr beeinträchtigt, sie schwankt zwischen 120 und 160 Stück Patronen.

Sieht man sich nach diesen allgemeinen Darlegungen die einzelnen Gewehre näher an, so findet auch der Laie sehr leicht die Unterschiede heraus. Deutschland hat in der Hauptsache das Modell 98, System Mauser (Abb. 1), im Gebrauch, dessen Kaliber 7,9 mm beträgt. Bei der gewaltigen Ausdehnung des Krieges und bei der hoch in die Millionen gehenden Zahl der Kämpfer mußten jedoch auch teilweise die alten noch vorhandenen Bestände früherer Modelle mit Verwendung finden, wobei es ein Vorteil war, daß in dem Kaliber kein Unterschied bestand. Es war also infolgedessen nicht nötig, zweierlei Munition zu liefern.



Abb. 4. Englisches Lee-Enfield-Gewehr mit unten vorstehendem Patronenmagazin.

Das Modell 98 besitzt ein festes Magazin im Mittelschaft für 5 Patronen, die in einem Ladestreifen in dieses eingefügt werden. Der Magazinkasten ist ganz im Schaft untergebracht, wodurch das Tragen des Gewehrs auf der Schulter und der Anschlag hinter Brustwehren wesentlich erleichtert wird. Das Magazin ist unten geschlossen, um das Eindringen von Fremdkörpern, Sand usw. zu verhüten. Der Ladestreifen fällt beim Laden der Patronen nach der Seite heraus. Die Patronen lagern dann in zwei Reihen nebeneinander zickzackartig und werden durch eine Feder vor den Lauf gelegt. Die Praxis hat gelehrt, daß das deutsche Infanteriegewehr infolge dieser Konstruktion als das vollkommenste Infanteriegewehr bezeichnet werden darf. Daß dem so ist, geht daraus hervor, daß sich auch mehrere Auslandsstaaten diese Konstruktionsgedanken zunutze gemacht haben. Unter anderen hat beispielsweise die Türkei ein dem Deutschen völlig gleichendes Gewehr. Der Unterschied besteht nur in dem Kaliber, das bei dem türkischen Gewehr 7,65 mm beträgt.

Das österreichische Gewehr (Abb. 2) Modell 95 ist ein Repetiergewehr nach dem System Mannlicher. Sein Kaliber beträgt 8 mm. Der hier ebenfalls mit dem Gewehr fest verbundene Magazinskasten ist unten offen und ragt außerdem auch über den Schaft heraus. Zum Unterschied von den anderen Gewehren hat das österreichische einen Geradzugsverschluß. Sein

charakteristisches Merkmal besteht darin, daß durch bloßes Geradzurückziehen der Kammer das Öffnen und Schließen ermöglicht wird.

Das französische Lebelgewehr Modell 86 bis 93, das unsere Abb. 3 zeigt ist, wie schon erwähnt, ein Mehrlader mit Röhrenmagazin, sein Kaliber beträgt 8 mm. Das Magazin befindet sich im Schaft, unterhalb des Laufes, und ist zur Aufnahme von 8 Patronen geeignet. Frankreich ist sonach der einzige Staat, dessen Infanterie ein Gewehr mit Vorderschaftmagazin führt. Es ähnelt sehr dem ehemaligen deutschen Gewehr Modell 71—84. Da aber in dieses Magazin die Patronen einzeln mit der Hand eingeführt werden müssen, so ist ohne weiteres ersichtlich, daß die Feuergeschwindigkeit eine wesentlich beeinträchtigte ist. Nach dem Abfeuern seiner achten Patrone braucht der Schütze eine wesentlich längere Zeit, um wieder schußbereit zu sein; was unter Umständen für ihn recht verhängnisvoll werden kann, oft aber auch schließlich auf die Entscheidung des Kampfes seinen Einfluß ausübt; da der Soldat eben mitunter gerade im wichtigsten Augenblick nicht weiterfeuern kann, ohne erst umständlich laden zu müssen. Das Zubringen der Patronen in den Lauf erfolgt durch einen Repetiermechanismus in Form eines löffelartigen Zubringers, der beim Zurückführen der Kammer nach oben bewegt wird. Man kann das Lebelgewehr auch als Einzellader verwenden und hat dazu nur nötig, den Zubringer durch einen besonderen Stellhebel abzustellen. Auffällig ist bei diesem Gewehr noch, daß es weder einen Handschutz noch einen Laufmantel besitzt.

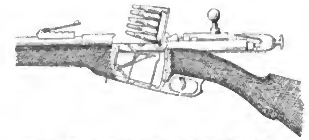


Abb. 5. Russisches Dreilinien-Gewehr Modell 91, geöffnet zum Einsetzen der Patronen.

Das reichhaltigst ausgestattete Gewehr ist das englische (Abb. 4). Es wurde schon gesagt, daß sein Magazin zehn Patronen faßt. Es ist ein Lee-Enfield-Gewehr von 77 mm Kaliber. Die Mehrladevorrichtung besteht in einem Kastenmagazin aus Stahlblech, das durch einen Kettenring an das Gehäuse angehängt ist. Dieser Patronenkasten wird von unten her in den Mittelschaft eingeschoben, und zwar kann das Füllen des Magazins, in dem die Patronen in zwei Lagen liegen und dies nebeneinander, ebensowohl bei eingesetztem, wie auch bei herausgenommenem Kasten erfolgen. Bei einem neueren Modell (1903) erfolgt das Laden des Magazins durch zwei Ladestreifen mit je fünf Patronen. Das ist gegenüber dem älteren Modell ein Vorzug, da bei jenem die Patronen einzeln in das Magazin eingedrückt werden müssen. Das neue Modell weist zudem noch einen weiteren Vorzug auf. Er besteht in einer nicht unbedeutenden Verkürzung des Laufes, wodurch das Modell 1903 unserem Karabiner etwa gleichkommt.

Das in Abb. 5 gezeigte russische Gewehr hat 7,62 mm Kaliber und ist ein Dreilinien-Gewehr nach dem System Mossin-Nagant Modell 91. Es weist ein unten geschlossenes Kastenmagazin auf, vermag fünf Patronen zu fassen, die durch Ladestreifen eingeführt werden, und ähnelt in seiner inneren Einrichtung wesentlich dem deutschen Gewehr Modell 98. Im Gegensatz zum deutschen Gewehr liegen aber die Patronen hier nicht in zwei Reihen nebeneinander.

Nach dem System Mannlicher-Carcano ist das italienische Gewehr Modell 91 (Abb. 6) konstruiert. Es verfügt von allen Gewehren über das kleinste Kaliber von 6,5 mm und hat im Vergleich zum österreichischen Gewehr ein über den Schaft vorstehendes, unten offenes Mittelschaftsmagazin. Dieses Magazin vermag sechs mit einem kurzen Rahmen zu ladende Patronen aufzunehmen. Das italienische Gewehr ist im übrigen das einzige Armeegewehr, das einen zunehmenden Drall aufweist. Die schraubenförmigen Windungen der

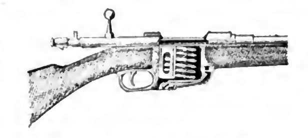


Abb. 6. Italienisches Gewehr Modell 91.

Züge im Laufe, durch die das Geschoß in Drehungen um seine eigene Achse versetzt wird, sind hier so angebracht, daß sie gegen die Mündung immer mehr zunehmen. Bei anderen Gewehren, wie dem deutschen, österreichischen usw., bleibt sich diese Windung von hinten bis vorn gleich. Diese Art der Konstruktion bedingt,

daß das Geschoß nicht sofort nach dem Abdrücken, sondern erst allmählich in die erforderliche Drehung versetzt wird.

Das rumänische Gewehr (Abb. 7) ist ein Mannlichergewehr Modell 93 und besitzt ein Kaliber von 6,5 mm. Die Mehrladeeinrichtung besteht bei diesem Gewehr in einem Kastenmagazin im Mittelschaft zur Aufnahme eines Rahmens mit ebenfalls fünf Patronen. Im übrigen gleicht das rumänische Gewehr sehr dem deutschen Gewehr Modell 88, dem es, namentlich hinsichtlich des Verschlusses, nachgebildet ist. Der hölzerne Handschutz des Laufs entspricht dem des Mausergewehrs.

Auch die Truppen der neuerdings in den Krieg eingetretenen Vereinigten Staaten von Nordamerika führen Magazin-Gewehre. Diese stellen bei der Infanterie eine Kombination des Systems Krag-Jörgensen und Mauser dar. Dieses Gewehr ist seit 1903 im Gebrauch. Es besitzt ein festes Mittelschafts-Magazin und Kolben-

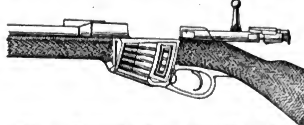


Abb. 7. Rumänisches Gewehr System Mannlicher Modell 93.

verschluß, der dem des deutschen Gewehrs ähnlich ist. Das Kaliber beträgt 7,62 mm. Geladen wird das Gewehr mit Rahmen zu je fünf Patronen. Bei rund 4 kg Gewicht entspricht es ebenfalls nahezu der deutschen Waffe. Seine Mündungsgeschwindigkeit beträgt 650 m.

Die hier noch beigegebenen Abbildungen zeigen die Visiereinrichtungen, die einer weiteren Erklärung eigentlich nicht bedürfen. Zieht man nun nach dem Vorhergesagten noch kurz einen Vergleich in bezug auf die Leistungsfähigkeit der einzelnen Systeme, so muß gesagt werden, daß die Armeen der Mittelmächte nicht unwesentlich besser bewaffnet sind, als die der Entente. Die Ursachen hierzu beruhen einesteils im Kaliber, wobei daran erinnert werden muß, daß bei Gewehren von unter 7 mm die Wirksamkeit herabgemindert wird, andererseits in der Mehrladeeinrichtung, die für die Feuergeschwindigkeit ausschlaggebend ist. Man hat festgestellt, daß als höchste erreichbare Feuergeschwindigkeit 20 Schuß in der Minute angenommen werden dürfen. Sie wird erreicht bei den Gewehren, die das Laden mehrerer Patronen durch einen einzigen Griff gestatten. In dieser Hinsicht ist das französische Gewehr das am wenigsten leistungsfähige. Auch das englische Lee-Enfield-Gewehr älteren Datums darf trotz allem nur als ein sogenanntes Gelegenheits-Repetiergewehr angesehen werden. Da auch bei ihm die Patronen einzeln in das Magazin eingesetzt werden müssen.

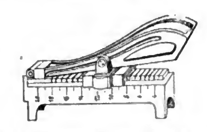


Abb. 8. Kurvenvisier des deutschen Gewehrs.

Auch hinsichtlich der Treffleistung bleibt das französische Gewehr hinter den übrigen zurück. Es ist dies eine natürliche Folge des Röhrenmagazins, das nach jedem Schuß eine Veränderung im Gewicht des Vorderschaftes bedingt und so den Schützen der ruhigen Schießlage beraubt.

Die Vorzüge der geschlossenen Magazine gegenüber den offenen, die leicht durch Staub und Schmutz Ladehemmungen erleiden können, sind schon kurz erwähnt worden. Das deutsche Gewehr hat gegenüber den anderen noch den besonderen Vorzug, daß sein Magazin ganz in den Schaft versenkt ist, wodurch das Schießen aus Deckungen und die Handlichkeit des Gebrauchs überhaupt in vollem Umfange gewahrt wird. Erwähnt mag schließlich weiter-

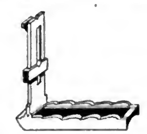


Abb. 9. Rahmen- und Treppenvisier, wie es das russische und französische Gewehr besitzt.

hin noch werden, daß auch der Ladestreifen vor dem Rahmen seine Vorzüge besitzt, da ein Verbiegen und Verrosten unmöglich ist.

Von den verschiedenen Visieren ist ebenfalls dem Kurvenvisier (Abb. 8), wie es das deutsche, türkische und englische Gewehr aufweist, der Vorzug zu geben, da es sich in der Praxis besser bewährt hat, als die komplizierten Rahmen- und Treppenvisiere (Abb. 9 und 10) der anderen Gewehre. Das Kurvenvisier schließt Verwechslungen der Kimmen beim Zielen aus und macht die Anwendung falscher Visierstellungen unmöglich,

was von wesentlichem Vorteil für die Treffleistungen ist.

Es wurde eingangs schon darauf hingewiesen, daß eine besondere Stellung für sich das kanadische Gewehr einnimmt. Dies Gewehr ist ein Magazinselbstladegewehr. Es unterscheidet sich von den Mehrladegewehren der übrigen Staaten durch die selbsttätige Arbeit seines Lademechanismus. Die Konstrukteure haben hier in der gleichen Weise wie bei allen automatischen Handfeuerwaffen die Rückwirkung der Pulvergase ausgenützt, um das Öffnen, Lösen, Spannen und Schließen des Gewehrs nach jedem Schuß selbsttätig und

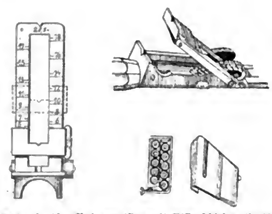


Abb. 10—12. Rahmenvisier mit Visierschieber (links); Quadrantenvisier des italienischen Gewehrs (oben); Kastenmagazin des englischen Gewehrs (unten).

ohne Mitwirkung des Schützen zu vollziehen. Der Schütze hat also nur nötig, zu zielen und abzudrücken. Er ist deshalb in der Lage, die 15 Patronen, die das Magazin faßt, in rascher Folge abzufeuern. Da er auf diese Weise ganz wesentlich entlastet ist und nicht so leicht ermüdet, so vermag er auch bei schnellem Feuer vollkommen ruhig zu zielen. Die Ausnützung der Rückstoßkraft der Pulvergase hebt außerdem den sonst auftretenden Rückschlag des Gewehres nahezu auf, was nicht ohne Einfluß auf die Schußleistungen bleibt. Einen Nachteil hat dieses automatische Gewehr indessen trotzdem, und zwar besteht dieser in dem wesentlich größeren Gewicht und in der Empfindlichkeit der Waffe an sich. Hinzu kommt weiter, daß der Munitionsbedarf gegenüber den anderen Gewehren ein recht erhebliches Mehr erfordert.

Dieser letzte Umstand namentlich mag auch die Ursache gewesen sein, daß bisher keiner der andern Staaten dazu übergegangen ist, seine Armeen ebenfalls mit Selbstladegewehren auszurüsten, denn letzten Endes spielen in einem Kriege auch die Munitionskosten eine sehr erhebliche Rolle, so daß der einzelne Staat darauf bedacht ist, sie möglichst nieder zu halten, namentlich dann, wenn die Überzeugung vorherrscht, daß die Sparsamkeit nicht zum Nachteil der Kriegführung überhaupt wird. Die Erfolge, die die Infanterie der Mittelmächte in diesem Krieg bisher zu verzeichnen hatte, geben uns den Beweis dafür, daß die Ausrüstung dieser Staaten eine ganz vorzügliche ist, wenn auch gerade bei diesen Truppen sich besonders das Wort bewahrheitet hat, das wir schon einmal erwähnten, nämlich daß es letzten Endes der Geist der Truppen ist, der die Erfolge zeitigt.

Die Feldapotheke.

Von W. Bautzner. Mit 3 Abbildungen.

In jedem geordneten Heerwesen sind Feldapotheken ebenso zu finden, wie andere Einrichtungen, deren Zweck es ist, der Bequemlichkeit der Soldaten im Felde zu dienen. Das Vorhandensein solcher Apotheken entspringt vor allem dem Bestreben, den Heeresangehörigen nicht nur bei einer Verwundung, sondern auch bei einer plötzlichen Erkrankung Hilfe zu bieten. Seitdem das Arzneiwesen und die damit zusammenhängende Betätigung in den Heeren Eingang gefunden hat, sind Feldapotheken mitgeführt worden. Der Zeitpunkt ihrer Einführung läßt sich zwar nicht genau bestimmen, aber es lassen doch verschiedene Anzeichen darauf schließen, daß sie schon sehr alt sind. Wenn man auch in früheren Zeiten großes Gewicht auf die Chirurgie legte, das heißt: mit operativen Eingriffen, Amputationen usw. rascher bei der Hand war, als heutzutage, so gab es doch auch Zeiten, wo man sich im gleichen Maße der prophylaktischen Heilweise bediente. Das waren jene Zeiten, in denen Massenerkrankungen in den Reihen der Soldaten wüteten. Es gibt eine Reihe alter Hand- und Lehrbücher für diese Fälle mit allerlei Rezepten, guten Ratschlägen, Anweisungen zu Be-

reitung von Heiltränken, Anleitungen für Pflaster und Salben, die für die verschiedenen Krankheiten Verwendung fanden. Vielfach war damit allerdings auch mancherlei Aberglauben verknüpft, daneben aber findet sich doch manches wirklich Gute und Brauchbare. Trotzdem waren die Feldapotheken sehr lange Zeit hindurch recht primitiver Art und wirklich wohlausgerüstete Feldapotheken besaßen meist nur fürstliche Heerführer für ihren eigenen Gebrauch. Eine solche Feldapotheke befindet sich beispielsweise im Dresdener Kunstgewerbe-Museum, und zwar soll sie von Friedrich dem Großen herrühren und im Jahre 1758 bei Hochkirch erbeutet worden sein. Bei einer Höhe von 65 cm und einer Breite von 42 cm entspricht sie den bei uns heute noch üblichen Hausapotheken. Sie zeigt die Form eines sorgfältig gearbeiteten Schränkchens mit Messingverzierungen. Das Innere birgt Schubkästchen und Fächer, die zum Einsetzen von Gläsern eingerichtet sind. Die Aufbewahrung der Arzneien erfolgte in viereckigen, grünlichweißen Gläsern, die man mit gewöhnlichem Papier zuband. Der Name des Inhalts war in mitunter kaum lesbarer Schrift auf dem Verschlußpapier verzeichnet.

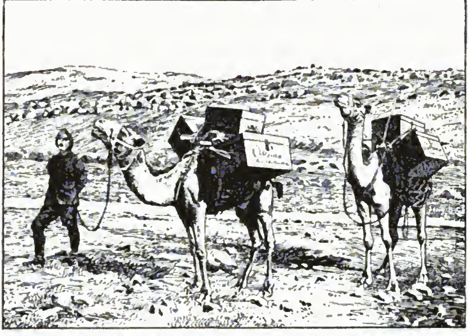


Abb. 1. Eine Feldapotheke auf dem Transport in der Wüste.

Die neue Organisation des preußischen Heeres im Anfang des 19. Jahrhunderts sah dann das Mitführen besonderer Arzneiwagen beim Troß vor. In diesen Wagen wurden eine Menge Heilkräuter, Wurzeln und sonstiges Material untergebracht, aus denen im Felde die Arzneien, Salben und Pflaster hergestellt wurden. Als dann späterhin dank der Fortschritte in der Chemie auch das Arzneiwesen in ungeahnter Weise Fortschritte verzeichnete und ebenso die Chirurgie wesentliche Verbesserungen erfuhr, insbesondere ein keimfreies Arbeiten möglich war, wurden auch die Feldapotheken zweckentsprechender ausgerüstet. Schließlich brachten die Umwälzungen des Kriegswesens überhaupt einen weiteren großartigen Fortschritt auch in bezug auf die Feldapotheken. Und der Weltkrieg gar in seinen riesigen Abmessungen und mit seinen tausendfachen Mitteln hat auch das Feldapothekenwesen auf eine ganz neue Grundlage gestellt.

Schon im Frieden sind aus der Praxis des militärischen Betriebs heraus Sanitätsausrüstungen entstanden, die bis in die kleinsten Einzelheiten durchdacht und festgelegt waren, gleichzeitig aber auch ständig verbessert wurden, sobald sich dazu die Möglichkeit und ein Anlaß bot. So kann heute ohne große Umstände jedem Soldaten Linderung und Hilfe in dem überhaupt möglichen Maß zuteil werden.

Es ist bekannt, daß jeder Soldat für den Fall seiner Verwundung zwei keimfrei gemachte Verbandpäckchen in einer vorn auf das Rockfutter seines Uniformrockes aufgenähten Tasche bei sich trägt, so daß bei richtiger vorschriftsmäßiger Anwendung eine erste antiseptische Wundbehandlung gewährleistet ist. In Fällen der Verwundung und Erkrankung aber, die eine über das einfache Maß hinausgehende Behandlung erfordern, hat der hiezu besonders ausgebildete Sanitätssoldat einzugreifen. Auch er verfügt für die erste Wundbehandlung über ein in der Rocktasche zu tragendes Verbandzeug, dem Schere, Pinzette, Spatel, Nagelreiniger und Fieberthermometer beigegeben sind. Außerdem aber führt er in seinem Tornister und in zwei nach Art der Patronentaschen zu tragenden, nur etwas größeren Taschen eine Anzahl Arzneimittel und Verbandstoffe mit sich, die eine erste durchgreifende Hilfe in allen erdenklichen Fällen ermöglichen. Soweit diese

Sanitätsmannschaften zu den berittenen Truppen gehören, sind die erwähnten Taschen am Sattel befestigt. Inhaltlich gleichen sich die Taschen bei beiden Truppengattungen vollständig; die eine enthält Arzneimittel, die andere Verbandzeug.

Die Arzneimitteltasche birgt in viereckigen Fläschchen zu je 20 Gramm Inhalt Terpentinöl

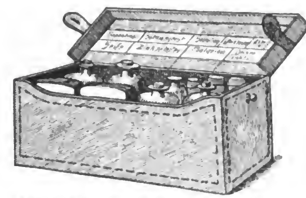


Abb. 2. Arzneimitteltasche eines Sanitätssoldaten.

als Desinfektionsmittel (an Stelle der früher gebräuchlichen Karbolsäure), sodann Salmiakgeist, verwendbar als Riechmittel, Baldriantinktur gegen Magenverstimmungen, Opiumtinktur als stopfendes Mittel, schließlich noch je eine Röhre mit Tabletten aus Weinsäure und doppeltkohlensaurem Natron, woraus die Brausepulver bereitet werden; ferner eine Nickeldose mit einem Seifenstück, ein Ledertäschchen mit Senfpflaster, eine Pappschachtel mit einer Rolle Zinkkautschukpflaster, endlich Ersatzkorken und ein im Deckel eingeklebtes Inhaltsverzeichnis. Die Fläschchen sind in nicht zu verwechselnder Weise unterschieden, je nachdem es sich um äußerliche oder innerliche Mittel handelt. In der Verbandstofftasche trägt der Sanitätssoldat drei oder vier Verbandpäckchen, außerdem Mullstücke und Mullbinden, ferner eine elastische Binde, eine Nickelverbandschale und ein Ledertäschchen mit Zwirn, Näh-, Steck- und Sicherheitsnadeln, sowie ebenfalls ein Inhaltsverzeichnis.

Wesentlich reichhaltiger an Verbandstoffen wie an Arzneimitteln sind die Sanitätsausrüstungen der fahrenden Truppenteile, beispielsweise die Sanitätskästen der Maschinengewehr-Kompagnien und der Munitionskolonnen, ferner die der Infanteriebataillone, der Kavallerieregimenter und die besonderen Sanitätswagen der Sanitätskompagnien. In großem Maßstabe ausgestattet sind die Apothekenwagen der Feldlazarette, da ja von hier aus die Militärärzte bei der Truppe und im Feldlazarett das für ihre Tätigkeit unbedingt notwendige Material schöpfen müssen. Ein Mittelding zwischen den Taschen der Sanitätssoldaten und den umfangreicheren Vorräten der vorerwähnten Truppenteile im Feldlazarett bilden die bei den Infanterieregimentern gebräuchlichen Sanitätstornister. Sie dienen dazu, etwas mehr an Vorräten von Arzneien und ärztlichen Hilfsmitteln dorthin zu bringen, wo die Arzneikästen und Wagen nicht hinkommen können. Wenn es auch nicht möglich ist, all die Einzelheiten hier aufzuführen, die in den größeren Feldapotheken und Sanitätstornistern mitgeführt werden, so muß doch so viel gesagt werden, daß die Fortschritte, die in dieser Beziehung auch in neuester Zeit noch gemacht wurden, ganz wesentliche sind. Insbesondere hat die Fabrikation von Arzneimitteln in Tablettenform das ihrige dazu beigetragen. Auch die Herstellung von Lösungen mannigfachster Art darf zu diesen Fortschritten gezählt werden. Man führt diese Lösungen in zugeschmolzenen Glasröhren oder in Fläschchen mit. Es sind namentlich solche, die zu Einspritzungen oder Einträufelungen Verwendung finden.

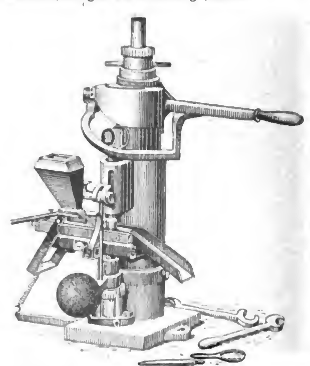


Abb. 3. Eine Komprimiermaschine zur Anfertigung von Arzneitabletten.

Die Erzeugung von Arzneimitteln in Tablettenform ist noch ziemlich jung. Sie war lange Zeit ein Privileg des Auslands, namentlich England hatte darin schon längere Zeit einen Vorsprung, so daß vielfach Stoffe, die von der deutschen chemischen Industrie erzeugt

waren, nach England geschickt werden mußten, um von dort in Tablettenform wieder zurückzukehren oder sonstwie ihren Weg in die weite Welt zu nehmen. Heute hingegen hat auch die Anfertigung von Tabletten in Deutschland weite Verbreitung gefunden, man fertigt nicht nur Arzneimittel, sondern auch Nährmittel verschiedenster Art in dieser Form an. Zur Herstellung der Tabletten dienen besondere Maschinen und Pressen. Eine solche Komprimiermaschine zur Herstellung von Arzneien und Tabletten zeigen wir in Abb. 3. Man hat schon längere Zeit darüber gestritten, ob es empfehlenswert sei, unseren Soldaten gewisse Arzneimittel in Tablettenform ins Feld mitzugeben, dadurch aber, daß man heeresseitig die Zahl und Menge der von den Sanitätsmannschaften in ihren Taschen mitzuführenden Arzneimittel aufs äußerste beschränkt hat, ist von vornherein eine gewisse Gewähr gegen mißbräuchliche Verwendung gegeben. Befindet sich doch in der ganzen Ausrüstung nur ein einziges Mittel, das sonst nur gegen ärztliche Vorschrift in den Apotheken abgegeben wird. Es ist das die Opiumtinktur. Die Freigabe anderer Lösungen ist gänzlich ausgeschlossen, sie werden nur unter Mitwirkung des Militärarztes abgegeben. Auf diese Weise wird verhütet, daß Arzneimittel, wie Aspirintabletten, Morphiumlösung, Jodtinktur, Sublimatpastillen u. a. m. in die Hände Unberufener kommen. Die gesamte Einrichtung und Ausrüstung unserer Heeresapotheken zeigt aber, daß der Soldat heute auch im Felde genügsam mit Apothekerwaren versorgt werden kann, und der gute Gesundheitszustand unserer Truppen zeugt davon, welch große Vorteile in dieser reichlichen und vor allen Dingen auch richtigen Ausrüstung für unser gesamtes Heereswesen besteht. So ist die Feldapotheke ein Kriegsmittel, das nicht mehr entbehrt werden kann, aber es unterscheidet sich von manchem anderen dadurch, daß es wieder aufbauen hilft, was andere Mittel des Krieges zerstörten.

Vermischtes.

Vom Wert des deutschen Soldaten. Wir erfuhren im Verlauf des Weltkrieges nahezu täglich, daß die gesamte Macht unserer Gegner trotz ihrer zahlenmäßigen Übermacht an Menschen und Material dem Deutschen nicht gewachsen war. Bei allen Offensiven, mochten sie nun in Rußland oder in Frankreich oder Belgien vor sich gehen, und mit noch so großen Mitteln unternommen werden, kamen die Feinde über Anfangs- und Teilerfolge nicht hinaus, während andererseits jeder deutsche Vorstoß, einmal ernstlich unternommen, glückte und zum Ziel führte. Riga, Oesel und Italien sind dafür treffliche Beweise aus der jüngsten Zeit, die um so schwerer wiegen, als zur selben Zeit Engländer und Franzosen die verzweifeltsten Anstrengungen eines Durchbruchs der deutschen Front machten. Da läßt sich dann doch die Frage aufwerfen nach der Ursache, nach dem Wie und Warum, das die Deutschen in den Stand setzt, einer ganzen Welt zu trotzen. Auch bei den Feinden selber hat man sich diese Frage gewiß schon vorgelegt, wenn man auch nicht so freundlich war, dies einzugestehen oder gar in Worte und Sätze gefaßt in die Öffentlichkeit zu bringen, wie das jener kanadische Offizier einer Zeitung seiner Heimat gegenüber getan. Dieser Offizier, ein Major, erklärte nämlich einem Ausfrager, daß zehn deutsche Soldaten so viel wert seien, wie 50 irgendeiner anderen Nation der Kriegführenden. Und von den farbigen Hilfsvölkern dürften schon gar 20 Mann für einen Deutschen gerechnet werden. Es ist also eine regelrechte Schätzung des Kampfwerts der Truppen, die hier vorgenommen wird und es mag für unsere Soldaten recht ehrenvoll sein, wenn man gegnerischerseits das Geheimnis unserer Erfolge und unseres siegreichen Behauptens lediglich bei unseren Truppen selber sucht und das auch so offen zugibt. Jener Major aus Kanada mag zwar trotz allem uns heute noch als ein weißer Rabe erscheinen, aber es ist doch ein Anzeichen der Erkenntnis, wenn er sagt, daß es zwar edelsinnig, doch von wenig Wert sei, wenn man den Kanadiern und dem kanadischen Heldentum Lob spende, denn gegen den deutschen Soldaten nütze das alles nichts. Gegen die deutsche Organisation werde man nie vorwärts kommen. Auch er sei gegen Deutschland eingenommen gewesen und habe die Deutschen gering geschätzt, als er zum Kampf gezogen sei. Indessen, seine Ansichten und Gefühle hätten sich durch den heldenhaften Mut der Deutschen gründlich geändert. Der Offizier hegte für seine Landsleute und Verbündeten sogar die schlimmsten Befürchtungen, wenn einmal der Tag kommen werde, wo die Masse der deutschen Kriegsmacht frei sein werde, um ganz gegen die Westfront geworfen zu werden. „Es ist eine Schande", so schloß der Major seine Ausführungen, „daß die Presse der Entente versucht, durch Lügen und falsche Vorstellungen die höheren Qualitäten des deutschen Volkes und die unvergleichliche Tapferkeit des deutschen Soldaten zu verkleinern. Doch werden diejenigen ihrer Gegner, die aus den Schlachtfeldern als Krüppel nach Hause kommen, die Wahrheit ans Licht bringen. Auch seine Feinde müssen Deutschland Anerkennung zollen." Wenn ein Feind solche Worte schreibt oder spricht, so will das viel heißen angesichts der systematischen Verblendung und Verhetzung,



Alaskahunde in den Stellungen der Franzosen auf den Hochvogesen.
Nach einer französischen Zeitschrift gez. v. M. Zimmerer.

mit denen auf der anderen Seite in der Regel gearbeitet wird. Aber unsere Feldgrauen dürfen gerade auf solche Urteile aus dem Munde ihrer kämpfenden Gegner besonderen Wert legen.

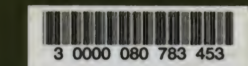
Hunde aus Alaska haben die Franzosen sich kommen lassen, um sie in den unwirtlichen Gegenden der Hochvogesen für kriegerische Zwecke zu verwenden. Insbesondere benötigte man die Hunde als Zugtiere vor Transportschlitten für Munition, Proviant und für sanitäre Zwecke. Wie das hier beigefügte Bild zeigt, werden vor einen Transportschlitten bis zu 10 und 12 Hunde vorgespannt. Es macht dann ganz den Eindruck, als wenn man in der arktischen Gegend wäre. Die Eskimos pflegen ja auch ihre Schlitten mit langen Hundereihen zu bespannen. Wenn man es nicht wüßte, würde man unser Bild gewiß auch als eine Landschaft aus der Gegend des ewigen Eises halten. Aber das Bild ist im vorigen Jahr aufgenommen und gezeichnet worden, wo bekanntlich der Winter sehr streng war und Schnee und Eis in den Hochvogesen monatelang liegen blieben. Die Hunde aus Alaska, das bekanntlich auch ein sehr rauhes Klima aufweist, sind die strenge Witterung gewohnt und abgehärtet genug, um auch bei großer Kälte ihren Dienst versehen zu können. Inwieweit sie sich in den Vogesen bewährt und die Hoffnungen erfüllt haben, die man bei den Franzosen auf ihre Mithilfe als Transporttiere gesetzt hat, ist uns natürlich nicht bekannt geworden, aus der Häufigkeit ihrer Verwendung darf man aber schließen, daß man mit ihnen zufrieden ist. -z-

Wenn zwei dasselbe tun. Anton Fendrich läßt in seinem neuesten Kriegs- u. Friedenskalender, der eben für 1918 im Franckh'schen Verlage in Stuttgart erschienen ist, allerlei Leuchtkugeln aufsteigen. Von diesen möchten wir auch unseren Lesern eine vorführen: Die Entente regt sich seit drei Jahren auf, daß wir den belgischen Neutralitätsvertrag einen „Fetzen Papier" nannten. Was wahr ist! Denn die Dokumente sind da! Aber daß die Franzosen den von ihnen in Frankfurt 1871 feierlich unterschriebenen Vertrag in Schulen und in der Familie, zwischen Diplomaten und Potentaten seit 44 Jahren als „einen Fetzen Papier" behandeln, davon mucksen sie nicht.

Wie er sich den Krieg gedacht hat. Schwestern einer Erfrischungsstelle im Osten bitten den Führer einer Betriebskompagnie um einen Pionier, der ihnen in kürzester Zeit eine kleine Birkenlaube bauen möchte. Der auf drei Tage abkommandierte Mann ist am achten noch nicht zurück. Darauf kommt der Kompagnieführer selbst hinüber und findet den Braven bei der gerade bis zur Hälfte gediehenen Laube im Grünen sitzend. Vor ihm ausgebreitet liegen derbe Butterstullen und Eier; eine Schwester bringt ihm noch eine Tasse Fleischbrühe. Er blüht vor Fett und Rundlichkeit wie ein Apfel. Als der Kompagnieführer, ein freundlicher Badener, sich von dem ersten Staunen erholt hatte, fragt er: „Na! Aber sonst geht's wohl noch gut?" Worauf der Pionier erwidert: „Herr Hauptmann! Grad so hab 'ch mer den Krieg gedacht!" (Krgsztg. d. 7. Armee.)






3 0000 080 783 453